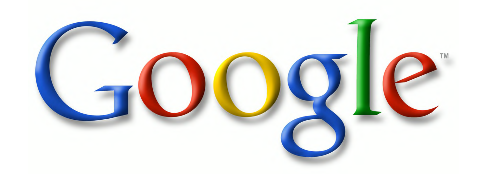



Google

Aus meinem Leben

von

Louis Schneider.

I. Band.

EMS

Berlin 1879.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 69. 70.


Politischer
Lesezirkel
von GLARUS.


ACADEMIAE·HARVARDIANAE·IN·NOV·ANG·SIGILLVM
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

Aus meinem Leben.

Von

Louis Schneider.

I. Band.

Berlin 1879.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung.
Kochstraße 69. 70.

Die folgenden Memoiren hat der Verfasser mit der Absicht der Veröffentlichung und druckfertig hinterlassen. Der größte Theil ist unter dem frischen Eindruck des Erlebten niedergeschrieben. Keine überarbeitende Hand, weder des Verfassers noch eines Herausgebers, hat den Charakter der Anschaulichkeit und Offenherzigkeit verwischt; die Aufzeichnungen erscheinen unberührt.

Die Kinderjahre.

1805—1818.

Ein Kontrabaß, — Kosaken — und zwei offizielle Ohrfeigen gehören zu den deutlichsten Erinnerungen aus meiner Knabenzeit. Der Kontrabaß befand sich in dem Saale eines Gartenhauses, in welchem mein Vater in den Jahren 1810 bis 1813 Abonnements-Konzerte — damals etwas Neues — gab; es war das Gartenhaus des sogenannten Georgeschen Hauses in der Friedrichsstraße Nr. 140, damals das größte Privathaus Berlins, jetzt das medizinisch-chirurgische Friedrich-Wilhelms-Institut, wo meine Eltern in dem kleinen Anbau an der Spree wohnten, welcher auch jetzt (1861) noch vorhanden ist, aber allerdings nicht so aussieht, als hätte darin eine ganze Familie zusammen wohnen können. Und doch hatten es damals meine Eltern dankbar als ein Asyl angenommen; denn seit dem Einrücken der Franzosen in Berlin, 1806, war bitterste Noth und Entbehrung über sie, wie über alle bei der Italienischen Oper angestellt gewesenen königlichen Kammermusiker und deren Familien gekommen. Mein Vater, früher in der Kapelle des Prinzen Heinrich von Preußen zu Rheinsberg, war nach dem Tode dieses Prinzen als Waldhornist in die königliche Kapelle nach Berlin aufgenommen worden und hatte, zusammen mit seinem Kollegen

Boetticher, in der musikalischen Welt durch seine Behandlung des bis dahin für undankbar, namentlich nicht für konzertfähig gehaltenen Instrumentes Aufsehen erregt.

Seine gediegenen musikalischen Kenntnisse und Fähigkeiten, sein Talent zur Komposition führten ihn bald in gute Gesellschaft. Stundengeben auf fast allen Instrumenten — denn bei einem zünftigen Stadtmusikanten in Darmstadt als Lehrling ausgebildet, spielte er sie fast alle — und seine Instrumental-Kompositionen machten ihn gesucht von Kunstfreunden und Musikliebhabern. Er hatte zwar nur 300 Thaler Gehalt, dafür aber auch nur sechs Wochen im Jahre, während des Karnevals, eine dienstliche Beschäftigung.

Meine Mutter, welche schon in Rheinsberg auf der prinzlichen Privatbühne mitgesungen, nahm 1803 nach dem Tode des Prinzen ein Engagement als Sängerin beim Direktor Krickeberg in Schwerin an, welcher damals die Städte Güstrow, Rostock, Stralsund und Dobberan besuchte. Von dort wurde sie nach Breslau engagirt, wohin sie meine beiden älteren Geschwister mitnahm, und wo der Vater ebenfalls den größten Theil des Jahres verweilte, bis der Karneval ihn nach Berlin rief. — Meine Mutter war die Tochter des berühmten Musikgelehrten Portmann in Darmstadt, über welchen sich biographische Nachrichten in der Zeitschrift „Euterpe, eine musikalische Zeitschrift für Deutschlands Volksschullehrer, von Hentschel", 21. Jahrgang, 1862, Nr. 9 finden.

Im Jahre 1804 endete das Engagement dort, weil ich zur Welt kommen sollte; was denn auch am 29. April 1805, in dem Hause Charlotten- und Taubenstraßen-Ecke Nr. 56, damals einem Herrn v. Alten gehörig, geschah. Wachsender äußerer Wohlstand waren bis dahin Hand in Hand mit steigender Anerkennung gegangen, um so schwerer traf meine Eltern die Unglückszeit von 1806 bis 1813; denn bald nach dem Eintreffen der Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Jena wurden

sämmtliche bei der Italienischen Oper Angestellte zusammenberufen, und Baron von der Reck, damals Direktor derselben, ließ ihnen eröffnen, daß die königlichen Kassen geflüchtet, der König und die königliche Familie nach Preußen gegangen und keinerlei Mittel vorhanden — auch dergleichen nicht in Aussicht seien — die Gehalte auszuzahlen. Er müsse daher Jedem überlassen, sich die Umstände nach seinem persönlichen Interesse zurecht zu legen, verlange keinen Dienst und keine Verpflichtung, könne aber auch keine Hülfe gewähren.

Oft habe ich meine Eltern von der trostlosen Lage erzählen hören, in welche sie durch diese Erklärung geriethen. Jede Einnahme hörte auf, dagegen verdoppelten sich die Ausgaben, namentlich die fast unerträglich gewordene Einquartierungslast. Niemand nahm Musik-Unterricht, und von Musik-Aufführungen war nicht mehr die Rede. Wird doch der Künstler überhaupt in solchen Zeiten allgemeiner Kalamität ein sehr überflüssiges Glied der menschlichen Gesellschaft, ja nur zu leicht Jedermann lästig. Glücklicherweise nahmen sich einige reiche Musikfreunde meines Vaters an, so daß er Frau und Kinder erhalten konnte.

Mein Vater war fleißig, aber nicht unternehmend, — arbeitsam, aber nicht spekulativ — stand daher der Zeit und ihrer Noth ziemlich rathlos gegenüber. Was aber meinem Vater in dieser Beziehung fehlte, besaß meine Mutter in doppeltem Grade. Sie war es, die ihn zu Unternehmungen trieb und den damals neuen — aber guten — Gedanken hatte, Uebungs-Konzerte für Dilettanten und Abonnements-Konzerte zu ungewöhnlich wohlfeilen Preisen zu veranstalten, die denn auch ins Leben traten, Beifall fanden und den nothdürftigen Lebensunterhalt einbrachten. In jenem Gartenhause an der Weidendammer Brücke fanden sie statt, obgleich so ziemlich alles dazu fehlte. Es war ein Saal von acht Fenstern, ohne Meubles, ohne Gardinen. Um wenigstens die letzteren anzuschaffen, nahm meine

Mutter Leinwand, färbte sie selbst blau, und meine Schwester Johanna mußte baumwollene Borten stricken, dazu klöppelte die Mutter Frangen, und so erschien der Saal doch wenigstens erträglich.

Da die Mutter bei jenen Konzerten an der Kasse saß oder das Buffet besorgte, Bruder und Schwester heizen, ausfegen, Noten auflegen, kurz überall zur Hand gehen mußten, so blieb für den fünf- bis sechsjährigen Knaben während der Proben und Aufführungen keine andere Aufsicht und kein anderer Tummelplatz, als das Orchester, und hier war es der Kontrabaß, der den nicht besonders wohlerzogenen Wildfang mächtig anzog. Während der Proben und Aufführungen saß ich unter dem Pulte des Kontrabassisten und hütete sorgfältig ein großes Stück Kolophonium, von dem ich nicht begriff, warum es nicht öfter gebraucht wurde. War ich doch jedesmal stolz darauf, daß ich es hinhalten konnte, wenn der Bogen damit gestrichen werden mußte. Sollte es zu Tische gehen und Louis wurde im Garten oder auf der Waschbank an der Spree gesucht, so wußten die Geschwister oder die alte Köchin schon, wo ich schließlich zu finden sein würde: beim Kontrabaß im Gartenhause, auf dem ich entweder pizzicato musikalisch phantasirte, oder neben dem ich, zärtlich seinen Hals umarmend, eingeschlafen war.

So ist denn dieser Kontrabaß der Mittelpunkt, um den sich die verworrenen und undeutlich verschwimmenden Erinnerungen aus meiner frühesten Jugend gruppiren. Den Bogen nahm Herr Keller — so hieß mein unvergeßlicher Kontrabassist — vorsichtig unter den Rock geknöpft, mit nach Hause; denn er mußte doch wohl an den ausgerissenen Haaren desselben und an dem übermäßigen Bestreichen mit Kolophonium, sowie an den gegen alle Wahrscheinlichkeit verstimmten Saiten bemerkt haben, daß der Enthusiasmus seines jugendlichen Bewunderers während seiner Abwesenheit zu weit ging. Deshalb blieb mir nur noch das pizzicato übrig. Da Abwechselung aber ergötzt,

so beschäftigte ich mich auch in unbelauschten Augenblicken damit, die Schraubenwirbel herauf und herunter zu drehen, und erfreute mich daran, daß ich dadurch das musikalische Ungeheuer in eine wesentlich veränderte Stimmung versetzen konnte. Zum Heraufdrehen fehlte mir die Kraft, woher es denn oft kam, daß Herr Keller die Saiten seines Instruments wie die Schlangenhaare eines Medusenhauptes über den Steg herabhangen fand, was auch sein Gemüth vielfach herabstimmte.

Auch die Pauken übten eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf mich; leider waren aber, und wahrscheinlich aus demselben vorsorglichen Grunde, die Paukenschlägel verschlossen oder mit fortgenommen, und wenn ich mit Fäusten und Ellenbogen, oder mit zwei aus der Küche entfernten Quirlen, auf den Fellen umhertobte, so zog das „Gebumse" — wie es jene alte Köchin nannte — sofort Personen herbei, die sich, je nach ihrer Auffassung oder dem ihnen zustehenden Strafrechte, dann angelegentlich mit meiner Erziehung beschäftigten. — Diese Vorliebe für Kontrabaß und Pauken hat mich auch als jungen Mann nicht verlassen; ja es kam später sogar noch die Baß-Posaune hinzu, auf der ich in stiller Abendstunde, zum Entsetzen aller Hausbewohner und Nachbarn in der Französischen Straße Nr. 48, erstaunliche Variationen blies. Wie oft habe ich im Orchester des Berliner Opernhauses später die Pauken geschlagen und Kontrabaß gespielt. Der Paukenwirbel im Anfange der Ouverture von Fernand Cortez war mein Meisterstück, und, sonderbar genug, begegnete ich in dieser Liebhaberei dem jungen Grafen Redern, (später als General-Intendant der königlichen Schauspiele mein Chef und gegenwärtig Oberst-Kämmerer) der damals zu meinem beneideten Rival bei den Pauken wurde; denn Herr Henschel, der Pauker, zog doch zu Zeiten den Grafen dem Sohne des Kapellmeisters vor. Was den Kontrabaß betrifft, so wurden seine Flageolet-Töne eine ganz besonders wirksame Zuthat zu der Rolle des Peter im „Kapellmeister von Venedig", für welche

mein Vater ein Duett für zwei Kontrabässe komponirt hatte, das, von Blume und mir ausgeführt, nie seine Wirkung verfehlte. —

Aus dem Georgeschen Hause und Garten zogen meine Eltern in das gegenüber liegende Prinz Louissche Palais, Friedrichsstraße Nr. 103, wo die Uebungs-Konzerte ebenfalls fortgesetzt wurden, auch Quartett- und Quintett-Soireen, sowie Sologesang ein ganz bestimmtes Publikum von Musikliebhabern anzogen. Hier durfte ich der Schwester Johanna und dem Bruder Franz schon beim Anzünden der Lichte und Notenauflegen helfen.

Trotz aller Anstrengung des Vaters wollte aber doch der Erwerb nicht ausreichen, da jeder mitwirkende Künstler bezahlt werden mußte und die Dilettanten immer nur wenige Instrumente spielten. Da unternahm der Vater mit seinem Kollegen Boetticher eine Kunstreise, auf welcher die Mutter ihn begleitete, um als Sängerin in den zu gebenden Konzerten mitzuwirken. Die Reise ging über Leipzig, Weimar, Fulda u. s. w. Wir Kinder wurden unterdessen bei Freunden untergebracht; Johanna bei dem Obersten v. Malschitzky, einem Musikliebhaber vor dem Köpenicker Thore, mit dessen Tochter sie befreundet war; Franz bei dem Kaufmann Freitag, in der damaligen Letzten (jetzt Dorotheen-) Straße, und ich bei der Frau des Kollegen Boetticher, in der Rosenthaler Straße.

Als die Eltern von der ziemlich unfruchtbaren Reise zurückgekehrt waren, mußte aufs neue zu den Konzerten gegriffen werden, die mit der Rückkehr der königlichen Familie nach Berlin, 1809, nun auch einträglicher wurden. Die Leiden der letzten Jahre kamen in Vergessenheit, Kunstgenüsse wurden wieder zum Bedürfniß, und so regten sich denn auch die Künstler; hatten sie doch Verlorenes wieder zu erwerben, die gesellschaftliche Stellung zurück zu erobern, welche ihnen allgemeine Noth und schwerer Druck entzogen. Die Thätigkeit und das Talent meines Vaters suchte

zwar keine neuen Richtungen, aber beutete sie aus, wenn die Strebsamkeit meiner Mutter darauf hindrängte. So komponirte er z. B. 1810 für die Beisetzung der Hochseligen Königin Louise eine Trauer-Kantate, die ihm allseitige Anerkennung eintrug, und später das Oratorium „Christi Geburt“, sein bestes Werk.

Das alles war ehrenvoll, aber immer noch nicht einträglich. So sollte es mit einer Oper versucht werden, und die Mutter suchte nach einem Texte, den sie endlich in dem „Orakelspruch“ von Castelli gefunden zu haben meinte. Unglaublich rasch komponirte der Vater die einaktige Operette, deren Aufführung Iffland auf dem National-Theater aber verweigerte, bis eine Prüfung vor einem anderen Publikum stattgefunden, zu der es eben einer Versendung an eine andere Bühne bedurfte. Dazu fehlte es aber an Gelegenheit und Mitteln, kurz, die Sache blieb einstweilen liegen.

Dagegen wurden jetzt größere Abonnements-Konzerte im Saale des National-Theaters unternommen, die recht gut besucht waren, aber doch eigentlich den Mitwirkenden mehr Vortheil brachten als dem Unternehmer. Ich erinnere mich deutlich, mit welcher Freude der Vater am Morgen nach jedem Konzerte die Einnahme vertheilte: einen Louisd'or für jeden Sänger oder Sängerin, zwei Thaler für ein Instrumental-Solo und sechszehn gute Groschen für jeden Musiker im Orchester. Der Verdienst kam allen sehr gelegen, denn wieder hatten die Durchmärsche der Franzosen und ihrer Hülfstruppen in den Feldzug nach Rußland begonnen, und wieder trat Mangel und Hülflosigkeit ein; beides steigerte sich, als der Vater in dem schweren Winter von 1812 zu 1813 bei Glatteis den Fuß brach, der zwar gut geheilt wurde, aber ihn doch sein ganzes übriges Leben hindurch bei jedem Witterungswechsel schmerzte. Sein auffallend graziöser Gang litt indessen so wenig unter diesem Uebel, daß, als König Friedrich Wilhelm III. Ende der zwanziger

Jahre den Fuß brach, der General v. Witzleben ihm meinen Vater als lebenden Beweis vorstellte, wie der Bruch eines Fußes keinerlei Verunstaltung zurücklasse. Die Uebungs-Konzerte der Dilettanten dirigirte er mehrere Wochen auf einem Ruhebette liegend.

Um diese Zeit war es, wo sich die Stimme meiner Schwester Johanna auf überraschende Weise vortheilhaft entwickelte. Wenn die Eltern nicht zu Hause waren, spielte sie Klavier und sang Lieder, denen ich, als achtjähriger Knabe, mit großer Andacht zuhörte. Eines Tages überraschte uns die Mutter und war ebenso erstaunt als glücklich, den Wohlklang dieser Stimme zu hören, in welcher auch Ausdruck und Geschmack, als natürliche Folge des täglichen Hörens guter Musik, zu erkennen waren. Rasch entschlossen und praktisch, wie in allen Dingen, brachte die Mutter sie zu dem Sänger Tombolini, Kastraten der früheren Italienischen Oper, ließ ihr Stunden geben, und siehe da, in kürzester Zeit entwickelte sich ein Gesangstalent, welches die schönste Zukunft versprach. Auch bei meinem Bruder Franz hatte sich nach der Mutation eine sehr angenehm klingende Baritonstimme festgesetzt, so daß beide Geschwister schon im Februar 1813 in den Abonnements-Konzerten mitwirken konnten.

Bei den Nachrichten über die Niederlage der großen französischen Armee in Rußland, dem beginnenden Durchzuge der elenden Trümmer dieser Armee durch Berlin und der Aussicht auf erneuten Krieg hörte wieder alle Neigung zu Kunstgenüssen auf, und die Eltern boten dem Generaldirektor Iffland an, ob er die beiden jungen Talente nicht beim National-Theater verwerthen wolle, fanden aber bestimmte, wenn auch freundliche Ablehnung, da auch bei der Bühne die Noth sehr groß und die höchste Einschränkung geboten war. Im Nachlasse meines Vaters fand ich nach Jahren noch den Brief Ifflands, welcher den Eltern auf das ausführlichste und eindringlichste widerrieth, ihre Kinder der Bühne zu widmen. Er liegt noch jetzt unter

meinen für die Geschichte des Theaters gesammelten Papieren, ein wahrhaft ehrendes Denkmal für Iffland.

Wir wohnten damals in der Adlerstraße Nr. 6, als die ersten Kosaken vor den Thoren, ja einzelne, auf bis jetzt noch unerklärte Weise, sich in den Straßen Berlins zeigten. Natürlich war bei einer solchen Gelegenheit kein Berliner mehr im Hause zu halten. Am Abend des 20. Februar, wo die Kosaken auf dem Köpenicker Felde einige französische Posten aufgehoben hatten, war auch mein Vater auf der Straße und mitten in dem Auflaufe, der bei der Schleuse stattfand, wo die Gracht entlang ein ganzer französischer Munitionspark aufgefahren war, von welchem die auf dem Schloßplatze und vor allen Brücken des Spreelaufs aufgestellten Kanonen ihre Munition beziehen sollten. Hier war es, wo bei einem falschen Alarm der französischen Besatzung durch den Schreckensruf: „Die Kosaken kommen!" die Berliner einen vollen Munitionswagen über das Ufergeländer hoben und ihn oberhalb der Schleuse in die Spree warfen, dann aber nach allen Seiten hin auseinanderstoben. Mein Vater war einer der Thätigsten bei dieser Exekution gewesen und kam ganz durchnäßt von dem hochaufgespritzten Spreewasser nach Hause, natürlich zur größten Angst meiner Mutter, die nun schon Verantwortung fürchtete und sich auch nicht eher wieder beruhigen wollte, bis im März die Franzosen ganz aus Berlin verschwunden waren.

Auf dem geräumigen Hofe unseres Hauses schlugen nun zwölf Kosaken ihren Biwak auf, und diese Lagerscene ist nebst dem Kontrabasse eigentlich das einzige ganz klare, unverwischte Bild aus meiner Knabenzeit. Die in der Adlerstraße gegenüber liegende Oel-Raffinerie von Buvry hatte einen Stapelplatz für ihre Oeltonnen auf unserem Hofe, deren Inhalt von unsern nordischen Gästen — obgleich er nicht ganz den Duft des Provencer-Oels hatte — zur Bereitung ihrer Speisen benutzt wurde. Der Kontrabaß war vergessen, der Sattel eines Kosakenpferdes

hatte seine Stelle eingenommen. Da wohnte, da schlief ich womöglich mit und neben den Kosaken, bis unzweideutige, sehr lebendige Merkmale dieses Umganges mit alliirten Kriegern die sorgfältige Mutter zu den entschiedensten Verboten veranlaßten, die aber freilich ebenso entschieden nicht befolgt wurden. Es waren auch einige Baschkiren unter diesen Kriegern, und ihre Köcher mit Pfeilen sowie ihre Bogen Gegenstand der lebhaftesten Bewunderung der ganzen, höchst ungezogenen Jugend von Raules Hof. Es entstanden sofort „Flitzbogen", wozu die Tonnenreifen der Buvryschen Tonnen auf dem Wege der Requisition verwendet wurden, und sämmtliche Straßen der Nachbarschaft waren sehr bald, unter dem Absingen des Liedes: „Schöne Minka, ich muß scheiden", durch unsere überall umherfliegenden Pfeile unsicher gemacht.

Die ablehnende Antwort Ifflands hatte meine Mutter nicht irre gemacht. Sie wollte dem nicht willfährigen Direktor zeigen, daß er meine Geschwister wohl hätte verwenden können, und kam auf den Gedanken, die Operette „Der Orakelspruch" auf dem Liebhaber-Theater Concordia, damals an der Kontreskarpe (jetzt Alexanderstraße) Nr. 30, von uns Kindern aufführen zu lassen. Mit Hülfe der Liebhaber, welche in den Uebungs-Konzerten meines Vaters spielten, wurde ein Orchester gebildet und die Operette einstudirt, so daß sie am 11. Mai 1813 zur Darstellung kam. Es war das in der That eine Familienoper. Vom Vater komponirt, einstudirt und dirigirt, sang die Mutter die erste Bravourpartie im Genre der Königin der Nacht, Schwester Johanna die Liebhaberin, Bruder Franz den Buffo und ich mit acht Jahren einen Genius. Ich selbst erinnere mich nicht des Geringsten von meinem Auftreten und von der Oper selbst, nur eines Chors von Buckligen, denen eine böse Fee den Buckel anzaubert. Die Spenersche Zeitung berichtete damals wohlwollend über den Versuch, eine Oper von Dilettanten auf einer Liebhaber-Bühne aufführen zu lassen. Die

Sache selbst konnte keinen weiteren Erfolg haben; denn sie fiel in die Tage zwischen den Schlachten von Groß-Görschen und von Bautzen, denen eine Zeit der rathlosesten Entmuthigung folgte, da man aus dem Rückzuge der Preußen und Russen eine abermalige Besetzung der Hauptstadt durch die Franzosen fürchtete.

Indessen hatte jene Aufführung den Eltern doch Vertrauen auf das Talent und die Zukunft ihrer beiden ältesten Kinder gegeben, und da eine Anstellung in Berlin nicht zu hoffen war, so kam ein Anerbieten aus Breslau, meine Schwester als Sängerin zu engagiren, sehr zur rechten Zeit, gleich darauf ein solches auch aus Prag. Die Eltern überlegten nun, daß man nicht gleich mit einem dieser Theater ein festes Engagement abschließen, sondern da bleiben müsse, wo Johanna am meisten gefallen würde. Deshalb sollten erst beide Städte, trotz der schweren Kriegszeiten, bereist werden und der Vater nicht eher Berlin verlassen, bis irgend etwas Festes gewonnen wäre. So erfolgte denn abermals eine Trennung. Rasch entschlossen, verauktionirten die Eltern ihr ganzes Mobiliar, bis auf wenige Mahagoni-Meubles aus besseren Zeiten, welche einstweilen in zwei kleine Mansardenzimmer des Fürst Radziwillschen Palais in der Wilhelmsstraße gebracht wurden, welche der Fürst Radziwill, später Statthalter von Posen, dem Vater eingeräumt hatte, weil dieser ihm bei der Instrumentation seiner Kompositionen behülflich war; ein Verhältniß, welches bis zum Tode des Fürsten und zur Zeit der besseren Lebensstellung meines Vaters fortgedauert hat. Ich erinnere mich genau, den Vater dort besucht zu haben und des imponirenden Eindruckes, den die Vornehmheit und der Glanz im Innern des fürstlichen Palais auf den staunenden Knaben gemacht.

Mitten im Kriege reiste die Mutter mit uns drei Kindern nach Breslau. Unterwegs sahen wir aber nichts als Züge von Truppen, die sich ebenfalls von Berlin aus nach Schlesien begaben. Von Breslau erinnere ich mich nur, daß wir in der-

selben Straße gewohnt, wo das alte Theater stand, und daß sich ganz nahe bei unserer Wohnung die Taschenbastion, damals schon in sehr desolatem Zustande, befand, auf welcher alle Kinder der Nachbarschaft spielen und nach Belieben aus der Erde des großen Festungswerkes allerlei kleine bauen durften, was denn freilich nicht besonders zur Konservirung der sehr hohen Bastion beitrug.

Johanna sollte zum ersten Male mit einer Arie im Zwischenakte auftreten, und ich hatte die Kleider dazu schon in die Garderobe des Theaters tragen müssen. Plötzlich hieß es: „Die Franzosen kommen!“ — Das ganze Publikum stürzte aus dem Theater, die Schauspieler kleideten sich aus, und Schwester Johanna eilte mit einem seidenen Strumpfe auf dem Fuße über die Straße in unsere Wohnung, wo die Wirthsleute schon beschäftigt waren, alle werthvollen Sachen in die Keller zu verbergen. Alle Welt hatte große Angst vor der Rache der Franzosen, die damals einen ganz besonderen Haß für alles Preußische hatten. Indessen wurde es so schlimm nicht, wie man gefürchtet hatte, da Breslau nicht die geringste Gegenwehr leistete und der Magistrat sofort die Schlüssel der Stadt den anrückenden Franzosen übergab. Es muß dies der 1. Juni gewesen sein, denn an diesem Tage fand das Einrücken der Franzosen statt.

Weshalb nun meine Schwester dort nicht weiter zum Auftreten kam, weiß ich nicht, sie selbst erinnerte sich dessen auch nicht mehr; indessen lag in den Kriegszuständen Grund genug, an keine neuen Engagements zu denken. Kurz, die Mutter reiste mit uns nach Prag, wurde aber von der Direktrice des dortigen Theaters nicht besonders freundlich empfangen, da wir nicht schon früher eingetroffen und erst nach Breslau gegangen waren. Ueberdies machte gerade zu dieser Zeit „Der Hund des Aubri“ so volle Häuser und mußte so oft wiederholt werden, daß Madame Liebig, die Direktrice, vor der Hand an gar nichts anderes dachte.

Demüthig auf eine bessere Laune der Madame Liebig zu warten, dazu reichte weder der Geldbeutel, noch der Charakter meiner Mutter aus, und so ging es denn mit einem Hauderer, dessen Pferde ich unterwegs mit Zärtlichkeit pflegte, nach Wien. Dort stellte sich die Mutter mit der Schwester dem Grafen Palffy vor, der beide freundlich aufnahm und an den damals berühmten Kapellmeister Weigl, den Komponisten der „Schweizerfamilie“, wies. Johanna bestand eine Prüfung am Klavier, die so günstig ausfiel, daß Weigl ihr sofort anbot, in der Rolle der Emmeline aufzutreten. Natürlich wurde das Anerbieten mit Freuden angenommen, und nun studirte ihr der Komponist selbst täglich die Rolle ein, so daß endlich, da in den Monaten Juni und Juli die Oper überhaupt Ferien hatte, eine Probevorstellung mit dem ganzen Orchester und Opernpersonale stattfand und zwar im Kärnthnerthor-Theater, welche zu so allgemeiner Zufriedenheit ausfiel, daß die Debuts gewiß, ein Engagement aber sehr wahrscheinlich war. Ich wußte natürlich von dem allen nichts und erinnere mich nur, daß wir in der Vorstadt Wieden in einem Gasthause wohnten, welches drei Ochsen in seinem Aushängeschilde hatte, — daß ich als Berliner „Bub“ von den Wiedener Straßenjungen sehr viel Prügel bekam und daß ich immer in eine nahe Kirche lief, um den katholischen Gottesdienst mit anzusehen, wobei ich denn die administrirenden Chorknaben um ihren schönen Anzug und die prächtigen Rauchfässer beneidete. Einmal wurde ich auch in ein Theater mitgenommen, zu welchem die Geschwister wahrscheinlich Freibillets bekommen, und sah dort mit Entzücken Pferde auf der Bühne. Wahrscheinlich war es das Theater an der Wieden.

Da kam plötzlich ein Brief vom Vater aus Berlin, in welchem er sich beklagte, daß er auf drei Briefe noch keine Antwort erhalten habe, was nun freilich bei den sich feindlich gegenüberstehenden Armeen kein Wunder war, da der Postenlauf durch jene Gegenden überhaupt aufgehört hatte. Weil er aber nun

keine Antwort erhalten, so habe er geglaubt, ein Engagement für die ganze Familie nach Reval annehmen zu müssen, welches ihm von dem Kaiserlich Russischen Etatsrath August v. Kotzebue, den er in Berlin kennen gelernt, als derselbe hier eine patriotische Zeitschrift gegen Napoleon herausgab, angeboten worden sei. Das sei nun einmal abgemacht und nichts mehr daran zu ändern, deshalb möge die Mutter nur gleich mit den Kindern abreisen, um Schlesien noch passiren zu können, ehe der Waffenstillstand zu Ende sei. Er selbst habe schon die Erlaubniß, ins Ausland zu gehen, und werde uns in Landsberg erwarten. Geld zur Reise werde die Mutter in Breslau finden, müsse aber eilen, denn Herr v. Kotzebue dringe auf eine möglichst schnelle Ankunft in Reval.

Nun war guter Rath theuer. In Wien hatten sich gerade so günstige Aussichten eröffnet, und nun sollte eine hülflose Künstlerfamilie wieder mitten in den Krieg hinein und hindurch nach Rußland! — Reval? — Was war Reval? — Von einer solchen Stadt hatten weder die Mutter noch die Geschwister je etwas gehört, und doch klang der Name v. Kotzebue, damals der theatralisch berühmteste, so beruhigend und empfehlend. Ich wurde zu den Wirthsleuten geschickt, um von deren Söhnen ein Schulbuch der Geographie herauf zu holen — es war Steins kleine Geographie, 3. Auflage, vom Jahre 1811 — und nun wurde studirt, aber das Resultat war nicht besonders erfreulich. Es stand da:

> „Reval, die befestigte Hauptstadt von Esthland. Domschule, Gymnasium, Bibelgesellschaft, See- und Land-Hospital u. dgl."

aber nicht einmal die Zahl der Einwohner. Von allen unsern Bekannten wußte niemand etwas von Reval, es war und blieb trotz aller Erkundigungen eine unbekannte Größe.

Aber es mußte doch den väterlichen Anordnungen gehorcht werden. Der Waffenstillstand dauerte in Schlesien nur noch

zehn Tage, ein Auftreten der Schwester bis dahin war nicht möglich, ein Durchkommen durch das Kriegsgewühl vielleicht auch nicht; was nun zu thun? da das Geld kaum bis dahin gereicht hatte und eine Einnahme erst nach dem Auftreten hätte stattfinden können. In ihrer Angst begab sich die Mutter zu dem damals in Wien anwesenden, später so berühmten Komponisten Meyer Beer, der ja den Vater aus Berlin her genau kannte, und bat um ein Darlehn für die Reise nach Breslau, wo die Wechsel zur Weiterreise liegen sollten. Mit Freundlichkeit kam Meyer Beer ihr entgegen, und so konnten wir abreisen. Kapellmeister Weigl hatte meiner Schwester über ihr Probespiel ein glänzendes Zeugniß ausgestellt, in welchem zugleich die Gründe angegeben, weshalb sie nicht zum Auftreten in Wien gekommen, und sie auf das wärmste an Herrn v. Kotzebue empfohlen war.

Obgleich wir auch schon auf den österreichischen Landstraßen vielen Truppenzügen begegneten, so kamen wir doch in Schlesien erst in das volle Treiben eines Kriegszustandes. Bei Strehlen, wo wir schon überall Kanonen und die Kanoniere dabei mit brennenden Lunten stehen sahen, wurden wir angehalten und sollten durchaus nicht weiter reisen. Vergebens demonstrirte meine Mutter jedem einzelnen Soldaten, daß wir nach Reval müßten, daß in Breslau Geld für sie liege, daß Rußland ja jetzt mit Preußen alliirt sei. Für das alles hatten Posten und Offiziere nur taube Ohren, denn obgleich der Waffenstillstand erst am 17. August vorüber war, so hatten doch am 13. bereits die Vorwärtsbewegungen der Truppen begonnen. Endlich fragte die Mutter, welcher General denn hier kommandire, und als sie hörte, daß es General Blücher sei, verlangte sie, zu ihm geführt zu werden. Anfangs hatte auch das seine Schwierigkeiten, denn der Offizier mochte wohl denken, der General habe jetzt mehr und Wichtigeres zu thun, als mit Kammermusikus-Frauen zu sprechen. Die Mutter bestand aber so ernstlich

darauf, weil Excellenz sie ganz gut aus Berlin her kenne, daß die Wanderung angetreten wurde. Meinen Bruder Franz nahm die Mutter mit, Schwester Johanna und ich blieben im Wagen, von vielen neugierigen Soldaten umringt.

Der Empfang bei Blücher war denn auch wirklich ein sehr freundlicher gewesen; der alte Held hatte die Mutter mit den Worten begrüßt: „J, Schneidern, wo kommen Sie denn her?“ — Eifrig erzählte die so Ermuthigte ihre ganze Lage, mußte sich zu ihm in das Zelt setzen und kam von einer Ordonnanz begleitet zu uns zurück, die uns sämmtliche Vorposten passiren ließ, aber immer zur Eile trieb, weil es jeden Augenblick losgehen könne.

In Breslau hielten wir uns so lange auf, bis das Geld erhoben war, durften aber nicht von dort aus weiter reisen, sondern mußten erst wieder vier Meilen bis ins Hauptquartier zurück und erhielten nun die Weisung, auf der andern Seite bei Breslau vorbeizufahren, wenn wir unangehalten Schlesien verlassen wollten. Das geschah denn auch, und mit dem Tage, an dem der Waffenstillstand aufhörte, kamen wir in die Mark Brandenburg zurück.

Die Ankunft in Landsberg und das Wiedersehen mit dem Vater sind mir noch sehr deutlich im Gedächtnisse, freilich wegen eines Umstandes, der wenig mit kindlicher Liebe zu thun hat. Wir hatten nämlich einen Hund, einen bologneser Spitz, Hulda, den der Vater in Berlin bei sich behalten hatte. Dieser Hund sprang uns, freudig bellend und wedelnd, entgegen, als wir an dem vorher bezeichneten Hause vorfuhren, und nun wußten wir, daß auch der Vater da sein mußte. In der That hatte er gerade einen Spaziergang an der Warthe entlang gemacht, und die Freude war groß, als sich nun die Familie nach so viel ausgestandener Angst und Sorge wieder beisammen sah.

Nun mußte an die weite, weite Reise gedacht werden, und die Erwartungen von Reval wurden gewaltig herabgestimmt, als

wir hörten, daß es nur eine sehr kleine Stadt sei, auch niemand etwas Näheres von dem dortigen Theater wissen wollte. Indessen das Wort war gegeben, v. Kotzebue hatte auch mehrere Choristen und Choristinnen des Berliner Theaters und einige der Dilettanten engagirt, die in dem Liebhaber-Theater Concordia mitgespielt. Alle hatten anständiges Reisegeld und Pässe bekommen, und die beste Garantie lag ja immer noch in dem Namen Kotzebues.

Vor allen Dingen wurde nun ein Wagen gekauft, in dem sich all das endlose Geräth einer auswandernden Familie unterbringen ließ; hatte doch der Vater aus Vorsorge selbst Betten aus Berlin mitgebracht. Es war eine Art von Korbwagen, der sich sogar zu einer halbverdeckten Chaise gestalten ließ. Da hinein wurden nun unglaubliche Vorräthe, auch an Viktualien, gepackt und nebenbei die Kinder zwischen all diesen Koffern und Packeten untergebracht. Pferde mietheten die Eltern von einem Ort zum andern, je nachdem sie wohlfeil zu erlangen waren, und übernachtet wurde in den anspruchslosesten Orten. Die Thätigkeit und praktische Umsicht der Mutter zeigte sich auf dieser wie auf allen folgenden Reisen auf das glänzendste. Wo zu Mittag angehalten wurde, kochte sie selbst das Essen, kaufte in Dörfern wohlfeile Hühner, die sofort geschlachtet und unterwegs von uns Kindern gerupft wurden. In Städten wurde, ohne ein Wirthshaus zu betreten, nur Brot und Obst in Vorrath gekauft.

So kamen wir nach Königsberg, wo die Eltern den versprochenen und zum Eintritt in Rußland unumgänglich nöthigen Paß zu finden hofften; aber er war nicht da, kam auch trotz aller Briefe nach Reval erst nach sechs Wochen, die nun in Königsberg gewartet werden mußte. Zum Glück befanden sich auch dort musikalische Bekanntschaften meines Vaters, die ihm riethen, als abermals das Geld zu Ende ging, sein Oratorium „Christi Geburt“ in einer Kirche aufzuführen, was denn auch

ins Werk gerichtet wurde. Liebhaber- und Sänger-Vereine betheiligten sich an der Ausführung der Chöre; bei der allgemeinen Noth der Zeit waren die Kosten gering, und außer der Mutter, der Schwester und dem Bruder sangen ein Herr Mosevius und seine Gattin mit großem Beifall in der gedrängt vollen Kirche. Wahrscheinlich gehörte die Einnahme dieser ersten Aufführung den Eltern, denn es fand noch eine zweite für die Armen statt, welche einen eben so glänzenden Erfolg hatte.

Von diesem ersten Aufenthalt in Königsberg ist nicht die geringste Spur in meinem Gedächtniß geblieben, desto mehr von der nun folgenden Reise, nachdem endlich der lange erwartete Paß aus Reval angekommen war.

Der Weg von Königsberg durch Litthauen bis zur polnischen Grenze war außerordentlich schlecht. Noch ehe wir die Kurische Nehrung erreichten, warf unser Wagen nach schon eingebrochener Dunkelheit in einen nassen Graben um, und es entstand eine entsetzliche Verwirrung. Der Umsturz des Wagens war so jäh und so heftig, daß einer den andern todt glaubte. Alle Koffer, Packete, Speisevorräthe und die tausend kleinen Bedürfnisse einer ganzen Familie waren über uns hergestürzt, ein Rad zerbrochen, aber glücklicherweise ohne den Pferden Schaden zu thun. Mein Bruder Franz war der erste, der sich aus dem unglaublichen Wirrsal hervorarbeitete, in das nächste Dorf lief, um Hülfe und besonders Laternen zu holen, da man in der Dunkelheit die Größe des angerichteten Schadens gar nicht übersehen konnte. Aber in dem ganzen litthauischen Dorfe war kein Licht zu haben. Endlich bewog Franz den Küster, eine Wachskerze vom Altar der Kirche zu nehmen, die dann in eine große Stalllaterne gesteckt und uns auf die Stätte unsers Unfalls gebracht wurde.

Jetzt konnte man erst übersehen, was geschehen war, und sowohl der Fuhrmann als die herbeigekommenen Bauern erklärten, daß von einem Weiterfahren keine Rede sei, da die Reparatur des Rades wohl mehrere Tage dauern werde. Nun

wurden die überallhin verstreuten Packete und Sachen vom Wege und aus dem nassen Graben zusammengesucht, und beladen mit allem, was sich nur irgend tragen ließ, wanderte die ganze Familie in das Dorf, um dort wenigstens die Nacht unter Obdach zuzubringen, was denn auch auf einer Strohstreu in einem Bauernhause geschah. Kaum eingeschlafen, wurden wir aber wieder geweckt und sahen grimmig aussehende Männer in der Stube stehen, welche durchaus erst unsern Paß sehen wollten, ehe wir überhaupt zum Uebernachten zugelassen wurden. Da sie alles in bester Ordnung fanden, entfernten sie sich und ließen uns in Ruhe. Am andern Tage trieb die Mutter den Schmied des Dorfes zur Eile, und so konnte denn der Weg über Memel bis zur russischen Grenze fortgesetzt werden.

Jetzt, wo Eisenbahnen die Reisenden im Fluge durch jene Gegenden führen, hat man keinen Begriff mehr von einer solchen Reise mit gemietheten Pferden, die täglich höchstens vier Meilen weiterführt. Am schlimmsten war es auf der Kurischen Nehrung, wo die kleinen, zottigen Pferde den gepäckschweren Wagen nur mit der äußersten Anstrengung durch den tiefen Sand zu schleppen vermochten, so daß wir alle, Eltern wie Kinder, den ganzen Weg von 14 Meilen über die Nehrung zu Fuß machen und neben dem Wagen hergehen mußten. Von einem gebahnten oder erkennbaren Wege war überhaupt gar nicht die Rede; das rechte Rad des Wagens fuhr meistentheils im Wasser des überaus seichten Haff-Ufers. Die Nächte brachten wir in unglaublich elenden Fischerhütten zu, wo es sogar an den einfachsten Nahrungsmitteln fehlte; denn so sorgfältig die Mutter auch gewesen war, jener nicht berechnete Aufenthalt durch das Zerbrechen des Rades hatte unsere mitgenommenen Vorräthe aufgezehrt.

Bei Polangen kamen wir endlich an die russische Grenze, wo der Vater dem russischen Postmeister, den Zollbeamten und sich sofort versammelnden Honoratioren die neuesten Kriegsnachrichten aus Deutschland erzählen mußte. Bei dieser Ge-

legenheit bemerkte der oberste Zollbeamte eine sogenannte Stobwassersche Dose mit dem Bilde des Königs Friedrich Wilhelm III. in der Hand meines Vaters. Das Bild erregte seine aufrichtigste Bewunderung, und nachdem er seinen Leuten gesagt, sie sollten das Durchsuchen des Gepäcks nur einstellen, denn „dieser Herr führe keine Kontrebande", holte er eine Tabaksdose von Birkenrinde — wie sie noch jetzt in Rußland gebräuchlich sind — aus der Tasche, überreichte sie mit einem ungemein verbindlichen Blick dem Vater, nahm ihm dafür die so aufrichtig bewunderte Stobwassersche aus der Hand, sagte so gewinnend wie möglich: „Zum Andenken!" und steckte sie in seine damals alliirte Tasche.

Das war der erste Eindruck, den wir von Rußland empfingen, und der Vater konnte diesen Tausch lange nicht vergessen, erzählte auch besonders gern davon, wohl verstanden, als wir erst wieder aus Rußland hinaus waren. Ich hatte davon nichts gesehen, denn meine Augen hingen nur an den Kosaken, die dort den Grenzdienst hatten, aber meiner Annäherung nicht so freundlich entgegenkamen, wie ihre Kollegen in der Adlerstraße in Berlin zwischen den Buvryschen Oeltonnen, und meinen Versuch zur Besteigung ihrer Pferde mit dem Hinweis auf einen, ja selbst mehrere Kantschus ablehnten.

Von hier aus bis Reval erinnere ich mich nur, über Knüppeldämme gefahren zu sein, sowie großer Furcht vor Wölfen, von denen die Fuhrleute erschreckliche Dinge erzählten.

Die Ankunft in Reval fiel auf den 18. Oktober — den Tag der Schlacht bei Leipzig — was, als die Nachricht von dieser entscheidenden Niederlage Napoleons eintraf, als ein gutes Omen für unsre Familie betrachtet wurde. Gleich nach der Ankunft besuchte Herr v. Kotzebue die Eltern, bedauerte die Verzögerung durch den Paß, gab Rath für Wohnung und Einrichtung und lud die ganze Familie gleich für den andern Tag auf sein Höfchen am Wege nach Katharinenthal. Das Zeugniß des

Kapellmeister Weigl für die Schwester Johanna machte eine sehr gute Wirkung, und als sie vor der wahrscheinlich besonders dazu eingeladenen Gesellschaft trotz der Anstrengungen der Reise sang, hatte sie schon die entscheidenden Stimmen des Publikums für ihr Auftreten gewonnen, welches denn auch rasch nacheinander als Pamina, Myrrha und Camilla in der gleichnamigen Oper von Paer stattfand.

Für diese letztere Oper bedurfte es eines Kindes, welches im zweiten Akte derselben auf einem Strohlager im Kerker seiner Mutter liegt, und dazu wurde ich bestimmt, da ja die ganze Familie gewissermaßen in Pausch und Bogen engagirt war. Sehr begreiflich für eine Oper singt Camilla ihrem schlafenden Kinde eine sehr lange Arie vor, nach deren glücklicher Beendigung das Kind seine Arme nach ihr auszustrecken hat und dadurch Veranlassung zu den zärtlichsten Ausbrüchen der Mutterliebe in Form einer sofort beginnenden zweiten Arie giebt. War es nun, daß ich jene wirklich sehr lange Arie beim Einstudiren zu Hause schon zu oft gehört und sie daher keinen besonderen Reiz mehr für mich besaß, oder hatte ich mich aus Freude über mein Debut zu angelegentlich mit Spielen und Umherjagen beschäftigt — kurz, ich muß wohl sehr ermüdet gewesen sein; denn ich schlief auf jenem Strohlager in conspectu omnium wirklich ein, und statt der so eben lebhaft applaudirten Schwester vorschriftsmäßig die Arme entgegen zu strecken, ließ ich ein Schnarchen vernehmen, „viel zu laut für eine Episode". Verschiedene Zurufe aus den Kulissen gingen vollkommen wirkungslos an mir vorüber, und erst ein sehr empfindliches Rütteln meiner schwesterlichen Mutter vermochte mich zu erwecken; worauf denn das erwähnte Ausstrecken der Arme erfolgte und nun die zweite, auch nicht kurze Arie beginnen konnte.*)

---

*) Nach dem Tagebuche meines Bruders fand diese Vorstellung am 22. Februar 1814 statt. Ich konnte also im Jahre 1864 mein erstes

Die zweite Kinderrolle, in welcher ich schon einige Monate gereifter vor dem Revalenser Publikum erschien, hängt mit der ersten jener beiden eingangs erwähnten Ohrfeigen zu innig zusammen, als daß ich mich ihrer nicht sehr genau erinnern sollte. Wie das Stück hieß, weiß ich nicht mehr, desto besser aber die Worte, die ich sagen sollte. Sie lauteten:

„Ein Brief von Herrn Diethelm!"

Auf den Namen muß es vorzüglich angekommen sein, denn als ich auf die Bühne trat, verwirrte und ängstigte mich der Anblick des Publikums dermaßen, daß ich den Namen nicht herausbringen konnte und nur:

„Da ist der Brief!"

sagte. Verdrießlich sah mich Herr Zimmermann — so hieß der Schauspieler, dem ich den verhängnißvollen Brief zu bringen hatte — an und sagte endlich ungeduldig: „Von wem?" Nun war das Unglück da! Nach vergeblichem Würgen platzte ich heraus:

„Ach, nehmen Sie es nicht übel, Herr Zimmermann, das habe ich vergessen!"

worauf ich ohne weiteres abging, aber sofort von dem hinter der Dekoration auf- und abgehenden Direktor Krampe mit einer so vollwichtigen Ohrfeige empfangen wurde, daß mir nun der Name Diethelm einfiel und ich sofort in der Todesangst auf die Bühne zurückwollte, um Herrn Zimmermann zu sagen, daß mir nun der Name eingefallen sei. Direktor Krampe hielt mich aber zurück und führte mich in die Garderobe zu meinem Bruder, dem ich zu weiterer häuslicher Bestrafung übergeben wurde.

---

fünfzigjähriges Jubiläum feiern, denn vor fünfzig Jahren war mein Name zum ersten Male gedruckt worden und zwar — auf dem Revaler Theaterzettel!

(Nachtrag, den 23. Februar 1864.)

Die dritte Rolle und zweite Ohrfeige waren schon distinguirter, nämlich die Rolle — ein wilder Knabe in dem einaktigen Stücke von v. Kotzebue „La Peyrouse" — das heißt, ein Knabe auf einer von Wilden bewohnten Insel, denn zu einem wilden Knaben hätte ich keines besondern Kostüms bedurft — und die Ohrfeige von der Hand v. Kotzebues selbst. — Ich muß mir wohl trotz jenes in der Kehle stecken gebliebenen „Herrn Diethelm" doch wieder das Vertrauen der Direktion erworben haben; denn die Rolle des Knaben war nicht unbedeutend und hatte den Vorzug, mit Trikot von möglichster Fleischfarbe, sowie mit Bogen und Pfeilen in der Hand ausgestattet zu sein. Die Proben waren gut ausgefallen, und Herr v. Kotzebue, der denselben beiwohnte, da er das Stückchen, wenn ich nicht irre, eben erst geschrieben, hatte mich sogar gelobt. Stolz und zuversichtlich auf den bevorstehenden Erfolg ging ich am Nachmittage vor der Vorstellung mit dem Sohne des Gymnasialdirektors Tideboel, in dessen Hause an der alten Stadtmauer wir wohnten, nach Katharinenthal, einem reizend gelegenen Lustorte einige Werste vor der Stadt. Als wir durch die Karri-Pforte heimkehrten, saß vor der Bude eines esthnischen Kaufmanns — „Nur-Kajöri" hieß der Mann — den Namen habe ich behalten, während ich den verruchten Namen Diethelm vergessen hatte — ein großer Hund. — Was wäre dringender gewesen, als diesen Hund im Vorbeigehen zu streicheln, ihm auch wohl einen kleinen Kniff beizubringen? — ich befürchte, das letztere ist der Fall gewesen — kurz, der Hund schnappte zu und trennte durch einen furchtbaren Biß die beiden Mittelfinger so vollständig von der rechten Hand, daß sie fast nur noch an der zerrissenen Haut des Handrückens hingen.

Vor Schmerz weinend, lief ich gleich in das Theater — denn nach Hause getraute ich mich nicht — und setzte das dort schon anwesende Personal in nicht geringen Schrecken; denn die Wunde sah in der That gefährlich aus — auch jetzt im Alter

ist die klaffende Narbe deutlich zu sehen — und es schien ganz unmöglich, daß ich überhaupt mit einer solchen Wunde meine Rolle spielen könne. Alles lief verwirrt durcheinander, als eben Herr v. Kotzebue in das Theater trat. Im Parterregange vor der Kasse stießen die Leute, die mich nach Hause bringen wollten, auf den Eintretenden. Nach einem allgemeinen Berichte über das Vorgefallene und einer flüchtigen Okularinspektion erhielt ich als Einleitung für das Weitere eine so vollwichtige Ohrfeige, wie man sie der Hand eines Lustspieldichters kaum zutrauen würde, dann aber die beruhigende Zusicherung, ich solle doch spielen, demnächst aber, wenn ich meine Sache gut mache, den Eltern zur Verzeihung meiner Unthat empfohlen werden. Der Schmerz muß sich wohl aus der Hand in die Backe gezogen haben, denn ich weinte nicht mehr und hielt für die nun beginnende Forcekur ganz still. Man träufelte mir warm gemachten Branntwein und Essig in die Wunde, so daß die Ränder derselben buchstäblich hellblau wurden. Der Aermel des Chairetrikots wurde aufgeschnitten, damit die stark geschwollene Hand beim Anziehen keinen Druck erleide, und Bogen und Pfeil auf der Brust angenäht, was auch mit dem Trikotärmel geschah, damit es aussah, als hielte ich beides mit der Hand nur wie zufällig vor der Brust.

Das war die zweite und glücklicherweise letzte offizielle Ohrfeige, die ich in meinem Leben erhalten. Wie gut, daß v. Kotzebue nicht damals schon auf die Idee kam, eine Theaterschule zu gründen und mich in derselben auszubilden!

Damit enden aber auch meine Erinnerungen von Kinderrollen aus jener Zeit. Von den Eltern hörte ich später, daß ich noch viele dergleichen gespielt; und unter dem 18. April 1815 findet sich bei der Vorstellung von „Deutsche Treue“ und „Der Dorfbarbier“ im Tagebuche des Bruders angemerkt: „Auch der Louis wurde applaudirt.“ — Mir selbst ist jede Erinnerung daran verschwunden.

Reval ist durchaus eine deutsche Stadt zu nennen und war es damals wohl noch mehr, als es jetzt der Fall sein mag, wo sich vieles russifizirt haben soll. Nur die dienenden Klassen waren Esthen, einige Beamte Russen, Militär anfangs wegen des Krieges in Deutschland und Frankreich fast gar nicht da, kam aber, als wir von dort abreisten. Nach den trüben Erfahrungen der Jahre 1807—1813 fanden hier die Eltern eine sehr behagliche Stellung. Am lohnendsten scheint die meines Vaters, als Dirigenten des Orchesters, gewesen zu sein, welches allerdings nur in den bescheidensten Verhältnissen vorhanden war, aber unter seiner tüchtigen Leitung bald überraschend Gutes leistete. Zu allen Siegesfesten und Geburtstagsfeiern der kaiserlichen Familie komponirte er Festspiele, Kantaten, arrangirte Konzerte — kurz, zeigte sich eben so thätig und nützlich, wie später als Musikdirektor und Kapellmeister in Berlin. Die Mutter sang erste Bravourpartien: Vitellia, Königin der Nacht u. s. w. Die Schwester wurde in kürzester Zeit der erklärte, ja selbst verzogene Liebling des Publikums, von den ersten Familien wie ein Kind des Hauses behandelt und eben wie eine junge, talentvolle Sängerin verwöhnt. Bruder Franz spielte anfangs Nebenrollen, dann, als sich seine angenehme Baritonstimme entwickelte, größere Rollen in der Oper, endlich sogar den Don Juan.

Ich wurde in Reval in die Schule geschickt, die ganz tüchtig gewesen zu sein scheint; denn als ich später nach Berlin zurückkam, nahm mich die Hartungsche Schule gleich in eine ihrer höheren Klassen auf. Die Revalsche Schule lehrte auch das russische Alphabet, Lesen und Dekliniren, und dem dort gelegten Grunde verdanke ich meine spätere Vorliebe für die russische Sprache, deren Selbststudium ich dadurch betreiben konnte. War Examen, so mußte ich immer etwas deklamiren, wozu ich auch in Berlin noch besonders ausgewählt und in dem Gartensaale der Loge zu den drei Weltkugeln bei jedem Schulexamen in

Parade vorgeführt wurde. Einmal mußte ich dort das bekannte Gedicht:

„Thier' und Menschen schliefen feste,
Selbst der Hausprophete schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
Von den nächsten Dächern stieg" u. s. w.

hersagen und setzte Lehrer wie Zuhörer durch die naturgetreuen Laute in der Stelle:

„Zischen, heulen, sprudeln, kratzen" —

dermaßen in Erstaunen und Bewunderung, daß man mir damals schon den „berühmten Schauspieler" prophezeite. Aber ich will der Zeit nicht vorgreifen.

So wenig ich irgend Bedeutendes und Hervorragendes aus jener Zeit in Reval selber weiß, so hülfreich ist hierbei ein Tagebuch meines Bruders Franz, welches er mit dem Januar 1814, bald nach seiner Entfernung aus dem väterlichen Hause, begann und bis wenige Wochen vor seinem Tode — November 1817 — fortgeführt hat. Es ist zwar deutsch, aber mit griechischen Buchstaben geschrieben und enthält ein genaues Repertoire aller in Reval aufgeführten Stücke, der darin gespielten Rollen, die späteren Reisen und allerlei Familiennachrichten, diese letzteren leider nicht der erfreulichste Theil des Buches.

Ueber die Verhältnisse der Revalenser Bühne habe ich 1861 aus Erinnerungen, aus diesem Tagebuche und aus sonstigen Studien einen längeren Aufsatz geschrieben, der in den Nummern 9, 10, 11 (August 1861) des von Fr. Adami redigirten „Neuen deutschen Theater-Archivs" (Berlin bei A. W. Hayn) gedruckt worden ist und einen ziemlich vollständigen Ueberblick giebt. Ich will daher nur hinzufügen, was mir aus diesem Aufenthalte in Reval noch persönlich in der Erinnerung ist. Das schon erwähnte Tagebuch meines Bruders giebt mir Anhaltepunkte dafür.

Am 18. April 1814 traf die Nachricht von der Einnahme von Paris in Reval ein, und ein außerordentlicher Jubel gab

sich in der Stadt kund. Bei der allgemeinen Illumination standen auch an unseren Fenstern Lichte, die ich hüten mußte, während die Eltern im Theater waren, wo denn auch sofort eine Festvorstellung arrangirt wurde. Eben solcher Jubel herrschte, als am 11. Oktober das Infanterie-Regiment des Prinzen von Oldenburg, der nun Gouverneur von Reval wurde, nach der Kampagne wieder einrückte. Auf dem Domplatze fand ein feierlicher Militär-Gottesdienst und eine Parade statt, und von da an gewann Reval ungemein an Leben und Bewegung. Der Prinz von Oldenburg besuchte gern das Theater und zeigte sich gegen den Vater sehr gnädig. Zu allen Benefizen und Konzerten der Familie sendete er bedeutende Summen für seine Billette und nahm auch später den Vater in Schutz, als es zu Streitigkeiten mit der Direktion kam und von dieser bei der Abreise das Erhalten eines Passes unglaublich erschwert wurde. Bruder Franz machte die intime Bekanntschaft des prinzlichen Kammerdieners oder Haushofmeisters, der sich an seinem Gesangs- und Unterhaltungstalente erfreute, ihn aber leider auch zum Genuß starker Getränke ermunterte, die ihm früh das Leben raubten. Auch mich nahm der Bruder oft mit auf das Schloß, aus dem ich immer reichen Vorrath von Bonbons und Leckerbissen mitbrachte, und wo ich einmal sogar dem Prinzen selbst vorgestellt wurde. Dort sah ich auch im Februar 1814 die Feierlichkeiten zur Eröffnung des esthländischen Adels-Landtages mit an, die durch umherziehende Trompeter und Pauker in etwas schäbigem Aufzuge verkündigt, auch mit einem Feuerwerke gefeiert wurde und viel Leben und Geräusch nach Reval brachte.

Unter den Familien, bei denen die Eltern und Geschwister gern gesehen und wahrhaft gastfreundlich aufgenommen waren, stand die Familie v. Kotzebue obenan, obgleich Herr v. Kotzebue später für seine Person Reval verließ, dann Rialoffs, Roddes, Ralls, sehr begüterte Kaufleute, deren Landsitze in Katharinenthal und Löwenruh uns oft wochenlang aufnahmen. Zum

Konsul Rodde wurde ich z. B. geschickt, als Schwester Maschenka am 14. August (alten Styls) 1814 geboren wurde, und Bruder Franz verbrachte die Ferienmonate im Sommer meist auf Landsitzen des esthnischen Adels. Ein Baron v. Löwenstern, ein alter Herr, der auch noch vor unserer Abreise aus Reval starb, Theaterfreund und hochgebildet, zeigte eine besondere Freude an der raschen künstlerischen Entwickelung meiner Schwester Johanna und überhäufte sie mit Geschenken: Kleidern, welche die Kaiserin Katharina II. getragen, Theaterschmuck, Shawls, chinesischen Fächern, bei Benefizien auch mit Geld. Austern, Früchte, Wein kamen nicht allein von ihm, sondern von allen Familien, die Antheil an uns nahmen, so daß der Aufenthalt in Reval noch lange nachher den Eltern eine angenehme Erinnerung blieb, besonders wegen dieser behaglichen Beziehungen zur besseren Gesellschaft.

Unter den Bekanntschaften, die sich gleich im Anfange den Eltern näherten, waren auch mehrere Beamte des dortigen Hafenzolles, namentlich Karlsberg, Preis und Hübner, welche ebenfalls bei Benefizien und sonst jeder sich darbietenden Gelegenheit, nach dortiger Sitte, Geschenke sandten, und zwar bestanden diese meist in ganzen Körben voll Apfelsinen, Datteln, überhaupt Südfrüchten. Niemand konnte ein Arg bei solchen Aufmerksamkeiten haben. Plötzlich hieß es, es sei eine Untersuchungskommission aus Petersburg eingetroffen, habe alle Zollbeamte verhaften lassen und eine Untersuchung wegen Unterschleife eröffnet. Jene drei genannten Männer erhielten infolge derselben auf öffentlichem Markte am Kaak — so heißt in Reval der Pranger — Stockhiebe bis zur Bewußtlosigkeit und wurden vom Kaak weg nach Sibirien geschickt. — Natürlich mußte der wilde Knabe diese gräuliche Exekution mit ansehen!

Die einst und besonders zur Zeit Friedrichs des Großen so berühmte Sängerin Mara, geborene Schmeling, lebte zu jener Zeit in hohem Alter zu Reval, besuchte auch bei Opern-

vorstellungen noch das Theater und schien eine aufrichtige Freude über die Fortschritte meiner Geschwister zu empfinden. Bruder Franz erhielt sogar Unterricht von ihr, der aber jedesmal mit der Ermahnung endete, nach Italien zu gehen, denn nur dort könne man wirklich singen lernen. Aus dem, was sie den Eltern von ihren früheren Verhältnissen in Berlin erzählte, schrieb ich später die Novelle: „Eine Sängerin unter Friedrich dem Großen" (Spenersche Zeitung 1843, Nr. 14 vom 17. Januar). Die damals schon 72 Jahre alte Künstlerin hatte sich sehr wohl erhalten und steht mir noch deutlich als eine schöne Matrone vor Augen.

Schon nach der siegreichen Beendigung des Feldzuges von 1814 und auf die Nachrichten aus Berlin, daß Ruhe und Friede wiedergekehrt sei, neue Hoffnungen für Musik und Theater erwachten und die Gehalte regelmäßig gezahlt würden, war unter den Eltern viel die Rede von baldiger Rückkehr nach Berlin; aber die Entwickelung der beiden ältesten Kinder, welche die schönsten Früchte versprach und in Reval ein günstigeres Feld als voraussichtlich irgendwo in Deutschland gefunden hätte, wäre dadurch unterbrochen worden. Auch machte wohl die Geburt der kleinen Maschenka bedenklich, — kurz, die Eltern blieben bis im November 1815 dort. Als nun aber Streitigkeiten mit der Direktion des Theaters entstanden, die Mahnrufe Befreundeter aus Berlin immer dringender wurden, doch in das gesicherte Verhältniß einer königlichen Anstellung zurückzukehren, verließen die Eltern Reval, mannigfach ausgezeichnet und vom Publikum mit aufrichtigem, fast demonstrirendem Bedauern entlassen. Nur mein Bruder Franz blieb aus einem mir nicht mehr erinnerlichen Grunde noch in Reval zurück.

Wir reisten bei schon begonnenem harten Winterwetter über Narva nach St. Petersburg, wo die Schwester auf dem deutschen Theater auftreten sollte, brachten fünf Tage auf dieser Reise zu und litten schwer durch die bedeutende Kälte. In St. Peters-

burg angekommen, fanden die Eltern sehr gute Aufnahme durch kaufmännische Empfehlungen und nahmen in der Bolschaja Meschanskoi, nicht weit von der Kasanischen Kirche, eine Wohnung.

Obgleich für die Schwester das Auftreten schon von Reval aus mit der Petersburger Theaterdirektion abgemacht worden war, zeigte sich doch der Oberdirektor, Fürst Tüfjäkinn, ungemein unfreundlich, ja endlich so grob, daß meine Mutter, leicht gereizt, in einen sehr entschiedenen Wortwechsel gerieth und ihm sagte:

„Nun wohl, Eure Durchlaucht, wenn Sie so handeln wollen, so behalten Sie Ihr Geld und wir unsere Talente!“

Da Schwester und Bruder dennoch zum Auftreten kamen, so scheint dieser Wortwechsel, von dem später die Mutter gern erzählte, nichts geschadet zu haben. Es war dies derselbe Fürst Tüfjäkinn, welcher in den zwanziger Jahren in Paris auf dem Boulevard von einem französischen Schauspieler, der früher unter ihm engagirt war, ein paar Ohrfeigen erhielt und die Sache verschweigen wollte, damit sie ihm in Petersburg nicht schade. Was er aber vermied, that der Schauspieler dagegen mit um so größerem Eifer, und die Nachricht von den Ohrfeigen machte die Runde durch alle europäische Zeitungen.

Die Geschwister traten am 4. Dezember als Myrrha und Mafferu im „Unterbrochenen Opferfest“, dann Hannchen als Emmeline und in Titus auf. Zu einem Engagements-Anerbieten kam es nicht, obgleich sich das Publikum lebhaft für beide aussprach. In dem Tagebuche meines Bruders, welcher am 15. November von Reval nachgekommen war, ist von allerlei Chikanen die Rede. Kurz, die Eltern gaben noch ein Konzert, welches 1740 Rubel einbrachte, und verließen St. Petersburg, um zunächst nach Berlin zurückzukehren.

Meine Erinnerungen aus Petersburg beschränken sich auf das Haus, in dem wir wohnten, und wo ich im Jahre 1847 den Schauspieler Laddey besuchte, — auf den Einzug des per-

sischen Gesandten, der mit zwei riesigen Elephanten nach St. Petersburg kam, — eine große Parade der aus dem beabsichtigten Feldzuge von 1815 zurückgekehrten Garden und mehrere Illuminationen zu Ehren des Kaisers. Da die Eltern viel zu thun hatten und sich nicht um mich bekümmern konnten, so war ich mir selbst überlassen und konnte nach Herzenslust in der ungeheuren Stadt umherlaufen; was ich denn auch so anhaltend that, daß es mir leicht wurde, mich zu orientiren, als ich sie nach zweiunddreißig Jahren wiedersah. In die Gesellschaften und Theatervorstellungen wurde ich nicht mitgenommen, weiß also auch so viel wie nichts von den Verhältnissen, in denen sich dort Eltern und Geschwister bewegten, erinnere mich aber sehr lebhafter Scenen und vieler Unzufriedenheit während unsers ganzen Aufenthalts dort. Mit den anderen Knaben im Hause war ich natürlich ein Herz und eine Seele, obgleich wir uns im Sprechen nicht verstanden, und werde wohl sehr ungezogen gewesen sein, da ich ein paarmal derbe vom Vater gezüchtigt werden mußte und der Bruder seinen Zurechtweisungen ebenfalls einen sehr fühlbaren Nachdruck gab.

Ich hatte in der Tideboelschen Schule in Reval zwar russisch lesen, dekliniren und konjugiren, auch allerlei Vokabeln lernen müssen, aber von einem Verstehen der Russen war nicht im entferntesten die Rede. Die Preußen waren aber damals in Petersburg ebenso Mode, wie 1813 die Kosaken in Berlin; so fehlte es denn nicht an Bekanntschaften und Unterhaltung. Namentlich ist mir der Einzug der Elephanten des persischen Gesandten noch sehr lebhaft in der Erinnerung. Die kolossalen Thiere waren ganz mit Shawls bedeckt, um sie vor der Kälte zu schützen, und wurden später in einem besonders dazu eingerichteten Hause, weit in der Vorstadt, dem Publikum gezeigt, wo ich denn natürlich mit anderen Knaben auch sein mußte. Nur bei dem Besuch der kaiserlichen Eremitage und des Taurischen Palais nahmen mich die Eltern mit, und die Wirkung der Pracht,

des Glanzes und der Massenhaftigkeit in diesen kaiserlichen Schlössern auf mich war eine außerordentliche.

Die Abreise aus Petersburg erfolgte am 4. Januar 1816, früh morgens 3 Uhr, in unserm aus Reval mitgebrachten Wagen, der auf ein Schlittengestell gesetzt worden war, und in einer Kibitke. Die Eltern saßen mit dem jüngsten Kinde Maschenka im Wagen; Hannchen, Franz und ich fuhren in der Kibitke, die so mit Betten, Kissen und Matten ausgefüllt war, daß wir alle drei lang ausgestreckt und wie im Bett lagen. Vorn war das Halbverdeck der Kibitke mit einer dicken Matte verhängt, die sich an der inwendigen Seite durch unsern Athem bald mit einer Eiskruste bedeckte. Wir konnten sehen, wie unser warmer Hauch an die Matte schlug und die Eisblumen an derselben vermehrte. Jedes Fuhrwerk war mit drei Pferden bespannt und von einem Iswostschik (Fuhrmann — Hauderer) gefahren.

Wir fuhren fast ohne Unterbrechung den ganzen Tag in schneidender Kälte, die auf freiem Felde so unerträglich wurde, daß Hannchen zu weinen anfing und sich gar nicht zu lassen wußte. Auf der Station Rosweno mußten die Eltern für ein erbärmliches Abendessen fünfzehn Rubel Silber zahlen, wogegen alle Beschwerden nichts halfen. Dagegen war es in Opolje, wo wir zwar elend, aber doch wenigstens erwärmt übernachteten, desto wohlfeiler. Unterwegs hörten wir, daß gegen Mittag die Kälte bis auf 31 Grad gestiegen war. Mein Vater sagte, daß ihm die Berührung des eisernen Wagentrittes denselben Schmerz wie glühendes Eisen bereitet habe. Erst am Abende des zweiten Tages kamen wir in Narva an, bis wohin die Iswostschiks aus Petersburg gemiethet waren.

Das Unglück wollte, daß kein Iswostschik in Narva anwesend war, und so mußten die Eltern die Weiterfahrt bis Dorpat mit Bauern akkordiren, die statt sechs allerdings neun Pferde vorlegten, aber auch 200 Rubel bis Dorpat verlangten

und bekamen. So schwere Ausgaben mahnten zur Eile, und die Weiterreise erfolgte auch noch in derselben Nacht und dauerte zwei Tage und zwei Nächte. Auf der Station Jewe, wo die Wege nach Reval und Riga sich trennen, trafen wir mit dem berühmten Kosaken-Hetman Platoff zusammen, der aus Deutschland nach Petersburg zurückkehrte und sich sehr freundlich mit den Eltern unterhielt, wobei ich mir den berühmten Mann so recht bequem ansehen konnte.

Am dritten Tage kamen wir in Dorpat an, und hatten die Eltern nicht weniger als 346 Rubel für diese Reise ausgegeben.

Dorpat ist eine ganz deutsche Stadt, liegt und ist sehr hübsch und wird durch die Universität belebt. Da kein Theater dort war und wegen der Universität nicht sein durfte, so arrangirten die Eltern ein Konzert und, als es gefiel, auch noch ein zweites, welche zusammen gegen 800 Rubel einbrachten, so daß sich die Wirthshausrechnung bei einer Madame Clar, für sieben Tage 144 Rubel, allenfalls verschmerzen ließ. Während des ganzen Aufenthalts in Dorpat herrschte eine grimmige Kälte; keinen Tag unter 20 Grad, so daß ich mit dem Hündchen Hulda gar nicht vom Ofen wegkam.

Vor der Abreise von Dorpat gab es allerlei Schwierigkeiten mit dem dortigen Polizeimeister, der den Paß nicht visiren wollte, bis die gesetzlichen Abgaben für die beiden Konzerte an das dortige Findelhaus bezahlt wären, diese aber so hoch ansetzte, daß dortige Bekannte den Eltern riethen, sie nicht zu bezahlen und es auf eine Beschwerde beim Generalgouverneur ankommen zu lassen. Dann hätten wir aber jedenfalls bis zur Entscheidung dort bleiben müssen, und das war wieder wegen der Clarschen Rechnungen bedenklich; kurz, es wurden 42 Rubel bezahlt, und nun visirte der Polizeimeister den Paß.

Die Abreise von Dorpat erfolgte am 23. Januar, und nach fünftägiger Fahrt bei schwerer Kälte und sehr schlechten Nachtquartieren — wo nur einmal, in Walk, warm gegessen wurde

und ich meinen Bruder in der Küche überraschte, wie er die sehr hübsche Schwester der Wirthin küßte, mir aber verbot, zu klatschen — kamen wir in Riga an. Dort war ein Theater und eine Mlle. Herbst die Direktrice; auch von Goßlers hörte ich viel reden, weiß aber nicht, in welchem Verhältniß sie zur Direktion standen. Bruder und Schwester spielten mit Beifall mehrere Gastrollen, und der Vater führte im „Schwarzen Häupter-Saale" seine neu komponirte Schlachtmusik auf, die soviel Glück in jener noch von den Reminiscenzen des Krieges lebenden Zeit machte, daß er sich entschloß, auch sein Oratorium „Christi Geburt" zur Aufführung zu bringen, wozu ihm alle Welt besonders freundlich entgegenkam. Die Gastrollen der Geschwister wurden fortgesetzt, und die Direktion wollte beide gern auf längere Zeit engagiren, die Eltern sehnten sich aber nach Berlin zurück. So wurde nichts daraus.

Da die Pflege meiner jüngsten Schwester Mascha die ganze Sorgfalt der Mutter in Anspruch nahm, so war ich mir so ziemlich selbst überlassen, lief in der Stadt umher und ging zu den Proben und Aufführungen ins Theater; von Unterricht irgend einer Art war nicht die Rede; kurz, ich verwilderte immer mehr und machte meiner ganzen Familie vielen Aerger, umsomehr als ich das Lieblingskind der Mutter war und meine Unarten mir immer nachgesehen wurden. — Riga ist eine außerordentlich gastfreie Stadt, und fast täglich war wenigstens einer von der Familie ausgebeten. Als ich 1847 wieder nach Riga kam, war ich durch meine Jugenderinnerungen schnell orientirt, denn die Stadt hatte sich in der ganzen Zwischenzeit fast gar nicht verändert.

Wir blieben bis zum 27. März in Riga, und da später in der Familie immer gern von Riga gesprochen wurde, so muß es uns dort wohl sehr gut ergangen sein. Die Reise ging über Mitau und Libau nach Memel, und an der Grenze, wo wir am 31. März ankamen, wechselte das Datum plötzlich zum

11. April, was ich gar nicht begreifen konnte. Der Zollbeamte, welcher jene Stobwassersche Schnupftabaks-Dose in dankbarer Erinnerung noch immer bei sich führte, drückte dem Vater als früheren Eigenthümer derselben höchst kordial die Hand, konnte aber diesmal seine Geneigtheit zu amtlichen Gegengefälligkeiten nicht bethätigen, denn beim Herausgehen aus Rußland war eben nichts von den Zollbeamten zu untersuchen.

Nachdem wir abermals auf der Nehrung in den elendesten Krügen übernachtet hatten, kamen wir, alle im höchsten Grade fatiguirt, in Königsberg an. Es war gerade der erste Osterfeiertag und das Wetter dem milderen Klima angemessen. Hier erkrankte ich in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes an den Masern und mußte aus der Wohnung der Eltern fortgebracht werden, weil meine Geschwister die Masern noch nicht gehabt hatten, als die Erwerbenden aber gesund bleiben mußten. — Auch Mascha erkrankte an den Rötheln, und ich hörte nachher, daß die Eltern entschlossen gewesen waren, uns beide in Königsberg zu lassen und zwar in Pension, die aber 1000 Thaler jährlich kosten sollte, an welcher Forderung sich dann freilich der Plan zerschlagen mußte. Wie lange ich krank gewesen bin, weiß ich nicht mehr; aber am 11. Juni reiste ich mit den Eltern aus Königsberg ab, wo keine guten Geschäfte gemacht worden waren; denn das Theater wollte von Gastrollen nichts wissen, und auch ein Konzert brachte so wenig ein, daß viel von dem in Rußland Erworbenen zugesetzt werden mußte. Die Verhältnisse scheinen sich diesmal in Königsberg entschieden unfreundlich gestaltet zu haben; auch erinnere ich mich ungewöhnlich heftiger Scenen zwischen den Eltern, wenn ich nicht irre, über einen Heirathsantrag für Schwester Johanna, deren Verheirathung allerdings alle Pläne der Eltern für die nächste Zukunft zerstört haben würde.

Mitte Juni verließen wir endlich Königsberg, um nach Berlin zurückzukehren.

Als wir dort angekommen, zeigten sich die Aussichten für die Familie keineswegs so günstig, wie sie sich in der Ferne ausgenommen hatten. Von allen Freunden mit großer Herzlichkeit empfangen, fühlten die Eltern sich doch in der Heimat fremd geworden und ganz veränderten Verhältnissen gegenüber. Den durch selbstständige Stellung und reichliche Einnahme Verwöhnten, stand in Berlin zunächst nichts in Aussicht, als der Wiedereintritt des Vaters als Kammermusikus in die königliche Kapelle, welche indessen ebenfalls ihre frühere selbstständige Stellung verloren hatte und dem deutschen Theater unter Intendanz des Grafen Brühl als ein gewöhnliches Theater-Orchester für den täglichen Dienst überwiesen worden war. Und selbst dieser Wiedereintritt in ein nur untergeordnetes und den ganzen Tag in Anspruch nehmendes Verhältniß war eigentlich zu einer Gunst- und Gnadensache geworden. Es sollte daher womöglich ein Engagement bei der königlichen Bühne für die beiden ältesten Kinder erreicht werden, und der Vater wollte dann nur komponiren und Unterricht geben. Graf Brühl scheint sich nicht besonders freundlich benommen zu haben. Johanna und Franz gelangten zwar zu Gastrollen, haben auch — nach den Rezensionen zu urtheilen — gefallen; aber zu einem Engagement kam es nicht. Wenn ich mich recht erinnere, glaubten die Eltern den Grund des Mißlingens in der Furcht des Grafen Brühl zu erkennen, gleich eine ganze Familie engagiren zu müssen.

So wurden denn alle Hoffnungen zu Wasser, und da der mehrmonatliche Aufenthalt in Berlin und im Gasthause viel gekostet hatte, mußte an neuen Erwerb gedacht werden. Es sollte also eine Kunstreise durch Deutschland unternommen werden, auf der ich, als ganz unnütz, nur hinderlich gewesen wäre und also in Berlin zurückbleiben mußte, vorzüglich um den bis dahin entsetzlich vernachlässigten Schulunterricht wieder einzubringen. Kammermusikus Boetticher, der langjährige Kollege meines Vaters, nahm mich in Pension, und als die Eltern im September zu-

nächst nach Leipzig abreisten, begann für mich — leider spät genug — der Besuch der Hartungschen Schule in der Brüderstraße, wo ich gegen andere Schüler in gleichem Alter gewaltig zurückstand. Die Boetticherſche Familie wohnte damals in der Neuen Grünstraße, ihr jüngster Sohn Louis wurde später Bassist des königlichen Theaters, nachdem er schon längere Zeit Waldhornist im Orchester desselben gewesen war. Die Verhältnisse der Familie Boetticher waren sehr beschränkt und wurden es in dem Hungerjahre 1817 noch mehr.

Vom Theater sah und hörte ich damals nichts mehr, wurde aber doch zweimal daran erinnert, als ich bei dem großen Examen der Hartungschen Schule, welches jedes Mal in dem Gartensaale der Loge zu den drei Weltkugeln stattfand, einige Gedichte deklamiren mußte, wozu die Lehrer mich, als besonders geschickt dazu, ausgesucht hatten. Es war einmal das schon erwähnte komische Gedicht:

„Thier' und Menschen schliefen feste,
Selbst der Hausprophete schwieg" u. s. w.

und das zweite Mal eine Erzählung in Versen, deren Titel ich vergessen habe. Es handelte sich darin um den Streit zweier Hausbewohner, von denen der eine parterre, durch die Gicht an das Zimmer gefesselt, seiner Liebhaberei zur Jagd durch Hornblasen, Hundegebell u. s. w. mit entsetzlichem Lärm fröhnte, der andere aber Bel-Etage ihn dadurch kurirte, daß er sich zum Angeln das Zimmer voll Wasser tragen ließ, so daß dem gichtischen Jagdliebhaber Regenströme auf den Kopf liefen.

Bei beiden Examen war der berühmte Schauspieler Ludwig Devrient gegenwärtig — wahrscheinlich besuchten Knaben seiner Verwandtschaft die Hartungsche Schule — und ich muß diese beiden Gedichte wohl gut vorgetragen haben; denn er suchte mich bei der Pause im Garten auf, klopfte mir freundlich die Backen und sagte: „Mein Sohn, Du wirst einmal ein großer Schau-

spieler werden; aber sei recht fleißig, daß Du es nicht zu werden brauchst!"

Unterdessen reisten die Eltern fast durch ganz Deutschland. Erst später habe ich in Theater-Almanachen und Zeitungen ihren Weg verfolgt. Leipzig, Hamburg, Bremen, Oldenburg, Hannover, Braunschweig, Kassel, Darmstadt, Frankfurt, Würzburg, — überall mit mehr oder minderem Glück Gastrollen gebend. — Ich erfuhr damals wenig davon, später aber allerdings, daß es dabei allerlei Sorge und Kümmerlichkeit gegeben. Plötzlich kam der Vater mit meinem Bruder Franz zurück, den ich fast nicht wiedererkannte, so krank und schwach sah der früher so hübsche und kräftige junge Mann aus. In Universitätsstädten mit Studenten bekannt geworden, deren Ungebundenheit ihm, der unbequemen mütterlichen Zucht gegenüber, besonders gefallen mochte, war er in Trinkgelage gerathen, hatte dabei viel gesungen, auch bei den unaufhörlichen Gastspielen sich wohl zu sehr angestrengt; kurz, er kam mit einer vollkommen ausgebildeten Schwindsucht zurück und hoffte in Berlin Heilung für diese fürchterliche Krankheit zu finden. Der Vater nahm eine Wohnung in der Kurstraße Nr. 42 und auch mich aus der Pension bei Boettichers, während die Mutter mit den beiden Töchtern Johanna und Maschenka die Kunst- und Erwerbsreise weiter fortsetzte.

Die rasch zum schlimmsten sich entwickelnde Krankheit seines ältesten Sohnes, auf dessen unzweifelhaftes Talent sich so viele Hoffnungen gegründet, scheint den Vater bestimmt zu haben, seine frühere Stellung als Kammermusikus nun doch wieder anzunehmen. Der Entschluß dazu mag wohl ein schwerer gewesen sein, da er durch seine Stellung in Reval sich als tüchtiger Dirigent fühlen gelernt hatte und nun in ein durchaus subordinirtes Verhältniß zurücktreten mußte. Aber es blieb kaum etwas Anderes übrig, da die Krankheit meines Bruders viel kostete. Wie alle Schwindsüchtige hatte Franz keine Ahnung von der

Gefährlichkeit seiner Krankheit und sprach noch am Tage vor seinem Tode von den Rollen, die er nun zunächst einstudiren würde, wenn es nur erst etwas besser gehen wollte. — Er starb am 2. November 1817 und wurde auf dem Kirchhofe dicht vor dem Oranienburger Thore links begraben.

Mit dem Tode meines Bruders endeten meine Kinderjahre. Zum ersten Male trat der ganze Ernst des Lebens an den dreizehnjährigen Knaben heran. Ich faßte an seinem Grabe viele gute Vorsätze und habe sie sämmtlich nicht gehalten; denn nun begannen meine Flegeljahre, und wäre das Wort nicht schon längst und so lange wie die Sache selbst vorhanden gewesen, für mich und meine Thaten hätte es ganz besonders erfunden werden müssen.

Im Oktober 1863.

Die Flegeljahre.

1820—1824.

Und wirklich waren sie es, in der ganzen Bedeutung des Wortes. Die bisherige Erziehung, das unstäte Wanderleben der Eltern, der stete Kontakt mit dem Theater — jedenfalls kein nützlicher für Knaben — hatten mich vollkommen verwildern lassen. So leicht ich zwar in der Schule alles auffaßte, und so wenig ich je um eine Antwort verlegen war, so fehlte doch jeder Ernst, jeder wirkliche Fleiß. Aus der Hartungschen Schule war ich in das Werdersche Gymnasium — damals an der Jungfern-brücke — gekommen und hatte mit dem zweiten Coetus von Unter-Tertia angefangen; aber die schriftlichen Arbeiten wurden von anderen Schülern abgeschrieben, die Lehrer getäuscht, jede Art von Unfleiß und Unart geübt. Auch hier brillirte mein so-genanntes Deklamationstalent, und in Latein wie Französisch waren die Lehrer zufrieden. Dagegen war ich bei allen Schlägereien im Thiergarten und auf den Straßen einer der Rädelsführer; denn wie die Hartungsche mit der Bartelsschen Schule in der Brüderstraße, so war der Werder mit dem grauen Kloster in offener Feindschaft und Absagung. Durch das damals beliebte Turnen nach Jahnschen Lehren herrschte bei den schon heran-gewachsenen Knaben eine Rohheit des Benehmens, eine Streit-lust und Aufsässigkeit gegen jede Autorität, sowohl der Eltern

als der Lehrer, wie sie eben nur damals von dem Mode werdenden Deutschthum schön gefunden werden konnte; denn alle Welt schrie zu jener Zeit nach einer Krafterziehung, und wenn schon Gymnasiasten einen Lehrer austrommelten, so galt das für folgerichtige Charakterentwickelung.

Nach dem Tode meines Bruders blieb ich fast ohne alle Aufsicht mir selbst überlassen. Der Vater, angestrengt in seinem Dienst beschäftigt, bekümmerte sich fast gar nicht um mich, konnte es auch nicht, am wenigsten mit Beziehung auf das, was ich in der Schule lernte; hatte er doch selbst fast gar keine Schulbildung genossen und früh schon für seinen Lebensunterhalt sorgen müssen. Was ich nicht lernen wollte und wozu ich keine Neigung hatte, das lernte ich eben nicht. Von der Wahl meines künftigen Berufes, von Vorbereitung für irgend eine Spezialität, konnte natürlich unter solchen Umständen keine Rede sein. Dagegen erwachte durch die Einsamkeit im Hause der Wunsch, vom Vater mit in das Theater genommen zu werden, von dem ich ja alle uns Besuchende erzählen hörte und von dessen Vortrefflichkeit mir erstaunliche Begriffe machte. Als ich hörte, daß einzelne Kammermusiker die Erlaubniß erhalten hatten, ihre Söhne zu solchen Vorstellungen, welche kein großes Orchester erforderten, mit in das Orchester zu nehmen, bestürmte ich den Vater, auch für mich eine solche Erlaubniß auszuwirken, und ein seltsamer Zufall wollte, daß die Erlaubniß zum Besuch des Orchesters gerade an dem Tage eintraf, an welchem das Schauspielhaus abbrannte.

Fast in demselben Augenblick, wo der Vater ins Zimmer trat und mir die erhaltene Erlaubnißkarte zeigte, hörten wir auf der Straße „Feuer! Feuer!“ rufen, und gleich darauf sahen wir auch aus unsern Fenstern eine dicke Rauchsäule über die Dächer der Häuserreihe nach dem Schinken- (jetzt Hausvoigtei-) Platz hin emporsteigen. Als es nun aber von der Straße heraufttönte: „Das Komödienhaus brennt!“ der Vater erschreckt fort-

eilte und mir befahl, auf keinen Fall bei dem zu erwartenden Lärmen das Haus zu verlassen, trieb mich die Neugier und der Aerger über die vereitelte Aussicht auf den Theaterbesuch auf den Boden des Hauses, um wenigstens von da aus nach dem Brande hinsehen zu können. Eine Verbindungsthür dort oben war verschlossen, hatte aber ein offenes Fenster in ihrer oberen Hälfte. Natürlich mußte ich da hindurchkriechen, verletzte mich aber rittlings auf der scharfen Brettseite so schmerzlich, daß ich Hülfe herbeirufen mußte, um nur wieder vom Boden herunter zu kommen.

Nun dauerte es lange, ehe die Erlaubniß auch auf das Orchester des Opernhauses ausgedehnt wurde, wo von nun an auch Schau- und Lustspiel-Vorstellungen stattfinden mußten. So gern ich auf dem Turnplatz in der Hasenheide turnte, so lief ich doch jedesmal vor der Zeit dort fort, wenn ich an einem Abend das Theater besuchen durfte, und hatte sehr natürlich bald nichts als Theater und Komödiespielen im Kopfe. Ein kleines Puppentheater wurde aus Pappe zusammengebaut, Ritterfiguren aus Bilderbogen beim Buchbinder gekauft, dem Vater das Geld dazu abgebettelt, aus einer Leihbibliothek alle möglichen Stücke gelesen, mit anderen Knaben auf dem Boden oder in den Säulenhallen der Deutschen Kirche auf dem Gensdarmenmarkte Scenen aus Rinaldo Rinaldini aufgeführt: kurz, der bekannte Theaterteufel gründlich geweckt.

Der Eingang zur rechten Seite des Orchesters im Opernhause führte durch die untere Maschinerie, ich konnte also dem Anstecken der Lampen für die sogenannte Rampe zusehen; aber beim Zusehen blieb es nicht. Ich gewann die Gunst und Protektion des Ober-Illuminateurs Bethge und durfte nun beim Anzünden helfen; mit welchem Eifer, läßt sich denken. So kann ich wohl sagen, daß ich die lange Reihe von Diensten, welche ich der königlichen Bühne erwiesen, recht eigentlich mit dem Lampenanzünden begann, also auch hier von der Pike auf gedient habe.

Einmal kam ich direkt vom Turnplatze in meinem graulinenen Turneranzuge in das Orchester. Das war indessen denn doch sowohl den Kammermusikern, als den ersten Parquetbänken zu viel, und ich erhielt die Weisung, mich sofort zu entfernen, auch nie wieder in einem solchen despektirlichen Kostüm dort zu erscheinen.

Bald nach dem Tode meines Bruders nahm der Vater mich auf eine Reise nach Bamberg mit, wo Schwester Johanna ein längeres Engagement angenommen und im Begriff stand, sich mit dem Musikdirektor der dortigen Bühne zu verheirathen. Der Vater wollte den präsumtiven Schwiegersohn kennen lernen, und ich wurde mitgenommen, da die Mutter Sehnsucht nach mir hatte. In Leipzig wurde der Musikalienhändler Hoffmeister besucht, den ich wenige Tage vor dem Niederschreiben dieser Zeilen, im September 1862, hoch in den achtziger Jahren wiedergesehen — wie denn fast fünfzig Jahre hindurch das gastfreundliche Verhältniß zwischen den Familien Hoffmeister und Schneider ein unverändert herzliches geblieben ist. Ueber Hof und die unvergeßlichen beiden Stationen Gefräß und Gfell ging es dann nach Bamberg zur Mutter und Schwester, die sich den Beistand des Vaters eigentlich nur deswegen herbeigerufen, um mit Anstand von einem übereilt gegebenen Versprechen loszukommen. So zerschlug sich, allen, bis auf den Bräutigam, erwünscht, die Heirat.

Bamberg mit seinem Dom und seiner Burg machte einen tiefen Eindruck auf mich und gefiel mir sehr viel besser, als das schnurgerade gebaute Berlin ohne Burgruinen, ohne Erinnerungen an Ritter, Turniere, Vehmgerichte und den ganzen Apparat der mit Begierde aus der Kralowskischen Leihbibliothek verschlungenen Spießschen Ritterromane und die Fouquéschen Recken, Kämpen, Knappen, rehäugigen Mägdlein und Burgverließen. Ist es doch, als hätte sich das beinahe fünfzig Jahre später mit so vieler Vorliebe betriebene Studium der mittelalterlichen Befestigungs-

bauten schon damals angekündigt; denn täglich, so lange wir in Bamberg waren, lief ich auf die Burg, kletterte auf den hohen Wartthurm, durchkroch alle Keller und lag stundenlang, mich sonnend und dem raschelnden Lauf der Eidechsen zuschauend, auf altem Mauerwerk.

Abermals mußten die Eltern sich trennen, da in Berlin keine Aussicht auf ein Engagement für die Schwester war und der Kammermusikus-Gehalt für die ganze Familie nicht ausreichte. Bei den sich immer mehr konsolidirenden Verhältnissen in Preußen und besonders dem raschen Aufschwunge zum Besseren in Berlin wurde der Mutter aber doch das fortdauernde Reisen und das Umherziehen von einem Theater zum andern unerträglich, und sie ergriff die Gelegenheit eines für Elberfeld sich darbietenden Engagements, um Johanna allein dorthin gehen zu lassen, und kehrte mit Maschinka nach Berlin zurück. Von diesem Augenblicke an haben die Eltern sich nicht mehr getrennt, und es begann nun jene langsame, aber stetige Entwickelung zu einer behaglichen Stellung, deren die Begabung, der Fleiß und die Thätigkeit des Vaters so vollkommen würdig war. Kaum wieder vereint, trieb die Mutter zur Spekulation und Verwerthung des Talents. Da das Ballet begann, eine größere Bedeutung zu gewinnen, so komponirte der Vater Balletmusik nach den Wünschen des Balletmeisters Telle, zuerst als Einlage für die Oper Tancred, dann ein kleines Ballet: „Das Fest des Gutsherrn, oder der Unteroffizier" (am 30. Januar 1818 zum ersten Male gegeben).

Da Graf Brühl die Zwischenmusik, namentlich für Trauerspiele und für das klassische Repertoire, veredeln wollte, so mußte der Vater zu mehreren neuen Stücken Ouverturen und Zwischenmusiken komponiren, zum Beispiel: zur „Ahnfrau" von Grillparzer; zur „Jungfrau von Orleans", nach dem Tode des Kapellmeisters B. A. Weber, welcher den Krönungsmarsch und die Musik zum Monolog komponirt hatte; zur „Sappho" u. s. w. Zu einem Benutzen seiner Fähigkeit als Dirigent wollte es aber

noch lange nicht kommen. Weber, Romberg, Seydel, Gürrlich standen vor ihm, und Graf Brühl scheint kein Vertrauen zu dem Direktionstalent meines Vaters gehabt zu haben; denn es bedurfte erst mächtigen Einflusses und indirekter Förderung, um seinen Widerstand zu besiegen. Dieser mächtige Einfluß war die Protektion des damaligen Obersten und Flügel-Adjutanten, späteren General-Adjutanten und Kriegsministers J. v. Witzleben, mit dem der Vater Quartettmusik zu machen pflegte.

Mit raschem Blick die Verhältnisse überschauend, mußte die Mutter wohl bald meine gänzliche Verwilderung erkennen; eben so wenig entging ihr die Neigung, das frühzeitige Verständniß und auch wohl das Talent ihres nunmehr einzigen Sohnes für das gesammte Theaterwesen. Anfangs durch Noth dazu getrieben, nun schon mehrere Jahre mitten im Getriebe des Theaterlebens und sehr empfänglich für den frühzeitigen und reichlichen Gewinn, bestimmte sie mich sofort dem Theater und hielt von diesem Augenblick an weitere Schulstunden für unnöthig. Da der Vater nie etwas gegen Anordnungen der Mutter einwandte, so war die Sache rasch abgemacht, und ich hörte zu meiner größten Freude die Eltern von Plänen reden, die für meine künftige Lebensbahn — natürlich eine möglichst glänzende — gemacht wurden. Der berühmte Devrient hatte ja gesagt, ich würde ein großer Schauspieler werden, und für mütterliche Liebe war das auch ganz begreiflich. So wurde denn der tägliche Theaterbesuch befördert und nicht danach gefragt, wo ich mich so lange aufgehalten, wenn ich nur beim Nachhausekommen erzählte, ich hätte mit irgend einem Schauspieler Bekanntschaft gemacht oder mir den Einlaß zu einer Theaterprobe zu verschaffen gewußt.

Je ausschließlicher nun das Theater mich beschäftigte, je schlechter wurden die Schulzeugnisse, und um die Lehrer für ihr parteiisches Urtheil über den Herzenssohn zu bestrafen, nahm mich die Mutter ganz vom Gymnasium fort, so daß ich mit er-

schreckend geringem Wissen in die neue amüsante Laufbahn übertrat und auch damals nicht die geringste Lust in mir verspürte, das Fehlende selbst nachzuholen. Das steht für diejenigen, welche mich als Mann gekannt, in zu schroffem Gegensatze mit dem unsäglichen Fleiße, den ich später anwendete, um mir mancherlei Wissenschaft zu eigen zu machen; es möge daher gleich hier die Wandlung eingeschaltet werden, welche eigentlich an das Ende der Flegeljahre gehört.

Es war die erste Liebe, welche diese Wandlung hervorbrachte. Auguste Brandes, die Tochter ehrbarer Bürgersleute, war Elevin der Laucheryschen Balletschule und tanzte als solche in Balleten mit, wenn Kinder gebraucht wurden. Vom Orchester aus, meinem täglichen Observationspunkte, sah ich das junge, kaum vierzehn- oder fünfzehnjährige, noch ganz unentwickelte Mädchen zuerst. Keineswegs hübsch, — ja wohl kaum so hübsch, wie ihre Genossinnen Galster, später die berühmte Amalie Taglioni, und Adler, später Frau Hagemeister, — fiel sie durch inneres Leben, Geschicklichkeit und ein unverkennbares Darstellungstalent nicht mir allein auf. Dieses Talent war so hervorragend, daß der berühmte Ludwig Devrient sie später heirathete, leider zu beider Unglück! Ihr zu Liebe that ich alles Mögliche, um als Theater-Eleve die Laucherysche Tanzschule besuchen zu dürfen, und bald war meine erschreckliche Verliebtheit — das ist jede Liebe in den Flegeljahren — der Spott aller, die uns beobachten konnten. — Jetzt im Alter freue ich mich allerdings darüber, daß meine Liebe damals keine Erhörung oder Erwiderung gefunden; denn spätere Ereignisse bewiesen, daß wir schwerlich zu einander gepaßt hätten; — zu jener Zeit aber, mitten im unverstandenen Drange dieser ersten Leidenschaft, war ich kreuzunglücklich darüber. Ich durfte ihr wohl Bücher verschaffen, Guitarren-Unterricht geben, sie aus dem Theater nach Hause begleiten, auch bei Besuchen neben dem Handwerkstisch ihres Vaters sitzen und entzückt sein; das war aber auch alles und

wohl mit Recht so, denn ich mag damals ein unausstehlicher Bursche gewesen sein.

Unter den vielen Anbetern, welche Auguste Brandes trotz ihrer untergeordneten Welt- und Bühnenstellung, trotz ihrer auffallend nachlässigen Toilette, trotz ihrer unbedeutenden Persönlichkeit hatte, war auch ein Assessor Crelinger, Bruder des späteren Gatten der berühmten Stich-Crelinger, ein ebenso geistreicher, als wissenschaftlich gebildeter, damals schon reifer Mann, den ebenfalls das überall hervorbrechende Talent des jungen, kaum entwickelten Mädchens angezogen haben mochte. Es ist derselbe Crelinger, welcher im Jahre 1848 kurze Zeit lang als Stifter und Präsident des „Konstitutionellen Klubs" viel von sich reden machte, aber, wie alle Liberale, bald von bewußteren Leuten überholt und beseitigt wurde. Von einem solchen Manne ausgezeichnet zu werden, mußte dem jungen, ehrgeizigen Mädchen schmeicheln, und wie Clärchen lauschte sie den geistreichen Worten ihres Egmont. Ich spielte daneben die traurige Figur eines Brakenburg und verging natürlich in ganz fruchtlos eifersüchtigem Aerger. Aber ich sollte auch vor Scham vergehen; denn ich wurde in Gegenwart meines damaligen Ideals eines Tages von dem gebildeten, kenntnißreichen Mann dermaßen über meine Unwissenheit beschämt, daß ich mir im Hinausgehen aus der Hofwohnung das Wort gab, wenigstens eben so viel zu lernen, wie jener Glückliche und Bevorzugte. Ich weiß nicht mehr, was die Ursache meiner Beschämung war; aber noch jetzt fühle ich das mitleidige, auch wohl höhnische Lächeln des damals geliebten Mädchens und erinnere mich genau, daß von jenem Augenblick an Fleiß an die Stelle planlosen Nichtsthuns, Arbeit und Ausdauer an die Stelle nutzloser Geschäftigkeit trat. Mit Eifer und beleidigtem Ehrgefühl warf ich mich auf alles Mögliche, — anfangs ebenso planlos, aber um desto hartnäckiger, — und glaube wenigstens nachgeholt zu haben, was sich im Treiben eines Theaterlebens nur nachholen läßt.

Ich hatte eine sehr wohltönende Altstimme, die schon dem Singelehrer des Gymnasiums aufgefallen war, und diese gab Veranlassung zu meinem ersten Auftreten als „Elamir, ein weissagender Knabe“ in der Oper „Axur“ am 4. Mai 1820; ich war eben fünfzehn Jahre alt. Mein Name stand nach damaliger Sitte mit „Monsieur Louis Schneider“ groß und breit zu meinem nicht geringen Stolze auf dem Theaterzettel, also in königlichem Dienst, und so werde ich, wenn der Allmächtige bis dahin mich leben läßt, schon 1870 im sechsundsechzigsten Jahre meines Alters mein Dienstjubiläum feiern können.*)

Mit unglaublicher Zuversicht und Sorglosigkeit sang ich sowohl das Gebet wie das Recitativ, und siehe da — wurde rauschend applaudirt, sogar in den Zeitungen gelobt und stand nun in den Augen der Meinigen wie in meinen eigenen am Anfange einer unfehlbar glänzenden Karriere als Sänger. Einstweilen gab es natürlich nur Kinder- und Knabenrollen und auch diese nur selten; denn die Familien des Chordirektors Leidel und des Theaterinspektors Lanz hatten auf Jahre hinaus für den Bedarf an Kinderrollen gesorgt. Graf Brühl, damals General-Intendant, wurde aufmerksam auf mich, ließ mir bei dem Professor Friedel sogenannte Deklamationsstunde, beim Kapellmeister Seidel Musikunterricht und beim Schauspieler Lemm Fechtunterricht geben. Daneben besuchte ich mit besonderem Fleiß den Tanzunterricht bei Lauchery, weil ich dort mit Auguste Brandes zusammentraf, spielte Liebhaberkomödie bei dem Schullehrer Balz, auch im elterlichen Hause, wo kleine theatralische Soireen für den General v. Witzleben arrangirt wurden, in denen ich, zur Schau gestellt, Komödie spielte, Taschenspielerkunststücke machte, für die ich ein ganz besonderes Talent hatte, so daß ich dem berühmten Bosco das Schwerste nachahmte, und Mundharmonika — vulgo Maultrommel — spielen mußte, worin ich so Ueber-

*) Ist in Erfüllung gegangen.

raschendes leistete — ich spielte mit 24 abgestimmten Maultrommeln —, daß ich später in England und am Rhein mich öffentlich auf diesem wunderlichen Instrumente mit dem größten Beifalle hören ließ.

Mit welchem Leichtsinn ich den Religionsunterricht für die Konfirmation nahm, und mit wie unverantwortlicher Gleichgültigkeit er gegeben wurde, sah ich freilich damals nicht ein. Erst das Mannesalter und der Ernst des Lebens hat mich erkennen lassen, was damals an mir gesündigt wurde.

War ich auch nun nach allen Richtungen fleißig, wollte ich überall nachholen, wo es mir fehlte, so mangelte doch immer wieder die Gründlichkeit und ich wurde zu einer lebendigen Encyklopädie. Nur bei dem Studium der Sprachen kam mir das natürliche Talent für das Nachahmen der Aussprache zu Hülfe, und ohne in irgend einer Sprache einen wirklichen Lehrer oder regelmäßig fortschreitenden Unterricht gehabt zu haben, setzte ich die Leute sehr bald durch mein fließendes Sprechen der französischen und italienischen Sprache in Verwunderung. So lernte ich zu dieser Zeit Französisch durch den vertrauten Umgang mit dem aus Paris nach Berlin gekommenen Harfenvirtuosen Desargus, der dafür bei mir Deutsch lernte; Italienisch bei der Tänzerin Lamperi, die mein Eifer amüsirte; später Spanisch bei den Attachés der spanischen Gesandtschaft Concha und Escandon, denen ich in vieler Beziehung gefällig war; Portugiesisch bei dem Prediger Bachmann — nachher Konsistorialrath — der bei der preußischen Gesandtschaft in Lissabon gewesen war und meiner Bitte, Portugiesisch mit mir zu lesen, auf das freundlichste entgegenkam; Englisch lernte ich erst in Düsseldorf, um für meine erste Reise nach England ausgerüstet zu sein, und für das Russische ergriff ich jede Gelegenheit, um das Wenige, was ich in der Schule zu Reval gelernt, aufzufrischen und zu vervollkommnen. Für alle diese Sprachen befolgte ich das System, daß ich mir erst von einem Franzosen, Spanier u. s. w. eine Seite vorlesen ließ. Da

ich schnell faßte und geschickt nachahmen konnte, so lernte ich diese eine Seite erst auswendig; dann bearbeitete ich jedes einzelne Wort nach der Grammatik, bildete mir selbst andere Sätze mit Verneinung, Bejahung, Frage daraus, machte natürlich anfangs Unsinn und Fehler vollauf, hatte aber diese eine Seite voll Worte für mein ganzes Leben gewonnen. Das meiste lernte ich auf Spaziergängen mit den Personen, die eben etwas lehren konnten. Nach allem, was mir auffiel, fragte ich, bearbeitete es dann zu Hause und überraschte die zu Lehrern gepreßten Bekannten durch meine Fortschritte.

Trotz alledem führte ich ein lungerndes, regelloses Leben. Früh und spät im Theater, sehr bald nicht in bester Gesellschaft, ohne jede Aufsicht, — so konnte es nicht fehlen, daß mein Betragen, namentlich den Eltern gegenüber, ein unleidliches wurde, so daß sie nichts Besseres mit mir anzufangen wußten, als mich bei dem Schauspieler Rüthling in Pension zu geben, der gleichzeitig mich möglichst strenge beaufsichtigen und mich für den Stand vorbereiten sollte. Rüthling war ein musterhaft ordentlicher Mann; sein Hausstand war ökonomisch, bescheiden, achtungswerth, aber mit mir und meinen Unbändigkeiten wußte er doch nicht viel anzufangen. Jedenfalls hat der Aufenthalt in seinem Hause nicht zu meiner Besserung beigetragen; das sollte erst durch das Leben selbst — freilich auch gründlich und mit manchen bitteren Erfahrungen — geschehen.

Doch muß ich auch wenigstens etwas Gutes von mir berichten. Ich ließ mich weder zum Trinken verführen, obgleich es der berühmte L. Devrient geradezu darauf anlegte, da er mich öfter mit ins Weinhaus nahm und mich traktirte; noch rührte ich eine Karte an, wiewohl das Spiel damals unter den jungen Schauspielern grassirte. So machte ich denn auch keine Schulden, sondern sparte, um Bücher und Kupferstiche ankaufen zu können, die damals schon den Grund zu meiner Sammlung von Bildern zur Geschichte des Theaters legten. Sonderbare Kontraste und

Widersprüche in meiner Sinnesweise, die sich auch im Mannesalter noch geltend gemacht.

Mein Vater wurde um diese Zeit — 1821 — zum Musikdirektor der Militärmusiken des Gardekorps ernannt, eine Stellung, die er der Freundschaft des General v. Witzleben, späteren Generaladjutanten des Königs und Kriegsministers, dankte. Wohl konnte man das Verhältniß zwischen diesen beiden Männern Freundschaft nennen. Als Musikliebhaber war der damals noch junge Offizier mit meinem Vater bekannt geworden; dieser war in späteren Jahren bei demselben jede Woche wenigstens einmal ein gern gesehener Gast zum Thee, und als ich den Knabenschuhen entwachsen war, wurde auch ich mit dahingenommen. Es schien fast, als suche der General etwas darin, den schlichten, bürgerlichen, überaus gutmüthigen Mann trotz der glänzenden Gesellschaft von Generalen, hohen Beamten und vornehmen Leuten in seiner Nähe zu behalten; auch öffentlich affichirte er diese Zuneigung zu ihm und stellte ihn einst bei der Neujahrsgratulation im königlichen Palais, wo mein Vater sich zufällig befand, den Ministern und Generalen als seinen ältesten Bekannten und besten Freund vor. Da nun Graf Brühl durchaus nichts für die Beförderung meines Vaters thun wollte, weil er andere Personen für die Stelle eines Musikdirektors im Auge hatte, so zwang ihn General v. Witzleben gewissermaßen dazu, indem er beim Könige die Ernennung meines Vaters zum Direktor der sämmtlichen Militärmusiken des Gardekorps befürwortete.

Nun mein Vater erst den Titel hatte, fügte es sich bald, daß man ihm auch das Dirigiren der Kapelle, anfangs aushülfsweise, anvertraute, und als er sich bewährte — denn gerade sein Talent zum Dirigiren war ein sehr bedeutendes —, fand sich dann auch die Ernennung. — Erwähnen muß ich hier, daß mir 1821 eine kleine, einjährige Schwester Auguste an der häutigen Bräune starb, was die Eltern tief bekümmerte. Ihre Geburt war mit die Veranlassung gewesen, daß ich in Pension

gegeben wurde, wie denn ihr Tod auch Ursache zu meiner Rückkehr in das elterliche Haus wurde.

Aus den Knabenrollen war ich übrigens bald heraus. Meine Altstimme mutirte in einen schwachen Tenor, und sofort sah die Mutter den künftigen großen Sänger in mir, wußte mir Unterricht bei dem Sänger Eunicke und später bei Benelli zu verschaffen und war auch sonst für meine musikalische Ausbildung besorgt. Als Beschäftigung bei der Bühne gab es Anmelderollen, höchstens einen sogenannten Dümmling. Im Eifer sang ich auch die Chöre in Olympia, Cortez und Vestalin mit; denn Spontini wollte praktischen Nutzen aus den Theatereleven ziehen und schuf für sie den Titel „Koryphäen". Bei so jugendlichem Alter wollte es nicht vorwärts mit mir, und je mehr Eifer ich hatte und zeigte, desto mehr wurde ich mir und eigentlich aller Welt zur Last. Zu lernen und sich an Tüchtigem zu bilden, war damals Gelegenheit genug. Olympia von Spontini, der Freischütz, die vortreffliche Aufführung der Donna Diana von Moreto — das Beste, was ich je auf der Berliner Bühne an feinem Lustspiel gesehen —, Preciosa, — L. Devrient in seiner höchsten Entwickelung, Lemm, Beschort, P. A. Wolff. Dazu die Vorliebe des Königs für das Theater und seine Munifizenz für die Ausstattung desselben, das neu erbaute Schauspielhaus und die prächtige Renovirung des Opernhauses. Es war in vielen Beziehungen eine Glanzzeit beider Häuser, die den Jünger nur um so ungeduldiger machen mußte, weil es eben gar nicht nöthig, ja nicht einmal gerathen war, ihm etwas anzuvertrauen.

So blieb mir denn leider Muße genug, allerlei Unnützes, jedenfalls für meine Zukunft sehr Ueberflüssiges zu treiben. Außer den Taschenspieler-Kunststücken und der Mundharmonika lernte ich kunstgerecht drechseln, Vögel ausstopfen, mit Virtuosität die Pauken schlagen, Kontrabaß spielen und Baßposaune blasen, sammelte außer Büchern und Kupferstichen auch alte Musikinstrumente, Lauten, Theorben, Zithern; kurz, ich trieb alles

Mögliche, bekam aber wenig Gelegenheit, mich für den Stand praktisch zu üben, dem ich doch nun einmal bereits bestimmt war. Einigemal nahm es einen Anlauf, als würde das Publikum aufmerksam auf mich, so z. B. als Kellner in dem Lustspiel „Der Oberst", in kleinen Rollen in der „Falschen Primadonna" und im „Stralauer Fischzuge". Daß man mir etwas zutraute, bewies eine Aufführung in der Akademie der Künste unter Leitung Schadows, wo zur Erklärung lebender Bilder ein Savoyarde gebraucht wurde, der in gebrochenem Deutsch-Französisch ein langes, von Schadow selbst verfaßtes Gedicht herzusagen hatte. Der damals sehr blühende Künstlerverein, der das Fest veranstaltete, wandte sich an den Schauspieler Stich, als für dergleichen besonders befähigt. Dieser aber schlug mich dazu vor (siehe Brief desselben), weil Gestalt, Jugend und Qualifikation bei mir zutreffe. Mit Freuden war ich bereit und enthusiasmirte die ganze zahlreiche Gesellschaft so, daß es fast aussah, als könnte dies ein Schritt vorwärts sein. Ein paar Tage wurde davon gesprochen, meine Leistung überschwänglich gelobt; dabei blieb es aber auch, und ich kam aus dem Anfängergeleise nicht heraus.

Nachträglich muß ich noch anführen, daß ich 1820 große Lust hatte, Militärchirurg zu werden und dafür schon einleitende Schritte bei dem General-Stabsarzt Goerke gethan waren. Ich erinnere mich nicht mehr genau, weshalb die Sache sich zerschlug, bin aber ganz zufrieden, daß mein damaliger Wunsch nicht in Erfüllung ging, obgleich ich immer eine Vorliebe für praktische Chirurgie behalten habe.

Unter den Bekanntschaften jener Zeit waren zwei von dauernder Wirkung auf mich. Der Schauspieler Lemm, bei welchem ich Fechtstunde hatte, ein ernster, verschlossener, gegen andere fast feindlicher Mann. Ich begreife nicht, was gerade ihm damals an mir wohlgefallen konnte, denn ein stärkerer Gegensatz der Naturen läßt sich kaum denken. Doch erhielt er mir sein Wohlwollen und später seine Freundschaft bis zu seinem

Lebensende. Er freute sich jedesmal, wenn ich ihm etwas von meinen schriftlichen Arbeiten zeigte; — denn schon damals beschäftigte ich mich mit Aufzeichnungen für die Geschichte der Bühne, welche später in dem Theaterlexikon von Blum und Herloßsohn willkommene Verwendung fanden. Unvergeßlich ist es mir, daß er mir lange Jahre hindurch jedesmal ein Bund Gänsefedern zu Weihnachten schenkte und mir dabei sagte: „Besseres kann ich Ihnen nicht geben; denn ich habe die Ueberzeugung, Ihr werdet Euch einstmals gegenseitig Ehre machen!“ Damals ungläubig, frappirt mich jetzt das vielleicht gar nicht so ernst gemeinte Wort Lemms.

Der zweite war der Schauspieler Crüsemann, nur wenige Jahre älter als ich, Sohn wohlhabender und geachteter Eltern, der in Liebhaber=Theatern allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte und gleich in ein lohnendes Fach eintrat, also nicht, wie ich, die Misère der Anfängerschaft und des Volontärdienstes durchzumachen hatte. Sein gebildetes, gesellschaftlich feines Benehmen, seine ganze, für Schauspieler seltene Lebensstellung und Familienverbindungen machten den Eindruck, als spiele er eben nur zu seinem Vergnügen Komödie, als gehöre er eigentlich gar nicht mit zur Berufsgemeinschaft. Auch er muß Gefallen an mir gefunden haben; denn er ging mit mir um, und er mag es vielleicht nie gewußt haben, daß sein Beispiel vortheilhaft und bessernd auf mich wirkte. Mir imponirte dieses gewissermaßen Nichtdazugehören, und ich suchte es nachzuahmen, wenn es mir bei der Leichtfertigkeit meiner Umgebung und meines eigenen Treibens auch nicht gelang.

Im Jahre 1822 trat ich, siebzehn Jahre alt, zur Ableistung meiner Militär=Dienstpflicht als Einjährig=Freiwilliger in das damals noch aus geworbenen französischen Schweizern bestehende Garde=Schützen=Bataillon ein und war vom ersten Augenblicke an ein eifriger und lernbegieriger Soldat. Mich erfreute die Ordnung, Pünktlichkeit, die unumstößliche Regel des Standes. Für

alles mir Neue suchte ich Belehrung und gewann mir dadurch das Wohlwollen der Offiziere. Mir war der einjährige Dienst keine Last, sondern ein Stolz und eine Freude, und die Anhänglichkeit, die ich dem Stande durch mein ganzes Leben bewahrt, die ununterbrochene Arbeit, die ich ihm gewidmet, beweist wohl, daß ich schon damals, trotz meiner Jugend, ein eifriger Soldat war und es gewiß geblieben wäre, wenn die Eltern — die nur vom Theater Heil für mich erwarteten — nicht dringend abgerathen hätten. So trat ich mit einem glänzenden Zeugniß meines Kompagniechefs, v. Mitzlaff, im April 1823 zur Landwehr über.

Im Sommer machte ich mit den Eltern eine Reise nach Rheinsberg, wo sie zur Zeit des Prinzen Heinrich lange gelebt hatten und alte Bekannte besuchen wollten. Dort hörte ich viel von der vergangenen glänzenden Zeit erzählen, was ich später in meiner Novelle „Aurore Bursay“ zu porträtiren versucht. Von dort ward Neu-Strelitz besucht, wo mein Vater vom Großherzoge sehr ausgezeichnet wurde. Die Eindrücke jener kleinen Reise würden hinreichenden Stoff für einen ganzen Abschnitt dieser Blätter geben. Vielleicht gewinne ich auch dazu noch Zeit.

Jene kleine Rolle in dem Lustspiel „Der Oberst“ und der Applaus, den ich jedesmal in den oben genannten Stückchen davontrug, half nun doch nach und nach weiter. Ich bekam hier und da ein Röllchen, und wo ich keins bekam, suchte ich mich doch bemerkt zu machen. So z. B. im „Bürgermeister von Saardam“, einem Lustspiel, welches bei der ersten Aufführung gar nicht hatte gefallen wollen. Es kam ein Hochzeitszug darin vor, für welchen Ballettänzer bestimmt waren, die denn auch ohne alles Interesse an der Sache, natürlich daher ohne jede Wirkung vorübergingen. Rüthling, bei dem ich damals noch wohnte, äußerte sein Bedauern über die ungeschickte Scenirung und sagte, man hätte die eines van Ostadeschen Bildes zu jenem Hochzeitszuge nehmen sollen. Sofort suchte ich unter meinen Kupferstichen

einen Ostade heraus, wir fanden zwei komische Figuren, eine lange, sehr magere und eine kleine kugelrunde. Aus gutem Willen zur Sache zogen wir uns bei der zweiten Aufführung mit an, benahmen uns der Aufgabe angemessen, und siehe da, das Publikum kam gar nicht aus dem Applaudiren heraus.

Dergleichen Episoden geriethen mehrere, und es stellte sich nach und nach Vertrauen der Regisseure ein. Ueber die sogenannten Bedientenrollen ging es freilich noch nicht hinaus. Im Februar 1823 avancirte ich aber doch schon von dem Kellner „Gleich, Herr, gleich!“ in „Heinrich IV., 1. Theil“, bis zum Poins, ein Avancement, welches ich dem furchtbaren Vorgange der lebensgefährlichen Verwundung des Schauspielers Stich zu danken hatte. Es war am 6. Februar 1823, als er den Poins und ich jenen Kellner gespielt hatte. Beide zu gleicher Zeit fertig, verließen wir zufällig zusammen das Opernhaus und plauderten bis zum Gensdarmenmarkt, wo unsere Wege sich trennten, ganz behaglich. Wenige Minuten nachher lag Stich schwer verletzt in seinem Blute auf dem Flur seiner Wohnung. Beim Heraufkommen hatte er an der Thür zu derselben eine Gestalt bemerkt, sie angehalten und festhalten wollen. Es war der Lieutenant v. B. in Civilkleidung. Stich glaubte Ursache zur Eifersucht zu haben und wurde, als er den Erkannten nicht los ließ, von diesem mit einem Dolche schwer verwundet, so daß er Monate lang liegen mußte. Der Vorfall machte ein außerordentliches Aufsehen in Berlin. Madame Stich, später Crelinger, war der Liebling des Publikums, der junge Edelmann Träger eines berühmten Namens, das Zusammentreffen der Umstände ein höchst unglückliches; kurz, es vereinigte sich eben alles, um den traurigen Vorgang zu einer cause célèbre zu machen. Stich wurde zwar wieder geheilt; sein Wiederauftreten und das seiner Frau gehören aber zu den merkwürdigsten Begebenheiten der Berliner Theatergeschichte. Gerade ich könnte viel von der ganzen Sache erzählen, denn ich gelangte später durch Zufall in

den Besitz der Akten des gegen Lieutenant v. B. geführten Prozesses, die ich meiner Sammlung für die Geschichte des Theaters hinzufügte. Dort möge man sie lesen. Ich habe keine Freude daran, dergleichen zu erzählen.

Was in mir steckte, lernten meine künftigen Kollegen schon früh kennen, damals allerdings nicht zu meiner Empfehlung. In einem Kotzebueschen Stücke, „Das Intermezzo", wurde mir die Rolle eines Kaufmannsdieners zugetheilt, der einen Wechsel einzukassiren hat. Der Zufall wollte, daß beim Auftreten eine der bekannten, gewohnheitsmäßigen Flügelthüren offen blieb, und als ich nach den wenigen Worten meiner Rolle abgehen wollte, rief mir Gern, der den Matz, eine seiner Force-Rollen, spielte, nach:

„Sie! Kleiner! sind Sie von Adel? oder sind Sie ein Hund, daß sie die Thüre hinter sich auflassen?"

Dergleichen Extempore galten übrigens damals für sehr witzig, und wurde denn auch dieses mit großem Gelächter, natürlich auf meine Kosten, belohnt. Ich stand beschämt, aber doch nur einen Augenblick rathlos; rasch gefaßt trat ich vor den Tisch, an dem er saß, that, als wenn ich ein Geldstück aus der Tasche nähme, und sagte:

„Hier, mein Freund, hat Er einen Sechser für seinen Witz!"

Nun wurde das Gelächter noch stärker, aber nicht mehr auf meine Kosten. Gern machte ein ganz unbeschreibliches Gesicht, daß sich ein siebzehnjähriger Anfänger so etwas gegen einen älteren Schauspieler unterstand. Es gab auch nachher noch Verweise von Vorgesetzten und den älteren Schauspielern, sie waren aber ziemlich leicht mit dem Hinweis auf die Unziemlichkeit des Gernschen Extempore und auf das alte Sprüchwort vom groben Keil auf groben Klotz abgewehrt.

Unter all' dem Unbedeutenden und jedenfalls nicht Erwähnenswerthen gelang die kleine Rolle des André in „Fanchon" in Spiel, Gesang und Tanz so vollkommen, daß ich viel Freude

davon hatte. Den Tanz studirte mir Hoguet ein, dessen persönliche Bekanntschaft ich damals zuerst machte, und dessen furchtlos royalistische Gesinnung uns beinahe dreißig Jahre später zu herzlichster Freundschaft verband. Der André brachte mir auch den Kilian im „Freischütz", der mich denn natürlich damals besonders stolz machte. Beschäftigt wurde ich genug; denn ein Verzeichniß in meinen Papieren weist 129 Spieltage für mich auf, aber freilich nur Unreifes, Halbwüchsiges.

Je weniger man mir bei meiner Unreife zutraute, desto mehr Mühe gab ich mir, auch den kleinsten Aufgaben irgend etwas abzugewinnen, was dem Publikum allenfalls gefallen konnte, z. B. als Arlequin in der Oper „Axur". Keinem der früheren Darsteller war es eingefallen, die eigenthümlichen Tanzbewegungen des Arlechino nachzuahmen, sondern sie hatten sich mit dem Gesange und einigen Lazzi begnügt. Ich ließ mich von Lauchery, früher als Ballet-Arlequin berühmt, unterrichten und überraschte nicht allein das ganze Personal bei der Probe, sondern auch das Publikum bei der Aufführung. Da hieß es dann immer: „In dem Jungen steckt etwas!" Das steigerte meine Erwartungen und Ansprüche, die doch bei meiner Jugend selbst mit dem besten Willen niemand befriedigen konnte. —

Von der strebsamen Mutter immer auf seine Talente aufmerksam gemacht, hatte der Vater seine Stellung als Musikdirektor auch durch Komposition von Opern zu befestigen gesucht. Der wohl schon bei jeder Bühne gemachten Erfahrung mit den sogenannten „Kapellmeister-Opern" entsprechend, hatten die dreiaktige Oper „Aucassin und Nicolette" und die einaktige „Die Verschworenen" den bekannten succès d'estime, den alle von den Kapellmeistern loci komponirten Opern zu haben pflegen. Tüchtige Musik, sorgfältige Instrumentation, achtungswerth — aber zu einem Kunstwerk von nachhaltiger Wirkung, oder auch nur augenblicklich durchschlagendem Reize, fehlte es dem Vater an ästhetischer Bildung. Er war ein vortrefflicher praktischer Mu-

siker, Instrumentist, Kontrapunktist; aber die höhere Weihe der Kunst fehlte ihm. Alle Versuche, ihn darüber hinaus zu heben, schlugen fehl, und sie wurden von verschiedenen Seiten gemacht, weil er ein ungemein liebenswürdiger Mensch war, der nur Freunde und, so viel ich wahrnehmen konnte, nie einen Feind hatte. In der Operette „Die Verschworenen" hatte er auch für mich die Rolle eines Pagen komponirt; sie ging aber mit dem Ganzen spurlos vorüber.

Im Jahre 1824 vertraute man mir schon einige bessere Rollen an, wozu wohl meine Fortschritte im Gesange bei dem berühmten Gesanglehrer Benelli, den Spontini für die Theaterschüler engagirt hatte, beigetragen haben mögen; denn es entwickelte sich damals eine angenehm klingende Tenorstimme bei mir. So durfte ich denn außer dem Kilian im „Freischütz" auch den Paul in der „Schweizerfamilie" spielen. Für meinen brennenden Trieb zur Thätigkeit und Geltung war das aber nicht genug. Ich suchte nach allen Seiten mich nützlich, auch wohl beachtet zu machen, und je mehr mir dies gelang, desto peinlicher wurde mir die Halbheit eines Theaterschülers. Schon damals zeigte sich neben der Neigung auch das Talent für Bühnen-Arrangements und Scenerie, das Einzige, was mich in meiner späteren Laufbahn beim Theater vollständig zu erfüllen und zu befriedigen vermochte. Ich arrangirte Gefechte, Märsche und war den Regisseuren mit meiner Kostümkenntniß, meiner Bildersammlung u. s. w. hülfreich. Wäre es mir aber auch nicht von vielen gesagt worden: der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande! die eigene Erfahrung und Beobachtung hätte es mich gelehrt.

In Berlin, bei dem großen königlichen Theater, konnte der neunzehnjährige Jüngling nicht vorwärts kommen. In einem so bedeutenden Verein von Künstlern, wie ihn damals die Berliner Bühne aufzuweisen hatte, konnte ein junger Mensch nicht leicht Aufnahme erringen. Wer allerdings von Anfang an mit einer bescheidenen zweiten Stellung zufrieden ist, nur an

pünktlich eingehendes Gehalt und eine gewisse bürgerliche Behaglichkeit denkt, der mag von jung an bei einer großen Bühne langsam avanciren. Wer aber vorwärts will, den Drang fühlt, sich auszuzeichnen, und Bedeutendes zu erreichen hofft, der ziehe in die Ferne hinaus und lerne Welt, Leben und Menschen kennen!

Das wurde mir im April 1824 so klar, daß ich den Eltern meinen Plan mittheilte, zu kleinen Theatern zu gehen, mich rascher auszubilden, vor allen Dingen aber mir selbst an den Puls zu fühlen, ob denn auch die Fähigkeit dem Drange entspreche. Sie gingen darauf ein, und so trat ich in meine Wanderjahre.

Legatio dramatica in partibus.

Im September des Jahres 1833 hatte der Kaiser Nikolaus von Rußland mit König Friedrich Wilhelm III. eine Zusammenkunft in dem Städtchen Schwedt an der Oder verabredet. Damals ganz unbekannt mit politischen Interessen und gleichgültig gegen alles, was nicht das Theater berührte, weiß ich nichts von dem Zweck dieser Zusammenkunft. Er mag aber in den erschütternden Begebenheiten der unmittelbar vorhergegangenen Jahre — der Pariser Juli-Revolution, der belgischen und der polnischen Insurrektion, sowie den Vorgängen in Braunschweig und Sachsen — zu suchen sein. Ich hörte zuerst davon während der Vorstellung am 29. August im königlichen Schauspielhause, wo „Kritik und Antikritik“ und „Der Findling“ gegeben wurden, und schwerlich hätte es mich interessirt, wenn nicht die Nachricht mit dabei gewesen wäre, es solle dort während der Anwesenheit des Kaisers gespielt werden. Einige glaubten, andere zweifelten, alle spitzten aber denn doch die Ohren bei dieser vielverheißenden Nachricht. Mit möglichster Unbefangenheit auf dem Gesicht verließ einer nach dem andern die Garderobe, und ohne daß das darstellende Personal zusammenberufen worden wäre, füllte das Versammlungszimmer sich doch bald. Jeder meinte, hörte, hoffte, schlug vor. Zunächst wurde eines Scherzes gedacht, den die acht Tage vorher zu einer Vorstellung in Charlottenburg

versammelt gewesenen Schauspieler sich gemacht, als auch dort schon von dieser Zusammenkunft der Monarchen in Schwedt die Rede gewesen war. Einige hatten sich verabredet, dem Kollegen Rott weis zu machen, der Kaiser habe gewünscht, dort eine der großen Raupachschen Hohenstaufen-Tragödien aufführen zu sehen, wozu selbstverständlich die Koryphäen der Tragödie überhaupt nach Schwedt geschickt werden müßten. Da es ihm von verschiedenen Seiten anscheinend ganz unbefangen bestätigt wurde, so glaubte Rott, es sei Ernst damit, und wurde nachdenklich, bis er endlich merkte, man habe es eben nur auf einen Scherz mit ihm abgesehen. Die lustige Geschichte war längst vergessen, als es nun plötzlich Ernst mit der Sache wurde; denn es sollte richtig nach Schwedt gehen. Noch wußte zwar niemand etwas Gewisses, aber keiner zweifelte auch nur im geringsten daran, daß er einer der Auserwählten sein werde. Die Oper rechnete mit Zuversicht auf einigen Kammergesang am Klavier, Duette, womöglich Septette, jedenfalls aber doch einige vierstimmige Lieder. Umstände wollte niemand machen, wenigstens so lange nicht, bis man dort angelangt war. Das Ballet vermuthete mit unwahrscheinlichster Bescheidenheit, das Kinderbataillon preußischer Grenadiere aus dem Hoguetschen Divertissement „Der Geburtstag" dort manövriren zu sehen, vielleicht auch zu diversen Pas de deux noch einige Solotänzer, einige Pantomimiker, kurz, höchstens 30 bis 40 Personen. Eine Kleinigkeit. Um die Wette wurden die uneigennützigsten Anerbietungen, die unmaßgeblichsten Vorschläge gemacht; nur fand sich jedesmal, wenn ein Stück oder eine Scene vorgeschlagen worden war, daß durch irgend einen sonderbaren Zufall der Vorschlagende darin zu thun hatte, also auch nothwendig mit nach Schwedt mußte.

Alles erwartete mit Sehnsucht den Zwischenakt, denn dann mußte doch irgend etwas Offizielles bekannt werden. Nur Rüthling und ich waren in Kenntniß gesetzt worden, um was es sich eigentlich handelte. Der König hatte für zwei Tage kleine

Theatervorstellungen in Schwedt befohlen, so wenig Personen, so wenig Geräth, so wenig Störung für die Vorstellungen in Berlin, wie nur möglich. Genannt hatte der König nur den Schauspieler des Königstädtischen Theaters Beckmann und vom königlichen Rüthling und mich. Alles Uebrige sollte erst verabredet und bestimmt werden. Die Kombination hatte daher den weitesten Spielraum. Da fiel dann endlich der Vorhang nach dem ersten Stück. Alles strömte auf der Bühne zusammen, was nur irgend das Recht dazu hatte; denn die Nachricht war auch schon in das Parterre und in die Logen des zweiten Ranges zu den resp. Gattinnen und Angehörigen der Schauspieler gelangt, hatte auch dort eingeschlagen und mächtig gezündet. — Nun erschien zwar der General-Intendant Graf Redern aus der königlichen Loge auf der Bühne, ließ aber nur den Regisseur Weiß rufen und befahl diesem, so wie uns beiden, nach der Vorstellung im Theater zu bleiben, da dann alles geordnet werden sollte. Daraus konnten die übrigen Harrenden allerdings nicht viel entnehmen. Wo aber war Errettung aus diesen quälenden Zweifeln zu finden? Die Theaterdiener schwiegen, weil sie nichts wußten; die Inspektoren der verschiedenen Branchen klagten, daß man denn doch Zeit zu den nöthigen Vorbereitungen haben müsse; die sonst gewöhnlich etwas wußten, zuckten die Achseln, niemand wollte reden, alle aber erfahren.

Endlich hatten die Darsteller des Nachspiels ihre Schlußverbeugung gemacht, und das Versammlungszimmer wurde zum Staatsrath, der über das, was nun geschehen sollte, zu bestimmen hatte. Vor der Hand wurde das Personal des wirklich sehr anspruchslosen Lustspiels „Die Erholungsreise" von Angely als Basis für jede weitere Kombination angenommen; denn dieses sollte bestimmt gegeben werden, vielleicht mit der Absicht, die möglicherweise politisch wichtige Reise des Kaisers Nikolaus in den Augen Europas als eine Erholungsreise er-

scheinen zu lassen. Dann aber sollte Beckmann, der so beliebte Komiker des Königstädtischen Theaters, seinen damals berühmten „Nante als Eckensteher“ spielen, und dazu mußten die Hülfsrollen vertheilt werden. Das war aber doch noch nicht genug für zwei Vorstellungen. Allein was sollte bei einem so beschränkten Personal gewählt werden, da der Raum — ein mäßig großes Zimmer des Schwedter Schlosses — wegen der Dekorationsmittel zu bedenken war und womöglich Neues, Unterhaltendes gefordert wurde. Da kam ich denn auf den Vorschlag, die Scene des Direktors Bock und seines Regisseurs Fell aus „Richards Wanderleben“, von Rüthling und mir stets mit besonderem Beifall gespielt, durch allerlei Hinzufügungen so zu verlängern, daß dadurch ein Nachspiel, nach Art des Eckenstehers Nante, gewonnen würde. Mit dem Vorschlage allein war es aber nicht gethan. Erst die Ausführung konnte über seine Annehmbarkeit urtheilen lassen. Wir machten uns also beide an die Arbeit, und um 1 Uhr nach Mitternacht war der Scherz niedergeschrieben, so daß sich seine Wirkung übersehen ließ und jedenfalls eine Viertelstunde ganz unterhaltend damit ausgefüllt werden konnte. Was Rüthling und ich hier und da auch außer dem Theater wohl schon mit Beifall vorgetragen, wurde hier in einem tollen Pasticcio zusammengestellt, allerdings in bescheidenster Form.

Am anderen Morgen war alles schon früh in Bewegung. Es fand sich aber plötzlich allerlei anders, als es gestern verabredet worden war. Herr Cerf, der Direktor des Königstädter Theaters, hatte nicht allein Herrn Beckmann bereitwillig zur Verfügung gestellt, sondern auch nebenbei ein vollständiges Opernpersonal angeboten. Ein zweites Stück vom Repertoire des Königstädter Theaters „Glückskind und Unglücksvogel“, in welchem Beckmann die Hauptrolle hatte, sollte gegeben und von den königlichen Schauspielern die Hülfsrollen dazu gelernt werden, eine Zumuthung, die denn doch bei einigen derselben, während

der Berathung allerdings nur auf stillen, nachher aber auch auf verlautbarten Widerstand stieß. Noch eine andere komische Scene für Beckmann, „Der Zettelträger", wurde eingesandt, zeigte sich aber bei näherer Prüfung denn doch zu sehr als Polterabendscherz, um acceptirt zu werden. Hätten wir freilich ahnen können, daß in Schwedt vier Tage lang extemporirte Komödie gespielt werden würde, so hätte man schwerlich dem harmlosen Scherze so rasch den Stab gebrochen. Wie froh wären wir drei Tage lang gewesen, hätten wir nur mehr dergleichen gehabt.

Nach verschiedenen Konferenzen wurde nun aber wenigstens festgestellt, wer mitgehen, was gegeben werden und was sonst noch geschehen sollte. Die Legatio in partibus Schwedterorum bestand aus:

dem Lustspiel-Regisseur Weiß,
den königlichen Schauspielern Rüthling, Freund und Schneider,
den königlichen Schauspielerinnen Caroline Lanz (später Frau Crüsemann) und Hulda Erck (später Frau v. Lavallade),
dem Schauspieler des Königstädter Theaters Beckmann,
dem Theaterinspektor Gropius,
dem Souffleur Wolff und
der Garderobiere Lubitz.

Das Repertoire der zu gebenden Stücke sollte sein:

1. Vorstellung: „Die Erholungsreise", Lustspiel in 1 Akt von Angely, und „Der Eckensteher Nante im Verhör", komische Scene von Beckmann.
2. Vorstellung: „Glückskind und Unglücksvogel", Lustspiel in 1 Akt von Angely, und „Der Komödienzettel", komische Scene von Rüthling und Schneider.

Der Theaterinspektor Gropius reiste mit einigen Theaterarbeitern sofort ab, nachdem das kleine Theater, auf welchem der König im Palais der königlichen Prinzessinnen während des

Winters spielen ließ, abgebrochen und auf einem großen Wagen verladen worden war. Die Bücher, Kostüme und Requisiten wurden ausgesucht; wobei immer nur zur Pflicht gemacht wurde, sich auf das unumgänglich Nöthige zu beschränken, da ja nur zwei Tage und nur Harmlosestes in Schwedt gespielt werden sollte. Kein Friseur, kein Garderobier, kein Theaterdiener ging mit; alles sollte so einfach und bescheiden wie bei einer Liebhaber-Komödie sich gestalten. Auch für das Bequemlichkeitsgepäck war ein Minimalquantum vorgeschrieben. Zur Abreise wurde der morgende Tag, Sonnabend der 31. August, bestimmt, und da einige der Mitreisenden noch in der Vorstellung des „Intermezzo" beschäftigt waren, so sollte erst spät abends nach der Theatervorstellung gereist werden. Zum Grand-Sénéchal de voyage wurde der Souffleur Wolff ernannt und die nöthigen Summen für Reisegeld und sonst etwa vorkommende Ausgaben ihm angewiesen.

Die Vorstellung am Sonnabend war vorüber. Vor der Eingangsthür zur Bühne des Schauspielhauses in der Charlottenstraße stand ein Schnellpostwagen zu neun Plätzen, der einstweilen das unendliche theatralische Heergeräth aufnahm. Soviel auch eingepackt wurde, hätte doch dieses Wagenungeheuer noch Platz für alles das gehabt, was sich nachher als vergessen erwies. Die Reisepäcklein der Komiker fielen so klein und anspruchslos aus, daß der Reisemarschall, den Intendanturbefehl in der Hand und für dessen genaue Befolgung dienstlich verantwortlich gemacht, nichts zu erinnern fand. Nur der Liebhaber Herr Freund erschien mit einem höchst bedenklichen Koffer, in welchem angeblich nur die genügende weiße Wäsche und sonstige Verschönerungsmittel des primo amoroso verpackt waren. Der Reisemarschall zürnte, opponirte, remonstrirte. Es half nichts! Ein Komiker kann häßlich, ein Liebhaber muß schön sein; an diesem Felsen scheiterte selbst die Autorität der Beamtung. Der Koffer blieb und fügte sich endlich in holder Eintracht zwischen

die Kisten und Kasten der Damen, die denn doch auch einiges mitgenommen hatten. Nach und nach wurden die Plätze eingenommen, die Frauen der Komiker nahmen gerührt Abschied, ja, man unterschied im Dunkel der Nacht selbst einige Umarmungen, jedoch nur legitimer und eheständlicher Art, und es war um den Wagen herum so voll, als ob Madame Neumann-Haizinger nach einer ihrer Gastrollen in den Wagen stieg, um nach Hause zu fahren, wo es eben so voll war, um die Gefeierte aussteigen zu sehen. Im Hintergrunde hätte man allerdings auch einige lange Gesichter bemerken können, welche den Nichtmitreisenden gehörten. Wer hätte aber Zeit gehabt, darauf zu achten! es ging ja zum Kongreß nach Schwedt. Wahrscheinlich bedeutende Diäten, mögliche kaiserliche Vergißmeinnichts und vermuthlicher Beifall standen in Aussicht. Ich bin später oft unter sehr viel glänzenderen Verhältnissen zu fürstlichen Zusammenkünften gereist, aber so kreuzglücklich wie damals bin ich doch nicht wieder gewesen!

Der Gensdarmenthurm brummte 11 Uhr zu den Harrenden herunter, der Postillon schwang sich auf sein Pferd, die Quadriga, aus vier ziemlich majorennen Rossen bestehend, zog an und

„Hurtig mit Donnergepolter entrollte die tückische — Schnellpost.“

Beckmann, der Reisemarschall und ich saßen im Kabriolet, die Damen und die übrigen Schauspieler im Innern des Wagens. Man hätte glauben sollen, daß nun das Wichtigste, nämlich was und wie in Schwedt gespielt werden würde, besprochen wurde. Weit gefehlt! Von dergleichen sprechen Schauspieler nie. Lustiges Gespräch über alles Mögliche verkürzte die Zeit; war doch Beckmann dabei, dessen unverwüstlicher Humor und komische Kraft in der Gesellschaft fast noch größer war als auf der Bühne — aber von allem dem, was eigentlich nöthig war und doch wahrlich am Herzen liegen mußte, kein Wort. Niemand war noch fest in den Rollen, die übernommen werden sollten; niemand wußte, ob so Geringes, wie er zu bieten komme, auch überhaupt würdig sei, einem solchen Publikum geboten zu werden. Wie sah das

Theater aus? Wird der König und nun gar der Kaiser auch zufrieden sein? Und hätten die so sorglos Reisenden nun gar erst gewußt, was in der Zeiten Hintergrunde für sie schlummerte!

„Aber der Mensch verlange nicht zu schauen,
Was die Götter gnädig bedecken mit Nacht und Grauen."

Gegen 3 Uhr morgens dampfte in Neustadt-Eberswalde ein provisorischer oder vielmehr antizipirter Kaffee den halbwachen Thespisjüngern entgegen. Mit Grazie entwanden die Damen sich dem traulichen Dunkel der Schnellpost, wobei Freund, der primo amoroso, in gewohnter und vollkommen uninteressirter Galanterie den cavaliere servente machte. Ein eisiger Schlackenregen hatte sich aufgemacht und durchrauschte die vom Winde gepeitschten Bäume. War es doch derselbe Wind, der, auf der Ostsee zu wüthendem Sturme ausgeartet, fast den Untergang des kaiserlichen Dampfbootes herbeigeführt hätte. Der Kaiser war nämlich von Kronstadt aus auf der Ishora durch den Finnischen Meerbusen gefahren und wollte direkt bis Stettin zu Wasser, von dort aber zu Lande nach Schwedt kommen. Daß die Ishora aber, durch den heftigen Sturm gezwungen, bei Riga anlegen mußte und mit Gefahr eines Schiffbruches den Kaiser dort ans Land setzte, das ahnte damals noch niemand. Der Kaffee war verzehrt, andere Pferde vorgelegt, und weiter ging es dem ersehnten Oderbruche zu, dem wir unerhörte dramatische Genüsse bringen sollten. In Angermünde, einem Städtchen, das man, ohne ihm zu nahe zu treten, auch wohl einen Flecken nennen könnte, wenn es nicht ehemals Mauern gehabt hätte, wurde ein zweiter, der Zeit nach allerdings reglementsmäßiger, aber bei weitem schlechterer Kaffee als in Neustadt getrunken, auf welchen das Regenwetter Einfluß gehabt zu haben schien. Hier hörte die staatsanstaltliche Beförderung durch Postpferde auf. Denn durch die Reise des königlichen Hofes, vornehmer Personen und der Hofhaltung waren die Postpferde und Postillone aller umliegenden Stationen absorbirt und Bauer-

pferde requirirt worden. Vier Ackergäule von einem jungen preußischen Staatsbürger landwirthschaftlichen Lebensberufes, vulgo Bauerjungen, geleitet, schoben sich mit ängstlichem Seitenblick auf den Wagenkoloß, den sie ziehen sollten, ins Geschirr, und der Postmeister zierte den Rücken

„Des Postillons, so schön und froh“,

wenn auch nicht des Postillons von Longjumeau, mit dem amtlichen Posthorne, um den am Wege liegenden Chausseehäusern zu imponiren und etwa begegnenden Wagen, wenn auch nur durch Pantomimen, das ehrerbietige Ausweichen zu insinuiren.

Es war Tag geworden. Die idyllischen Bewohner von Angermünde versammelten sich, um dem so ungewöhnlich lebhaften Treiben vor dem Posthause zuzusehen. Eine so vortreffliche Gelegenheit zu einem Scherze durfte nicht unbenutzt vorübergehen. Die Kabriolet-Passagiere vergaßen plötzlich ihr Deutsch und versuchten, russische oder wenigstens russisch klingende Worte unter sich zu wechseln. Ehrfurchtsvoll sahen nun die Umstehenden auf die kleine Karawane und verloren sich in Muthmaßungen, wer wir wohl sein möchten. Russische Minister oder doch wenigstens Kammerdiener; — Kosaken oder Tscherkessen wären ihnen freilich lieber gewesen; dem widersprachen aber unsere Kostüme. Daß bei diesen Gurgel- und Zischlauten etwas Kaiserliches und Alliirtes mit im Spiele sein müsse, darüber waren alle einig, nur hinsichtlich des Ranges herrschte Verschiedenheit der Ansicht unter den Angermündern, deren endliche Ausgleichung auch nicht abgewartet werden konnte, weil die Zeit drängte, Schwedt nur noch eine Station entfernt lag und man jedenfalls so früh als möglich dort eintreffen mußte, um — ja warum, wußte eigentlich niemand. Wir hätten ohne allen Schaden für den Kongreß oder für die dramatische Kunst auch sehr viel später, was die letztere betrifft, allenfalls auch gar nicht dort eintreffen können.

So ging es denn auch der letzten Station, dem ersehnten Ziele, entgegen. Millionen von Schwalben sammelten sich auf den Dächern der Kirchthürme und höheren Häuser, um den Herbstflug in wärmere Gegenden zu beginnen. Es schien, als hätten die friedlichen Thiere die dramatischen Hochgenüsse geahnet, welche sich nun bald in Schwedt entwickeln sollten, und eilten, sich aus der beklemmenden Nähe derselben zu entfernen. Das böse Omen wurde indessen nur von Beckmann kommentirt. Das Gros des Korps im Innern des Wagens blieb unberührt davon. Endlich breitete sich das gesegnete Oderthal vor den Nahenden aus, und freundlich lächelte uns das von kurzen Sonnenblicken beleuchtete Schwedt entgegen. Die Landstraße war außerordentlich belebt. Wagen mit geputzten Oderbrüchern rollten an der schweren Schnellpost vorüber. Darin saßen Amtleute, Prediger, allerlei Honoratioren der Umgegend, die nach der Stadt eilten, um den Kaiser zu sehen, der ja heute schon ankommen sollte. Stolz sahen die Hofschauspieler auf die Eiligen herab; denn keiner von diesen umliegenden Bewohnern hatte eine so unzweifelhafte Gewißheit, den Kaiser in der Nähe zu sehen, wie wir, die ihm auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, gegenüberstehen sollten.

Sonntag den 1. September, um 8 Uhr morgens, fuhren wir in die Stadt ein, deren Straßen, festlich geschmückt, sich ungemein belebt zeigten. In allen Hausthüren standen die sonntäglich angethanen Bewohner und sahen die verschiedenen Equipagen durch das Thor einpassiren. Die Wache am Thore, aus Mannschaften des 2. Dragoner-Regiments, den sogenannten schwarzen Dragonern des Prinzen Wilhelm, bestehend, warf einige prüfende Blicke in das Innere der Schnellpost, um zu erfahren, ob die Darinsitzenden vielleicht Anspruch auf das „Herausrufen" machen könnten. Indessen schien das Scrutinium nicht allzu schmeichelhaft für die theatralische Ambassade auszufallen; denn jede Art von militärischer Ehrenbezeugung unter-

blieb, und doch waren einige unter uns an das Herausrufen gewöhnt. Wie oft hatte **Freund** schon sehr viel größere Wachen, ja ganze Armeekorps kommandirt! wie oft **Weiß** als Doge von Venedig die Ehrenbezeigungen der ganzen disponiblen Streitmacht der Republik empfangen! wie oft endlich waren die Komiker schon von sehr viel grimmiger aussehenden Wachtmannschaften in irgend ein Gefängniß geführt worden!

Plötzlich hielt der interimistische Postillon die fügsamen Rosse an und fragte mit graziöser Beugung des Kopfes nach hinten die im Kabriolet Sitzenden: Wohin? Diese an und für sich unverfängliche, ja unter den obwaltenden Umständen naturgemäß, also verzeihlich erscheinende Frage setzte die ganze Gesellschaft in nicht geringe Verlegenheit. Sogar der Reisemarschall, der bisher jede Frage peremptorisch entschieden hatte, weil er die Kasse führte, sah sich verblüfft um. Niemand kannte die Topographie von Schwedt, niemand wußte, ob der Vokation gemäß im Schlosse selbst, in einem Gasthofe oder wo sonst abgestiegen werden sollte, und rathlos debattirten Kabriolet und innerer Raum über das Mögliche, Wahrscheinliche oder Vermuthliche. Da erschien, wie ein Deus ex machina, ein Theatermaschinist, der selbst schon manchen Deum aus Maschinen hatte steigen lassen, kündigte sich als einen Boten des vorausgereisten Theaterinspektors Gropius an und zeigte dem unschlüssigen Postillonssubstituten den Weg in eine kleine, abgelegene Seitenstraße bis zu dem eben so kleinen, aber beinahe noch abgelegeneren Hause des Weinhändlers Corssen, der sich bereits vor seiner Hausthür versammelt hatte, um seine Gäste würdig zu empfangen. Der Wagen hielt, und

„Es speit das doppelt geöffnete Haus
Neun Schauspieler auf einmal aus.“

Neugierig erkundigend, mit Schachteln und Gepäck beladen, erstieg man die Treppe, und mit Genügsamkeit ward die vorgefundene Lokalität sogleich nach den verschiedenen Kunst-, Wirth-

schafts=, Geschlechts= und Anstandszwecken vertheilt. Drei Räume, schmeichelhaft Saal und Zimmer genannt, sollten allen diesen Anforderungen genügen, und der freundliche Wirth versicherte, die Herren Hofkünstler könnten noch von besonderem Glück sagen, überhaupt ein Unterkommen gefunden zu haben; denn ach:

„Das weite Schwedt faßt nicht die Zahl der Gäste,
Die pilgernd strömten zu dem Völkerfeste.“

Die Wahl wurde durch die zu große Zahl der Zimmer nicht erschwert; im Gegentheil hatte der Wirth schon jeden möglichen Beschluß bereits antizipirt, dem tauglichen, Saal genannten Raume sieben Betten einverleibt, wahrscheinlich durch die einfache Malerei desselben, — die in einer anspruchslosen gelben Abschlämmung bestand und auf keine Weise durch Arabesken, Verzierungen oder bunte Farben den Schlaf beunruhigen konnte, — dazu veranlaßt. Bedenklich sahen die Damen auf diese sieben Betten, weil die Zahl der eigentlich darstellenden Mitglieder ja auch nur sieben betrug. Der freundliche Wirth zerstreute aber die Wolken weiblicher Besorgniß von den schon gefurchten Stirnen. Das Boudoir der Menschendarstellerinnen war durch ein anderes Zimmer von diesem Schlafsaal für männliche Individuen getrennt und entzog zur Toilette sofort den schöneren Theil der Gesellschaft den Augen der Uebrigen. Das Zimmer zwischen dem Schlafsaal und dem Damenboudoir zeigte zwar unbeschreiblich wenig Mobiliar, dafür aber auf dem einzigen Tische in der Mitte zwölf Flaschen Rothwein, welche der vorsorgliche Wirth in seiner Eigenschaft als Weinhändler gleich in Bereitschaft zu halten für gut und nöthig befunden hatte, indem er darin wahrscheinlich seiner Erfahrung und früheren Erlebnissen mit dramatischen Künstlern gefolgt war. Der nothwendigen Toilette aller nach der im Postwagen durchrüttelten Nacht fügte die Regie gleich den verhängnißvollen schwarzen Frack hinzu und begab sich geflügelten Schrittes zu dem in derselben Straße einquartierten General=Intendanten, Grafen v. Redern, um dessen

Befehle einzuholen. Alles war heiter und guter Dinge. Ein dritter, aber vortrefflicher Kaffee versöhnte mit den schmerzlichen Erinnerungen an das Angermünder Getränk gleichen Namens, und der Wirth ließ mit vielsagendem Blick für das zweite Frühstück Außerordentliches ahnen, da er von dem Hofmarschall-Amte die Weisung erhalten hatte, für eine anständige Bewirthung zu sorgen. Bald aber sollte diese fröhliche Stimmung einer trüben Platz machen; denn die Regie kam mit unzweifelhaft verlegenem Gesicht zurück und verkündete, daß der Kaiser noch nicht angekommen sei, auch schwerlich heute noch ankommen werde. Der Kronprinz war seinem kaiserlichen Schwager bis Stettin entgegengereist, und Kuriere standen in Swinemünde an der Meeresküste, um das Erscheinen des kaiserlichen Dampfbootes sofort nach Schwedt melden zu können. Der Sturm auf der Ostsee war so heftig, daß erfahrene Seeleute erklärt hatten, ein Landen des Dampfbootes sei bei diesem Unwetter überhaupt nicht möglich und die Ankunft des Kaisers also durchaus nicht zu bestimmen. Unter so bewandten Umständen war es nicht unwahrscheinlich, daß unser Aufenthalt in Schwedt nicht zwei, sondern wohl vier bis fünf Tage dauern mochte. Kaum war diese amtliche Mittheilung der Regie beendet, als sich der erste Liebhaber auch sofort wegen seiner weißen Wäsche zu ängstigen begann, die Damen ihre Garderobe überschlugen, die Komiker aber lange Gesichter machten, weil der leichte Spaß, der sich in den mitgebrachten Vorräthen befand, doch schwerlich für eine Wiederholung ausreichte. Indeß war eben nichts zu thun, als sich in die Umstände zu fügen. Gefrühstückt hatten alle, das Gehalt in Berlin ging fort; also konnten wir den Verlauf der Dinge mit größerer Ruhe erwarten, als die Kuriere an der Küste das kaiserliche Dampfboot. Es sollte daher eine Promenade unternommen werden, zu welcher die Damen sich höchst geschmackvoll, aber auch höchst dünn angezogen hatten. In erfreulichster Vertraulichkeit gingen die verschiedenen Fächer

Arm in Arm zum Schlosse, um wie Tristapatte im Bär und Bassa die „neuen Anlagen“ zu besehen. Die Schildwache am Hauptportal vertrat der Gesellschaft indessen den Weg, weil sie wahrscheinlich die Hoffähigkeit — wir wollten nämlich in den Schloßhof — der Promenirenden bezweifelte, und der Eingang wurde daher nur durch eine Nebenpforte in den Garten möglich. Wie durch Instinkt getrieben, richteten sich unsere Schritte zuerst nach einer Art von Remise oder leerem Gewächshause, welches an der einen Seite des großen Schloßgartens stand. Es war, wie wir bald genug erfuhren, das Opernhaus des Markgrafen von Schwedt gewesen und diente jetzt dazu, die Equipagen des Hofes, neben diesen aber die Garderobenkasten, sowie einige Dekorationsgegenstände aus Berlin, welche für die fliegende Kongreßbühne bestimmt waren, in traulicher Eintracht zu bergen. Nichts verrieth in diesen kahlen Wänden das ehemalige, seiner Zeit so berühmte Theater. Sic transit gloria mundi!

Indessen war weder der Garten, noch die beiläufige historische Erinnerung das eigentliche Ziel dieser Promenade gewesen. Es sagte niemand, aber jeder hatte nur den einen Gedanken, dem Könige — natürlich durchaus zufällig — zu begegnen; wenigstens hingen die Blicke mehr an den Fenstern des Schlosses, als an den gut gepflegten Partien des Gartens. Man ging in Erwartung der Dinge, die da kommen würden, oder eigentlich des Königs, der da kommen würde, die schöne Allee am Gestade der Oder entlang und fror dabei auf das unverschämteste. Der Wind blies rauh und naßkalt von dem Flusse herüber und jagte die schweren Regenwolken wild über den Garten dahin. An den Nacken und Armen der Damen zeigten sich verschiedene blaue Flecke, welche die Möglichkeit „eintretender Hindernisse“ ahnen ließen, die denn doch hier in Schwedt unbesieglich hätten werden können; und da der König immer noch nicht kommen wollte, was bei diesem Wetter nur eine durchaus wohlüberlegte Regierungsmaßregel genannt werden konnte, so mußte man ent-

weder die weitere Fortsetzung des Naturgenusses aufgeben oder (und bei diesem Gedanken richtete sich mein Blick unwillkürlich auf den Fluß) nach Hause zurückkehren. Das Letztere wurde endlich aus Furcht vor Heiserkeiten von der Regie urgirt, zögernd berathen und endlich ausgeführt. Erst als wir den Garten schon verlassen hatten, erfuhren wir, daß der König gleich nach der Parade und dem Gottesdienste nach dem naheliegenden Lustschlosse Monplaisir gefahren, die Promenade und große Toilette also vollständig vergebens gewesen waren. In anerkennenswerther Beständigkeit beschlossen zwar einige der männlichen Menschendarsteller, die Promenade bis Monplaisir fortzusetzen, um dort vielleicht dem Könige noch Gelegenheit zu einem zufälligen Zusammentreffen zu geben; die Damen aber gingen aus makrobiotischen Rücksichten nach Hause, und sie thaten Recht daran, denn das Wetter wurde in der That immer schlechter.

Der Mittag führte die ganze Gesellschaft in das erste Gasthaus der Stadt, den Hirsch. Das eigentliche Gastzimmer war indessen von dem hochlöblichen Offizierkorps des 2. Dragoner-Regiments in lukullischer Absicht besetzt, in einem daneben liegenden Zimmer aßen oderbrüchige oder uckermärkische Honoratioren, die hier ihren Aerger über das Ausbleiben des Kaisers zu verbeißen suchten; wir wurden also in ein enges, dafür aber desto dunkleres Hinterzimmer zwischen Küche und Speisekammer untergebracht. Es war vermuthlich, ja sogar wahrscheinlich, das Wohnzimmer des gastfreien Besitzers dieses Hotels, das man in Berlin eine Ausspannung genannt und dem man dann doch noch geschmeichelt haben würde; denn die Möbel, namentlich aber ein gewisser unbestimmter, nicht zu definirender Familiengeruch schienen darauf hinzudeuten.

Bedient wurde indessen das dramatische Kontingent nicht eher, als das hochlöbliche Offizierkorps fast abgegessen hatte; dann aber erschien ein Mahl, das in seiner einfachen Würde und durchaus provinziellen Anspruchslosigkeit alles zu wünschen

übrig ließ. Tiefes, resignirtes Schweigen herrschte während der ganzen Tafel, denn daß Reden gegen schon Gekochtes nichts helfen würde, sah jeder ein. Zwischen dem Rindfleische und einer dazu bestimmten räthselhaften Sauce kam die Nachricht, daß der König für den Abend Probe von den Stücken befohlen habe, welche nach der Ankunft des Kaisers, also hoffentlich morgen, aufgeführt werden sollten; zugleich erfuhr man, daß der König mit allen in Schwedt anwesenden Mitgliedern der königlichen Familie dieser Probe beiwohnen werde. Die Menge der Gerichte war glücklicherweise kein Hinderniß, daß aus Pflichtgefühl und dienstlicher Gewissenhaftigkeit die Leiden der Tafel abgekürzt wurden, um für die Abendprobe nachmittags wenigstens noch eine kleine Vorprobe zu halten, deren Nothwendigkeit bei den vielen neugelernten Rollen der Regisseur Weiß denn doch nach und nach zu empfinden begann. Einmüthig waren alle der Meinung, daß dies erste Mal auch das letzte gewesen sein dürfte, für welches der Hirsch sein Hinterzimmer zu außergewöhnlichem dramatischen Besuch geöffnet, und eben so einmüthig, was bei neun Schauspielern doch immer beachtenswerth bleibt, begaben wir uns alle nach Hause, um uns würdig auf den eigentlichen Zweck unseres Hierseins durch — einen Kaffee, vielleicht sogar eine Vorprobe, vorzubereiten. Einige wollten beim Nachhausekommen die Wirkungen des genossenen Mittagsmahles zu verwinden suchen, andere schrieben an ihre Frauen nach Berlin, entweder in zärtlicher Aufwallung oder in der Gewißheit, ihren Bericht über Schwedter Zustände bald allgemein bekannt zu sehen, bis gegen 4 Uhr ein ganz enormer Kaffee erschien, gleichzeitig die Regie aber auch erklärte, es sei nun die höchste Zeit, auch einmal zu probiren. Das sahen alle ein, tranken daher den Kaffee ruhig weiter, denn das Mittagsmahl war immer noch nicht verwunden. Endlich raffte sich die Regie zu einem Befehle zusammen. Die Probe fing an. Das Kaffeetrinken hörte aber deswegen nicht auf, im Gegentheil belebte es angenehm die

Pausen. Von einer eigentlichen, nur einigermaßen gewissenhaften Probe war auch nicht im entferntesten die Rede; man sagte seine Rollen her, verständigte sich allenfalls über einzelne Pointen und wunderte sich, als die Probe aus war, warum man überhaupt probirt habe. — Inzwischen wurde es Zeit, sich in das Schloß zu begeben, und nun folgte eine ungemein anziehende Scene, die Toilette nämlich; denn die so unmittelbare Nähe des Hofes fiel doch allen schwer aufs Herz. Nachdem die gelben Glacéhandschuhe mit Mühe über die Finger gebracht, die Koiffuren möglichst geordnet worden waren, hüllte sich jeder in das tröstende Bewußtsein seines Mantels und ging, von Regie, Inspektion und Souffleur geführt, den Ereignissen entgegen.

Am Schloßgitter stand wieder dieselbe Schildwache, welche schon am Morgen den zufällig Promenirenden den Eingang verwehrt, hinter ihr, in der Mitte des Hofes, ein Herr in Gala-Uniform mit goldenen Epauletten, umgeben von einigen grün uniformirten Ordnungsstiftern.

Beckmann deklamirte sofort:

„Ein Wüthender, auf einem Berberroß,
Sprengt vor mit den Gensdarmen",

und ich antwortete: „Das ist der Landrath", um das Citat aus dem fünften Akt der Jungfrau von Orleans zu vollenden. So war es auch und zu unserem Glücke, denn der Dragoner wies uns zurück, obgleich wir ihm auseinandersetzten, daß wir ja nur in der gewiß edlen und durchaus nicht polizeiwidrigen Absicht Einlaß verlangten, menschliche Tugenden und Laster darzustellen. „Det geht mir nischt an. 'Rin kommen Sie nich!" lautete ein für allemal die Antwort, und es blieb nichts übrig, als den Landrath aus der Mitte seiner Gensdarmen herbeizurufen und diesem auseinanderzusetzen,

„Uns trieb' nicht eitles, irdisches Verlangen,
Ein höhrer Ruf sei ja an uns ergangen."

Ein prüfender Blick auf unsere durchaus unschädlichen Physiognomien mochte den Landrath wohl überzeugen, daß hinter uns nichts stecke, nicht der geringste Möros unter uns zu befürchten sei, wir aber auch ebenso wenig zu der stattfindenden Ministerkonferenz gehörten; er verschaffte uns endlich den Eintritt. Diese Strenge bei der Bewachung eines Schlosses, in welchem sich unser König befand, war uns allen ebenso ungewohnt wie unerklärlich. Wir wußten freilich nicht, daß die Polizei sichere Kunde hatte, einige 20 Polen hätten sich mit falschen Pässen aus Paris nach dem nördlichen Deutschland begeben, so daß man ein Attentat auf den Kaiser befürchtete. Es befanden sich auch wirklich mehrere Beamte der Berliner Polizei, aber in Civilkleidern, in Schwedt, sollen auch mehrere Personen in der Umgegend der Stadt aufgefangen und weggewiesen haben. Jedenfalls autorisirte der Landrath uns zum Durchgehen, nämlich durch das Gitterthor, eine Ausnahmemaßregel, mit der sich Landräthe bei Schauspielern sonst nicht zu beschäftigen pflegen.

Nicht weniger schwierig war in dem weitläufigen, öden Schlosse die interimistische Hofbühne zu ermitteln. Endlich wurde nach vielem Hin- und Herfragen in den Korridors das für dramatischen Genuß zubereitete Zimmer gefunden und zwar dicht neben dem Hauptsaale in der Mitte des Schlosses. Aehnlich dem kleinen Theater im Palais der königlichen Prinzessinnen in Berlin, nur noch bedeutend kleiner, war das zweifenstrige Zimmer durch Bühne und Zuschauerraum in zwei gleiche Hälften getheilt, von einer Erhöhung der Bühne aber nicht die Rede. Nur ein schmales Lampenbrett trennte die Spielenden von dem zuschauenden Hofe, und der Stuhl für den König befand sich kaum zwei Fuß vor dem Vorhange, der wegen mangelnder Höhe nicht aufgezogen werden konnte, sondern wie eine Bettgardine nach rechts und links auseinander gezogen werden mußte. Von einem Souffleurkasten war natürlich nicht die Rede, da die Bühne nicht erhöht war, und der einzig erfindbare Platz für

den Souffleur war links in der ersten Kulisse, wo er sich so in den zurückgeschlagenen Theil des Vorhanges einwickeln mußte, daß nur sein Kopf und der Arm mit dem Buche hervorsah; sonst hätten die vordersten Zuschauer ihn in ganzer Figur sehen müssen. Zum Aus- und Ankleiden wurden uns die beiden nach dem Schloßhofe hinaus gehenden Fensternischen angewiesen, vor denen als schützende oder vielmehr verbergende Wand die hintere Dekorationsgardine der Bühne hing. So eng dieser Raum schon an und für sich trotz der dicken Mauern war, so viel enger wurde er noch durch ein in der Männernische aufgestelltes Klavier, durch die für alle Vorstellungen nöthige und hier als Vorräthe an Fensterriegeln, Gemälderahmen und Gardinenhaltern aufgehängte Garderobe und durch die nothgedrungene Anwesenheit aller Mitspielenden, die nicht gerade auf der Bühne zu thun hatten. Mit bangen Vorgefühlen musterte jeder die nur für zwei Vorstellungen berechnete Garderobe und die Dekorationen, im Falle der Aufenthalt in Schwedt länger, als anfangs beabsichtigt, dauern sollte.

Mit dem Schlage sechs, so pünktlich wie stets, trat der König in den Zuschauerraum und besichtigte lächelnd die sehr bescheidenen Anstalten, die hier für die Unterhaltung des Hofes getroffen worden waren. Wir wurden von dem Regisseur Weiß vorgestellt und vom Könige ebenso gnädig wie freundlich angeredet. Wer hätte diesem vortrefflichen königlichen Herrn je gegenübergestanden und wäre nicht glücklich über seine Milde und sein Wohlwollen gewesen! Doppelt lebhaft fühlten wir es alle bei dieser nachsichtsvollen Huld, dem gnädigen Könige nichts Besseres als alte, oft gesehene Stücke und leichten, fast zu gewagten Scherz bieten zu können.

Unterdessen hatte sich die königliche Familie und deren nächste Umgebung versammelt. Der König verließ die Bühne, indem er über das Lampenbrett trat, und die sogenannte Probe begann. Es hatte etwas Eigenthümliches, die Damen in der

eleganteſten Toilette, die Männer im ſchwarzen Frack mit Glacé-handſchuhen, den Hut ehrerbietig in der Hand, die Poſſe „Glückskind und Unglücksvogel“ ſpielen zu ſehen, in welcher nur Beckmann ſchon aufgetreten, alle anderen Rollen aber von den Hofſchauſpielern eben erſt übernommen worden waren. Die große Nähe der ſo vornehmen Zuſchauer, im ganzen höchſtens 20 Perſonen, wirkte beängſtigend. Die Unmöglichkeit für den Souffleur, ohne von den dicht neben ihm ſitzenden Zuſchauern gehört zu werden, den Darſtellern in ihren ſchnell gelernten Rollen einzuhelfen, — das Bewußtſein, daß die Stimmung des Hofes durch den draußen hörbar ſich ſteigernden Sturm und die faſt ſtündlich von der Seeküſte kommenden Kuriere unmöglich günſtig für die mangelhafte Darſtellung ſein konnte, — alles das machte die Darſteller ungemein befangen, ſo daß Freund, unſer Liebhaber, ſogar einmal vollſtändig ſtecken blieb und ſich kaum ſoweit ſammeln konnte, um nur überhaupt fortzufahren. Der König ſah die Verlegenheit des ſonſt ſo fleißigen, gewiſſenhaften Schauſpielers und ermuthigte ihn ſelbſt mit den Worten: „Nicht ängſtigen! Weiß ja, das alle raſch haben lernen müſſen, nur um mir gefällig zu ſein. Thut gar nichts, wenn auch einmal etwas ausbleibt. Kenne ja das Stück, weiß was darin vorgeht. Nur dreiſt vom Souffleur ſagen laſſen, wenn etwas fehlt.“ Dieſe gnädigen Worte brachten denn auch bald alles wieder in Fluß, und das Stückchen ging ohne weitere Störung zu Ende.

Nun folgte die komiſche Scene zwiſchen Rüthling und mir. Sie erheiterte ſichtlich, bot aber in der That allerlei tolles Zeug. Der Schauſpieldirektor Bock diktirte ſeinem Regiſſeur Fell den Theaterzettel für eine Benefizvorſtellung und berieth mit ihm die Beſeitigung von Hinderniſſen, wobei denn Satyre auf das theatraliſche Treiben der Zeit, ja eigentlich aller Zeit freien Spielraum hatte. Ich erbot mich, in den Zwiſchenakten auf der Mundharmonika, vulgo Brummeiſen, zu ſpielen, und da ich dies ja mit einer Art von Virtuoſität betrieben, ſo legte ich gleich

eine Probe ab — deklamirte eines meiner launigen Gedichte — es wurden bekannte Schauspieler kopirt, das heißt parodirt — kurz der Laune vom Publikum verwöhnter Komiker voller Lauf gelassen, der Zweck auch vollständig erreicht. Damit hatte die Probe geendet. Der Vorhang rauschte von beiden Seiten zusammen, der Hof entfernte sich; wir athmeten wieder leichter. Graf Redern kam bald nachher zurück und theilte uns mit, daß der König zufrieden sei und sich ganz wohl unterhalten habe, so daß am nächsten Tage nun die Vorstellung des heute Geprobten stattfinden könne. Gleichzeitig lud der Hof-Staatssekretär Illaire, ein Bruder des späteren vortragenden Rathes im Civilkabinet, uns zu einem Souper im Schlosse ein, da die Kunde von den Vorgängen im Hinterzimmer des Hirsch-Hotels sich bereits verbreitet hatte und das Hofmarschallamt ein menschliches Regen zu fühlen schien. Während die Trompeter des Dragoner-Regiments im Schloßhofe eine vortreffliche Abendmusik ausführten, die mit der imposanten Kavallerie-Retraite schloß, wurden wir aus königlicher Küche bewirthet, so daß die Erlebnisse des Mittags und die Angst der eben beendeten Probe bald in Vergessenheit geriethen.

Gegen 10 Uhr verließen wir das Schloß und fanden unsere Wohnung festlich erleuchtet. Inspektor Gropius hatte nämlich die sämmtlichen Lampen des kleinen Theaters auf der Treppe, dem Flur und in den drei sogenannten Salons anbringen lassen, so daß es aussah, als ob Herr Weinhändler taufen ließ, das heißt ein Kind, nicht seinen Wein. Des Tages Last und Mühe war überstanden, das Wetter draußen schien zur Nacht gelinder werden zu wollen; schnell war alle Sorge vergessen, und die dem Schauspielerstande so eigenthümliche sorglose Heiterkeit trat wieder in ihre Rechte. Bei Grog und Punsch wurde musizirt, — Beckmann hatte nämlich eine Flöte mitgebracht und der Wirth für ein Klavier gesorgt, — gesungen und allerlei lustiges Zeug getrieben, ehe man zum Zubettegehen schritt. Aber von Schlafen

war noch keine Rede. Die sieben Betten für uns Männer waren von verschiedenen Besitzern zusammengebracht, einige zu eng, andere zu kurz, alle aber unbequem, und das letztere um so mehr, als sich ein Spaßvogel unter uns das Vergnügen gemacht, zwischen die Laken und Matratzen getrocknete Kastanien zu legen, die den ersten, welche ins Bett gelangten, denn doch so fühlbar wurden, daß unter ziemlich gereizten Bemerkungen über Spaßvögel im allgemeinen und Unzweckmäßigkeit einer Polsterung mit trocknen Kastanien insbesondere diese erst aus sämmtlichen Betten fortgeschafft werden mußten, bei welcher Beschäftigung es bald zu einer Uebung im Werfen und Zieltreffen kam, die erst dann aufhörte, als sich ersichtlich blaue Flecke zeigten. Einige ernst abmahnende, darum aber auch um so komischer wirkende Worte des Regisseurs Weiß machten diesen heiteren Spielen zwar ein Ende, da der Mann der Autorität aber gleichzeitig eine thurmhohe, ganz unglaublich geformte Nachtmütze aufsetzte, so brach ein so schallendes, gar nicht zu bändigendes, immer höher anschwellendes Gelächter aus, daß der Inhaber sich einstweilen und wenigstens bis die Lichter verlöscht sein würden, von dieser entsetzlichen „Spille" trennte. Nun trat endlich eine Pause der Ruhe ein, und nur ein Licht beleuchtete die trauliche Scene noch, als sich plötzlich Beckmann von seinem Lager erhob, mit einer Miene verzweifelnder Resignation Kopfkissen und Decke zusammenpackte, um sich so beladen in das Probe-, Frühstücks- oder Musikzimmer — jeder nannte es nach den Eindrücken, die er dort empfangen, anders, — begab, um dort auf einem sehr dauerhaft, deswegen aber auch sehr hart gepolsterten Sopha weiter zu schlafen. Alles richtete sich in den Betten auf, denn eine schreckliche Vermuthung durchzog die Seele der Zuschauenden. Sie sollte nur zu begründet sein; denn Beckmann theilte mit, daß sein Bett von kleinen, mikroskopisch interessanten, sonst aber zudringlichen Thierchen bevölkert sei, denen Platz zu machen er sich um so weniger habe entbrechen können,

als der Klügere am besten nachgiebt. Abermals ein schallendes Gelächter; aber es sollte hart bestraft werden, dieses Gelächter! Mit blutdürstiger Wuth entschaarte das ganze Heer jener kleinen, plattgedrückten Thierchen sich in die Gefilde der übrigen Betten — vielleicht waren es auch nur Besuche, die sie sich gegenseitig machten, — und peinigten die Insassen auf das unbarmherzigste. Unter Kummer und Seufzen wurde die Nacht hingebracht und so früh als möglich am Morgen des 2. September an das Aufstehen gedacht. Was waren aber die Beschwerlichkeiten der Reise, das Hinterzimmer im Hirsch, die Insektenansiedelungen in den Betten gegen die Scenen, die nun folgten! Die Frühaufstehenden geriethen mit den noch liegen bleiben Wollenden in herbe Konflikte. Die einen machten das Recht geltend — und zu diesen gehörte ich —, aufstehen zu können, wann man Lust dazu habe, oder auch, wenn man keine Lust habe sich so unverschämt beißen zu lassen; die anderen verlangten Ruhe, weil die überbotene Natur und der tolle Lärm bis spät in die Nacht hinein sie entkräftet habe. Alles lief in den sonderbarsten und lächerlichsten Negligés umher. Ein Spiegel sollte zum Rasiren, zwei Waschbecken für sieben Personen zum Waschen und gar kein Handtuch zum Abtrocknen derselben dienen. Es war eine entsetzliche Wirthschaft! Dazu das mit erneuerter Heftigkeit ausgebrochene Sturm- und Schlackenwetter draußen und die traurige Nachricht, daß der Kaiser keineswegs, wie man erwartet, in der Nacht angekommen sei. Daß unter diesen Umständen keine Hoffnung vorhanden war, sobald von der Ministerkonferenz entlassen zu werden, wurde uns nun immer deutlicher. Was aber spielen, wenn die Sache länger dauerte? Der Kaffeetisch, um welchen sich die Hofkünstler im unzweideutigsten Negligé gruppirten, glich einer Versammlung von Schauspielern, deren Direktor sich bankerott erklärt, und die nun berathen, wie sich am besten auf Theilung spielen lasse. Indessen blieb ja noch immer die Hoffnung, daß der Kaiser im Laufe des Tages an-

kommen könne, und in dieser Hoffnung suchte man bald nach dem Kaffee das zweite Frühstück zu beschleunigen, zu welchem der freundliche Wirth, Herr Corssen, schon wieder zehn Flaschen Rothwein auf den Ofen gestellt. So kräftiger Tröstung konnten wenigstens die anderen nicht widerstehen; denn ich selbst trank keinen Wein, bedurfte aber auch keiner Wiederherstellung meiner guten Laune. Jung, ist man ja immer zuversichtlich! Jeder trug aus dem Schatzkästlein seines Wissens zur Unterhaltung bei, und Beckmann zeigte sich hier in der ganzen Kraft seines merkwürdigen Talents. Unter anderem gab er eine komische Scene zum Besten, wie ein Berliner Sonntagsjäger auf die Schnepfenjagd geht, sich in einen Sumpf verirrt und endlich nach stundenlang vergeblichem Bemühen einige Pfund Kalbfleisch kauft, um seiner Frau doch etwas von seiner Jagd mitzubringen. Statt der Flinte hatte er einen Haarbesen in die Hand genommen und nahm sich in dem grünen Schlafpelz unwiderstehlich komisch aus. Unauslöschliches Gelächter begleitete die vortreffliche Darstellung, und einige fielen, nicht figürlich, sondern im vollen Sinne des Wortes, vor Lachen von den Stühlen. Mitten in dieser „ungeheuren Heiterkeit" trat plötzlich der General-Intendant, Graf Redern, in das Zimmer, sah erstaunt die tolle Wirthschaft in noch tollerem Déshabillé, dämpfte aber die frohe Laune sofort mit der Nachricht, daß ein soeben aus Stettin eingetroffener Kurier es wahrscheinlich mache, daß der Kaiser auch heute schwerlich noch ankommen werde, da der Sturm auf der See fortdauere, und bis jetzt noch kein Schiff zu erspähen gewesen sei. Es sollte daher auf Befehl des Königs auch heute wieder eine Probe und zwar von der „Erholungsreise" und dem „Eckensteher Nante" stattfinden. Dabei äußerte der Graf, ob man denn nicht irgend etwas Neues geben könne. — Einstimmig wurde die eben gesehene Scene Beckmanns als Schnepfenjäger vorgeschlagen, die sich ja zum Schlusse der Abendprobe geben lasse. Beckmann spielte sie gleich mit Besen und

Schlafrock noch einmal, und unter herzlichem Lachen gab der Graf die Einwilligung zur Ausführung vor dem königlichen Hofe.

Obgleich kaum mit dem zweiten Frühstück zu Ende, dachte doch jeder schon mit Beängstigung an das Hinterzimmer im Hirsch. Das unerwartete Souper des vorigen Abends hatte bei einigen die sanguinische Hoffnung erzeugt, daß auch die sämmtlichen in Schwedt noch zu genießenden Diners dort einen Anknüpfungspunkt finden würden. An fallengelassenen Bemerkungen darüber hatte es gestern Abend nicht gefehlt. Herr Illaire schien sie aber nicht aufgehoben zu haben, denn eine darauf bezügliche Botschaft wurde vergebens erwartet. Determinirt wandte sich unser Sénéchal endlich an den Wirth, der während der ganzen Dauer der Anwesenheit des theatralischen Kontingentes in Schwedt zu allen Tageszeiten am sichersten im Keller anzutreffen war, und dieser erklärte sich gern bereit, die Hungrigen zu speisen, nebenbei aber auch die Durstigen zu tränken, zu welchem Zweck er sogleich wieder zehn Flaschen Rothwein auf den Ofen stellte. Ein herrlicher, wahrhaft menschenfreundlicher Charakter, dieser Herr Corssen; übrigens aber auch eine einträgliche Menschenfreundlichkeit!

Hin und wieder wurden nun auch die Rollen gelernt, wobei besonders der Regisseur Weiß sich auszeichnete; denn er hatte ja den Stichwort gebenden Gerichtsverwalter im „Eckensteher Nante“ mit Beckmann zu spielen. Es wurden auch Proben gehalten, bei denen die unerschöpflich sprudelnde Witzquelle Beckmanns es ganz unmöglich machte, sich an die Rolle zu halten. Immer kamen neue Einfälle, neuer Spaß hinzu, und jedesmal war die Scene eine fast andere. Zur Theaterstunde begab sich die Karawane wieder auf das Schloß, wo diesmal im Kostüm probirt wurde. Die zur Genüge bekannten beiden Possen gingen ohne Störung vorüber, und nun sollte der Schnepfenjäger den Schluß machen. Beckmann wollte natürlich ein wenigstens an=

näherndes Kostüm anziehen und suchte nach einzelnen Stücken in der darauf nicht vorbereiteten Garderobe; wir redeten ihm aber alle zu, die Scene in demselben zweifelhaft grünen und unzweifelhaft sehr gebrauchten Schlafpelz, wie am Morgen, und mit einem langen Haarbesen statt der Flinte bewaffnet zu spielen. Endlich gab er nach. In derselben Zimmerdekoration, die aus dem einfachen Grunde, weil keine andere da war, auch einen Sumpf und ein Schilfrohr darstellen mußte, trat Beckmann wirklich in diesem, vor einem königlichen Hofe gewiß beispiellosen Kostüm auf, handhabte den Besen wie ein Jagdgewehr und machte durch das Drastische seines Spiels die ganze Umgebung vergessen. Schwerlich ist einer fürstlichen Versammlung je etwas Aehnliches geboten worden, und nur die vollkommene Hülflosigkeit der Situation konnte das Gewagte entschuldigen. Wo aber recht herzlich gelacht wird, ist es nicht schwer, Entschuldigung zu finden. So auch hier. Weit entfernt, das Impromptu übel zu nehmen, munterte der König die Zagenden auf, nur die gute Laune nicht zu verlieren, und wahrlich, wir bedurften einer solchen Aufmunterung für den Jammer der folgenden Tage.

„Wer seine Pflicht mit Freuden thut
Und nach gethaner Arbeit ruht,
Dem schmeckt die Ruhe süß!“ —

Mit dieser, aus dem bekannten Chor der Schweizerfamilie geschöpften Ueberzeugung speisten wir sämmtlich wieder an der Tafel des Hof-Staatssekretärs Illaire zu Abend und stärkten uns im voraus für die chaotischen Erheiterungen, welche vor dem Schlafengehen noch stattfinden sollten. War es am Abende vorher schon toll hergegangen, so ging es an diesem doch noch toller zu. Eine gewisse Zuversicht hatte sich uns allen mitgetheilt, denn nun war probirt, was überhaupt zu probiren war. Weiter reichte der Vorrath nicht. Nun mußte ja der Kaiser kommen. Offenbar war der heftige Darstellungstrieb bei einigen unter uns noch nicht befriedigt, denn man beschloß, in

dem abermals mit allen Theaterlampen beleuchteten Lokale Scenen und lebende Bilder aufzuführen. Hierzu wurde vorzugsweise der Gang des Tamino und der Pamina durch Feuer- und Wasserfluten gewählt, welcher in dem allerunaussprechlichsten Kostüme mit Begleitung des Klaviers (Freund) und jener unglücklichen Flöte (Beckmann), „die ihm nie hätte einfallen sollen", ausgeführt wurde. Der freundliche Wirth, den wir während der Probe auf dem Schlosse hinter die Kulissen eingeschmuggelt hatten, und der jetzt in der entzückenden Erinnerung schwelgte, von Seiner Majestät dem Könige höchst befremdet angesehen worden zu sein, erstarrte fast über die Kostümlosigkeit dieser Scene, als wir ihm erklärten, daß dies gerade das Kostüm sei, in welchem das Schikanedersche Liebespaar in Berlin über die Bühne gehe, und kam erst wieder zu sich selbst, als ich ihm eine Tenor-Arie vorsang, da die Kollegen ihm gesagt, ich sei eigentlich für hohe Tenor-Rollen engagirt und sehr berühmt in meinem Fache. Natürlich gab ich mir Mühe, ihm durch tenorähnliche Töne zu imponireu. „Der junge Mann hat eine recht elegante Stimme!" war die einzige Schmerzensäußerung des wirthlichen Weinhändlers, als er meine Arie überstanden hatte und nach dieser ungewöhnlichen Anstrengung wieder in seinen Keller eilte, um für das Frühstück des nächsten Tages abermals zehn Flaschen Wein heraufzuholen. Gegen 11 Uhr fingen einige an, die Betten zu suchen. Unglücklicherweise zeigte es sich aber, daß der Inspektor Gropius die lehrreiche und unterhaltende Gewohnheit hatte, im Bette zu lesen, was natürlich nicht ohne Licht geschehen konnte. Licht im Schlafzimmer „für alle" war aber zu verführerisch, als daß die Kastanien nicht wieder ihre luftige Reise hätten antreten sollen. Nach allen Richtungen flogen sie wieder umher, waren besonders auf gewisse Nachtmützen gezielt, wobei übersehen wurde, daß Köpfe darin steckten, und kamen nicht eher zur Ruhe, als bis der eifrig Lesende sein Licht gelöscht.

Heftiger Regen schlug an die Fenster, als die dramatische Legation am Dienstag, den 3. September, erwachte. Noch stürmischer und unheilverkündender war draußen das Rauschen der vom Winde gepeitschten Bäume und mischte sich melancholisch in das „Nein" des Stiefelputzers, als ihm die beklommene Frage entgegengerufen wurde, ob der Kaiser vielleicht in der Nacht angekommen sei. — So traurig diese Nachricht nun auch war, so wirkte sie doch durchaus nicht unvortheilhaft auf den Appetit der Trauernden. Ja man erfreute sich einer gewissen Sorglosigkeit und Unbefangenheit, da bei dem beschränkten Personal, dem Mangel aller Bücher und Rollen, Kostüme und sonstigen Zubehörs eine weitere Fortsetzung der feierlichen Hofproben doch gar nicht denkbar war. Schon wurden Pläne zu erfreulichen Ausflügen in die uckermärkische Umgegend gemacht und dabei besonders die norddeutsche Havanna, das Städtchen Vierraden, in Aussicht genommen, als mitten im Frühstück, zwischen der neunten und zehnten Flasche Wein, der General-Intendant seine Pflegebefohlenen mit einem amtlichen Besuche erfreute und die beängstigende Frage an die Frühstückenden richtete, ob man denn heute Abend nicht irgend etwas Neues spielen könne. —

„Und sehen sich stumm
Ringsum,
Und recken die Glieder,
Und spielen richtig wieder."

Und sogar wirklich etwas für den Hof Neues! Denn obgleich nun in dem bangen Vorgefühle, daß die Ministerkonferenz noch sehr lange dauern könne, sofort nach Berlin geschrieben wurde, um wenigstens für die folgenden Tage Trost und Vorrath herbeizuschaffen, so hatte doch die augenblickliche Berathung an eine andere komische Scene Beckmanns „Der Guckkastenmann" erinnert. Man schritt sogleich zu einem Versuche, der keine Schwierigkeiten machte, da Beckmann bis auf wenige Worte welche Berliner Straßenjungen zwischen seine Erklärung de

Guckkastenbilder warfen, nur allein sprach. Zu den Straßenjungen wurden Rüthling, ich und Freund bestimmt, und allerdings wurden die eigentlich stummen Rollen derselben durch witzige Gegenrede und Zuthat denn doch etwas bedeutender, als sie bei dem ursprünglichen Polterabendscherze sind. Es wurde schnell aus Pappe ein Gehäuse zusammengeschlagen, das bei nur etwas gutem Willen wohl für einen Guckkasten gehalten werden konnte, und auf dem rasch für den König geschriebenen Zettel prangte:

Ein Guckkastenmann: Herr Beckmann.
Berliner Straßenjungen: Herr Rüthling, Herr Freund, Herr Schneider.

Da alles Nachdenken kein Stück zum Vorschein bringen wollte, welches sich mit unseren beschränkten Mitteln aufführen ließ, auch die sogleich ausgebeutete Lesebibliothek loci nichts Brauchbares ergab, so machte ich mich auf den Weg zum Lieutenant Probst, der die Geschichte seines Regiments geschrieben hatte und mit mir, als damals ganz jungem Redakteur des Soldatenfreundes, in Korrespondenz getreten war. Bei meiner Visite bald nach der Ankunft in Schwedt hatte ich einige Jahrgänge des Kotzebueschen Theater-Almanachs in seinem Bücherschranke stehen sehn. Diese erbat ich mir, und sie wurden nun durchsucht. Auch nach einem Strohhalme greift der Ertrinkende, und so kam man denn überein, die „Tochter Pharaonis“ zu wählen. Wer das Stück kennt, wird begreifen, bis zu welchem Grade äußerster Noth wir gekommen waren. Da aber nur ein Buch und gar keine Rollen vorhanden waren, so setzten sich alle um den Frückstückstisch, dessen Reste die Schreibenden wehmüthig anlächelten, auf den Herr Corssen aber vorsorglich eine elfte und zwölfte Flasche neben die angebrochene zehnte setzte. Weiß diktirte, und jeder schrieb sich selbst seine Rolle auf Briefpapier, welches der gefällige Herr Corssen ebenfalls, aber nicht bloß in der Absicht, gefällig zu sein, lieferte. Die Besetzung fiel sonderbar genug aus. Rüthling der alte, geizige Wucherer Runx,

ich und Weiß die beiden Studenten Tippel und Fliederbusch, — wobei bemerkt werden muß, daß Weiß damals schon im reifsten Mannesalter stand, körperlich gebrechlich und wirklich gar nicht lustig war, — Mlle. Erck das Mädchen und Beckmann der empfindsame Uhrmachergeselle. Natürlich hatte jeder plein pouvoir, so viel Zusätze zu seiner Rolle zu machen, wie ihm beliebte, was denn auch Beckmann als naiver Liebhaber und ich in der Verkleidung als Engländer redlich thaten. Als das Ausschreiben der Rollen beendet war, überschlich denn doch alle ein Gefühl der Angst, wie das gehen sollte, und mehr noch, wie das Ganze aufgenommen werden würde, und ich machte schnell einige Verse, die, als captatio benevolentiae am Schlusse gesprochen, Nachsicht für das tolle Spiel erbitten sollten. Erst gegen 1 Uhr konnte das Lernen beginnen. Allen waren die Rollen neu; nur Weiß hatte in seiner Jugend einen der Studenten gespielt, ich glaube 1813. Vor dem Mittagessen kam es indessen zu nichts. Als dieses sehr begreiflicher Weise etwas schneller als gewöhnlich abgefertigt worden war, begann ein Rollenstudium, wie es schwerlich jemals stattgefunden. Man denke sich vier Lernende, die verzweifelnd bald in den Schlafsaal, bald auf den Flur, ja bis in den Hof und auf die Straße, einer sogar bis in eine unglaubliche Lokalität liefen, um nur einen Augenblick ungestört zu sein; dann das Gespräch der Nichtlernenden, die Fragen nach gar nicht vorhandenen, auch in dem kleinen Orte gar nicht herbeizuschaffenden Kostümen und besonders das stets wiederkehrende Thema, das Ausbleiben des Kaisers, brach keinen Augenblick ab, und dabei sollte man lernen! Endlich mußte aber doch auch eine Probe gehalten werden, und dieses nicht länger abzuweisende Geschäft begann, als der Kaffee kam, während dessen unsre erste und letzte Probe stattfand. Um 5 Uhr wurde sie beendet und um 6 Uhr das Stückchen wirklich gespielt. Hinsichtlich des Kostüms herrschte natürlich die größte Verlegenheit. Was nur irgend aus dem

geringen Vorrath der mitgenommenen Garderobe brauchbar, riß einer dem anderen aus den Händen. Jeder suchte auf das eindringlichste zu beweisen, daß seinem Charakter dieses Halstuch, jene Weste oder jener Rock zukomme, von dem der andere ebenso unwiderleglich bewies, daß der Erfolg seiner Darstellung davon abhange. Es war der bunteste Mischmasch von Ungehörigem, der sich nur denken ließ. Was die Dekoration — eine Straße und praktikable Häuser — betraf, so war gar nicht daran zu denken, und der Regisseur mußte vor dem Anfange des Stückes vortreten, um Folgendes zu annonciren:

„Ehe wir unser Spiel beginnen, scheint es nothwendig, daß man sich in der Dekoration orientire. Dieses gelbe Zimmer stellt eine Straße vor. Diese Seitenthür rechts das Haus eines geizigen Pfandleihers, jene links das Haus eines Uhrmachers. Diese beiden Stühle stehen vor einem Wirthshause, aus welchem die beiden Studenten Tippel und Fliederbusch kommen."

Diese mit großem Ernst, der ganzen Würde eines Regisseurs, aber auch mit großer Befangenheit gesprochene Annonce wurde mit schallendem Gelächter aufgenommen, und der König wiederholte jedesmal laut: „So, also das ist eine Straße? und diese Thür ein Haus? Ist wohl gar nicht möglich! Nur gut, daß man das wenigstens weiß" u. s. w., u. s. w. Jetzt ging das Stück an. Die jugendliche Lustigkeit, welche Weiß und ich bei innerer Herzensangst entwickelten, war fürchterlich, und Beckmann als sentimentaler Uhrmachergeselle, der sich in Ausbrüchen der zartesten Liebe und tiefsten Bekümmerniß erging, unwiderstehlich komisch. Wohlweislich hatte er sich den, seiner Natur zusagenden eigentlichen Effekt für den Abgang aufgespart und hinten auf sein Felleisen geschrieben: „franko, per Fußbotenpost", so daß nach all den Thränen und dem Jammer des Abschied nehmenden Uhrmachergesellen beim Umdrehen erst die volle Wirkung erreicht wurde. Was sonst in diesem Stücke gesprochen worden ist,

darüber auch nur mit einiger Genauigkeit zu berichten, dürfte schwer sein. Genug, es ging eben zu Ende und, merkwürdig genug, mit einer Rundung und einem Zusammenspiel, als ob wir vier Wochen Zeit zum Einstudiren gehabt. Auf Befehl des Königs wurde nun die komische Scene „Der Komödienzettel“ zwischen Rüthling und mir wiederholt, diesmal aber ausgelassen, was in der ersten Probe zu lang gefunden worden war. Zum Schluß dieser ergötzlichen Soiree erklärte nun Beckmann den allerdings etwas emeritirten Straßenjungen die Bilder seines Guckkastens, von denen einige denn auch nicht verfehlten, eine schlagende Wirkung zu machen, um so mehr, als dergleichen wohl schwerlich je in solchen Kreisen vorgetragen worden ist. Namentlich blieb das: „Ein hörrlicher Anblick!“ der stehende Witz für Schwedt und noch lange Jahre nachher für Berlin.

Mit dem Schließen des Vorhanges fiel uns allen auch ein schwerer Stein vom Herzen: die erste extemporirte Komödie — denn das war sie im vollsten Sinne des Wortes, wenn auch keine Commedia del' arte — war vorüber und der Beweis geliefert, daß dergleichen überhaupt möglich sei. Schlimmer als heute konnte es eben nicht kommen, und wir überließen uns daher um so lieber einer gewissen Sorglosigkeit, als wir das Schlimmste jetzt überwunden glauben durften. Als nun gar der König selbst die kleine Bühne besuchte und sich lächelnd mit dem Geleisteten zufrieden erklärte, auch hinzufügte, wir sollten uns doch nur nicht ängstigen, da er ja sehr wohl wisse, daß wir uns nur aus Gefälligkeit für ihn solche Mühe gäben, da schwand auch die letzte Befangenheit, und mit dem Chor:

„Zieht, ihr Krieger, zieht von dannen
In die ruhigen Kabanen!“

wurde der Einzug bei dem Weinhändler Corssen gehalten, der bereits abermals zwölf Flaschen Rothwein auf den Tisch gestellt hatte. Die dramatische Legation war so ausgelassen lustig, daß der Vorschlag gemacht wurde, die extemporirte Komödie womöglich

bis zum Schlafengehen fortzusetzen, wobei dann wahrscheinlich einige etwas starke Scenen vorgekommen sein würden. Das Abendessen aber stopfte allen den Mund, und ruhiger, als es den Anschein gehabt, ging diesmal jeder einzelne zu Bett.

Am nächsten Tage, nun schon der 4. September, hieß es wieder zuerst beim Aufstehen: — nach dem Muster des Rituals bei der Krönung deutscher Kaiser: „Ist kein Dalberg da?“ — „Ist der Kaiser da?“ Aber die Antwort lautete traurig, und aus dem Nein! des Stiefelputzers klang es wie höhnend hervor: Heute Abend wird wieder extemporirt!

„O, dieses Nein! Wenn ich es vor Gericht stellen könnte, dieses Nein!“

Jeden überschlich ein unheimliches Gefühl, ungefähr wie der Gewissensbiß über gestern begangene Sünde, und es wurden gleich nach dem Kaffee einige Schleichpatrouillen ausgeschickt, um im Schlosse die nöthigen Erkundigungen einzuziehen, welches Loos für heute unser warte. Sie kamen wieder, aber so niedergebeugt und in sich gekehrt, wie die Fühlfäden einer Schnecke, und brachten die Nachricht, es sei ein Kurier aus St. Petersburg zu Lande angekommen, welcher Briefe der Kaiserin an den Kaiser gebracht, dabei aber die bestimmte Versicherung gegeben, daß der Kaiser Petersburg zur See verlassen habe, seit jenem Augenblick aber keine Nachricht über ihn eingegangen sei. Sonderbar und unerfreulich genug wüthete gerade, während wir dies vernahmen, der Sturm draußen mit der größten Heftigkeit; der Wind heulte an dem Hause des abermals im Keller beschäftigten Herrn Corssen vorüber; die schweren Regenwolken jagten zerrissen über den Kirchthum hin und akkompagnirten auf das trostloseste die Trauerbotschaft. Von Ausgehen war natürlich bei solchem Wetter nicht die Rede, von etwas Anderem aber freilich auch nicht, und die frühere Lustigkeit hatte einer gedrückten, sorgenvollen Stimmung Platz gemacht, denn man konnte nun nachgerade das Schlimmste fürchten. So

blieb es bis gegen 1 Uhr, wo der General-Intendant abermals erschien und verlangte, daß auch an diesem Abend etwas Neues bei Hofe gespielt werden sollte, aber womöglich etwas recht Erheiterndes, da eine sehr trübe Stimmung des ganzen Hofes sich bemächtigt habe, die überhaupt nur schwer zu bannen sein dürfe. Das hatte gerade noch gefehlt! In fünf Stunden sollte ein Stück gesucht, ausgeschrieben, gelernt, probirt und gespielt sein! Das mochte die geschätzten Mitglieder einer reisenden Gesellschaft — und wäre sie selbst die reisendste — nicht in Verlegenheit bringen; die Berliner aber, an einen soliden, durchaus nicht übereilten Geschäftsgang gewöhnt, empfanden allesammt darüber eine so heftige Beängstigung, daß sie sich in den verschiedensten Interjektionen Luft machte. Abermals war Kotzebues Almanach der Rettungsanker, an den man sich klammerte.

Da fanden sich denn „Die Unglücklichen“, ein Stückchen, das nolens volens in eine pièce à tiroir umgewandelt wurde, in welcher sich jeder eine Rolle nach Belieben schuf. Keiner von uns hatte früher in diesem Stücke gespielt, ja die meisten kannten es gar nicht; darum wurde es erst rasch vorgelesen und dann berathen, wie jeder eine Scene einlegen könne, in welcher er schon gespielt und also seines Erfolges gewiß war. Rüthling wählte eine ganze Scene des Johann aus der „Komödie aus dem Stegreif“, Beckmann die Scene des Niklas aus den „beiden Grenadieren“ und ich eine Scene des Professor Mauderich aus der Posse „Seltsame Ehen“, damals eine besonders gern gesehene Rolle von mir. Jeder verließ sich schon auf das gestern bewiesene Extemporirtalent und studirte auf eigene Hand, besonders aber mit Rücksicht darauf, daß Weiß, der den alten Falk spielte, möglichst wenig Stichwörter zu geben hatte. Dadurch entstand bei mir der Gedanke, das Stückchen überhaupt neu für die Bühne zu bearbeiten, was ich auch, aber freilich erst 1848, ausführte, in welcher Bearbeitung es wegen der vielen so-

genannten dankbaren Rollen noch jetzt (1865) oft gegeben wird. Endlich wurde um 4 Uhr Nachmittags auch noch vorgeschlagen, die bekannte Boxscene der beiden Notare aus den „Indianern in England“ zu spielen, zu deren Staff und Strussel Rüthling und ich uns auch sofort erboten. Nur fehlte der Darsteller des Samuel Smith, und wer hätte anders aushelfen sollen, als Beckmann, der, nichts ahnend, im Schlafsaal seine Scene als Niklas studirte. Der Kopf brummte ihm schon von alledem, was man ihm aufgeladen; nun auch das noch! Ungemein komisch war Beckmanns Gesicht, als ihm alles Ernstes und zwar mit der ganzen Autorität einer Regie auch diese Rolle noch zugemuthet wurde. Mit einem ebenso schmerzlichen wie vorwurfsvollen Blick gen Himmel ließ er sich daß Buch in die Hand stecken und lernte, so gut er konnte, darauf los.

Ohne irgend eine Probe des nur oberflächlich Verabredeten gemacht zu haben, ging es um 5 Uhr, wie ein Zug armer Sünder, auf das Schloß, und um ½6 Uhr rauschte richtig die unerbittliche Gardine wieder auseinander. An diesem Tage erreichte die tolle Wirthschaft ihren Kulminationspunkt. Von Kostümen war natürlich keine Rede. Das Zimmer paßte aber diesmal besser als gestern zur Tochter Pharaonis. Alles was mitgenommen worden war, mußte diesmal mitspielen; ja sogar der Theaterinspektor Gropius stellte den meldenden Bedienten mit Grazie und Befangenheit dar. Die Damen waren in Verzweiflung; denn es war ihnen wirklich in den drei Stunden unmöglich gewesen, ihre Rollen auch nur oberflächlich zu lernen, und es gab daher oft genug Pausen, die sich weder durch Nüanciren, noch tiefes Studium, weder durch höhere Kunstzwecke, noch tiefere Seelenzustände, — oder wie sonst die Phrasen alle heißen mögen, um es zu verdecken, wenn man auf den Souffleur hört, — entschuldigen, sondern ganz einfach das Steckenbleiben erkennen ließen. Dagegen gelangen die eingelegten komischen Scenen über alle Erwartung und gewannen sogar Beifall. Das

darf eigentlich nicht wundern, da die Darsteller ja solche Aufgaben gewählt, in deren Lösung sie das Publikum bereits früher anerkannt hatte. Doch läßt sich der Zustand, in dem wir spielten, nicht anders als durch das Wort „bewußtlos“ bezeichnen. In fieberhafter Unruhe — gerade deshalb wohl auch mit potenzirter Kraft und Erregung — ging alles so eilig, so bestimmt und sich überstürzend vorüber, daß einer dem anderen kaum Zeit ließ, auszureden. Man half sich gegenseitig, suchte das Stecken des anderen durch um so lebhafteres Spiel, um so rascheres Einfallen zu verdecken und erreichte so eine Wirkung, die oft der sorgfältigsten Einübung nicht gelingt. Wie bewußtlos alles vorüber ging, davon gab Weiß, der sonst so gemessene, vorsichtige Weiß, einen Beweis. Dr. Mauderich, dessen Scene ich darstellte, ein Professor der Philologie, wirkte besonders dadurch, daß er jedes ihm auffällige Wort sofort etymologisch abwurzelte; z. B. das Wort Hund führte er auf das griechische *Κύων* zurück. „Kion, Hion, Hin, Hun. Hun — dazu das echt germanische d am Ende und wir kommen mit dieser Etymologie auf den Hund!“ Als dem alten Falk (Weiß) das zu viel wurde, sagte er: „Wissen Sie was, Herr Doktor! gehen Sie einstweilen in dies Nebenzimmer; dort finden Sie ein junges Mädchen, mit dem können Sie weiter wurzeln!“ Ipsissima verba! So etwas kann man und noch obenein in dieser Umgebung nur sagen, wenn man eben halb bewußtlos seine Sache so gut wie möglich machen will. Was bei einem gewöhnlichen Publikum ein wieherndes Gelächter hervorgerufen haben würde, ging glücklicherweise durch den Takt dieser Versammlung vollständig unbemerkt vorüber.

Nachdem das Stück auf diese Weise begangen worden war, bedurften die Darsteller, welche sich doch allerlei bewußt waren, des Trostes, der Aufrichtung, die ihnen denn auch durch die Anwesenheit des Königs auf der Bühne wurde. Ist je Nachsicht und Mitleid das Motiv einer gnädigen Aeußerung

gewesen, so war es wohl hier der Fall; das wirre, unsichere Treiben, die Herzensangst und holprige Eile der Schauspieler hatten erreicht, was unmöglich geschienen, den Hof nämlich wieder in eine fröhliche Laune versetzt, die sich am deutlichsten dadurch kund gab, daß der König durch die Dekorationsthür dem Umziehen der Schauspieler in den Fensternischen zusah. Was nur irgend aus dem Vorhandenen zu einer Metamorphose für die beiden englischen Advokaten brauchbar schien, wurde hervorgesucht, einander förmlich vom Leibe gerissen und so ein Kostüm erreicht, wie es gewiß noch nie zu dieser Scene gedient hat. Ein solcher Anblick mochte dem Könige wohl neu sein; denn er verweilte lächelnd, bis unser Umzug ganz beendet war, und wollte dann durch den auseinandergeschlagenen Vorhang von der Bühne in den Zuschauerraum zurück. In dem Augenblicke, als er den Vorhang öffnete und nun vor der Lampenreihe auf ebener Erde stand, empfing ihn der Hof, die Frau Fürstin von Liegnitz und die königlichen Prinzen und Prinzessinnen, mit lautem Applaus. Auf den Scherz eingehend, verneigte sich der König wie ein Schauspieler, der herausgerufen wird, und sprach vom „glücklichsten Abende meines Lebens“ — „zu viel Nachsicht“ — „regem Streben, den Beifall auch zu verdienen!“ und Aehnlichem.

Als Intermezzo und in dem bangen Gefühle, daß die possenhafte Boxscene doch wohl am besten bis zum Schlusse aufgespart würde, sprach Rüthling ein humoristisches Gedicht „Der Berliner Staub“ und Beckmann ein anderes von C. v. Holtey „Sassafras und Sassaparille“. Dann folgte, als Gnadenstoß, die Scene der beiden Advokaten, so daß diesmal das Spiel schon um 8 Uhr zu Ende war; doch hatte es uns alle mehr angestrengt als alle früheren, und mit den überlauten, ausgelassenen Abendunterhaltungen bei Herrn Corssen war es vorbei. Kopfschüttelnd und rathlos sahen wir uns an, als hin und wieder wie verstohlen und schüchtern die peinliche Frage auftauchte, was morgen gespielt werden solle, wenn der Kaiser auch

dann noch nicht angekommen sei. Zwar wußte jeder oder hatte es doch wenigstens schon einmal in seinem Leben gehört, daß es Augenblicke im Menschenleben giebt, wo eine Frage frei steht an das Schicksal. Aber wegen der Antwort war man doch verlegener als Wallenstein; selbst der Almanach dramatischer Spiele wußte keine mehr zu geben. Bei allem, was er noch darbot, waren größeres Personal, Dekorationen, Kostüme nicht zu umgehen, man hätte denn in dem Beckmannschen Schnepfenjäger-Kostüm die „Englischen Waaren" oder „Die Uniform des Feldmarschalls Wellington" geben wollen.

Schwere Träume ängstigten mich in der Nacht. Die Seelen aller jemals von Schauspielern hingeopferten und umgebrachten Rollen hielten eine Art von infernalischem Reigen über mein und die Betten der Kollegen hinweg. Sie riefen Wehe über das Beginnen der vergangenen Tage. Aus toll durcheinander wirbelnden Haifischen, Ankern, Schiffstrümmern, Kaisern und Theater-Inspektoren entwickelte sich endlich die klagende Gestalt der Neuberin, die 1740 den Hanswurst und die extemporirte Komödie in Leipzig angeblich begraben hatte und nun über deren unzweifelhafte Auferstehung die Hände rang. Schweres Stöhnen durchdröhnte unter der täuschenden Maske heftigen Schnarchens die Räume, als ich von dem geträumten Bisse eines Haifisches oder dem wirklichen eines Corssenschen Häuslichkeitsinsektes erwachte und mein Blick auf die zwölf Flaschen Rothwein fiel, welche Herr Corssen in vorsichtiger Eile schon wieder für das morgende Frühstück auf den Tisch gestellt hatte. Es war eine Nacht des Schreckens und der Gewissensbisse, der Reue über das Vergangene und der Angst vor dem Zukünftigen.

Endlich, als

„Eos mit Rosenfingern erwacht war",

sollte uns Bedrängten Trost kommen, aber nicht von seiten des Wetters, denn das war heute hell und klar und ließ nur mit doppelter Besorgniß denken, daß das kaiserliche Dampfschiff wirk-

lich während des viertägigen Sturmes untergegangen sein konnte, auch nicht von seiten des Stiefelputzers, der auf die schon stehend gewordene Frage: „Ist der Kaiser da?“ wieder dieselbe trostlose Antwort gab, — sondern von der Regie, die schon früh als Ausdruck der allgemeinen Angst im schwarzen Frack zum General-Intendanten gegangen war und nun die Nachricht von dort zurückbrachte: Heute wird auf keinen Fall bei Hofe extemporirt. Der Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz war in der Nacht von Berlin angekommen und hatte sich erboten, am Abende lebende Bilder en famille zu stellen. Wie mit einem Zauberschlage stellte diese Botschaft den alten Humor wieder her, und unbekümmert um die Schläge des Schicksals, die dessen ungeachtet noch drohen konnten, wurde ein Spaziergang nach dem Fischerdorfe Hohen-Krähnig, jenseits der Oder, gemacht, von dem man sich aber gegen die Frühstückszeit wieder in der Umgegend jener schon mehrerwähnten zwölf Flaschen Rothwein einfand. Wie schade, daß ich mir so gar nichts aus Wein machte und schon damals keinen trank! In Schwedt hätte ich es lernen können. Es wurde für den voraussichtlich freien Abend eine Soirée musicale, dramatique, dansante et soupatoire in dem Schwedter Tivoli, einer mäßig geschmückten Kegelbahn, verabredet, die Theaterlampen zu diesem Zwecke dorthin befördert und alle Vorbereitungen zu einem schwelgerischen Mahle in Butterbroten getroffen, als den frühstückenden Thespisjüngern ein sehr unerwarteter Besuch wurde. Die Thür des Schlafsaales öffnete sich, und „herein mit bedächtigem Schritt“ — der Herzog Carl von Mecklenburg in Begleitung des Grafen Redern und mehrerer Kammerherren — tritt!

Er sah sich stumm rings um — setzte aber dann das Citat doch nicht weiter fort, sondern erkundigte sich bei den so geschickten Herren Extemporateurs, ob sie ihm nicht einige Vorschläge zu lebenden Bildern machen und einige nützliche Winke über deren Ausführung an die Hand geben könnten. Sofort

bezog sich der eben erst heiter gewordene Himmel wieder mit drohenden Extemporirwolken, und ein leises Zittern bemächtigte sich derjenigen, welche ihren Vorrath erschöpft wußten. Indessen zog das Unwetter diesmal noch vorüber, ohne sich zu entladen. Mit allerlei Notizen und Vorschlägen versehen, verließ der hohe Besuch den Schlafsaal und begegnete auf der Treppe Herrn Corssen, der auf die Möglichkeit hin, daß die hohen Herren vielleicht mit uns frühstücken könnten, abermals sechs Flaschen — aber besseren — aus dem Keller heraufschleppte. Die Störung des Frühstücks hatte aber bei allen so sehr gewirkt, daß beschlossen wurde, so rasch als möglich zum Mittagessen überzugehen,

„Um nur zu füllen die Leere der Stunden
Und die lange, unendliche Zeit.“

Nachmittags gegen 4 Uhr wollte ich auf das Schloß zu dem General-Adjutanten v. Witzleben gehen, der mir bei einer der Proben freundlich zugenickt hatte und seine Freude an dem damals erst entstandenen „Soldatenfreunde“ hatte. Ich werde weiterhin noch erzählen, weshalb ich den General sprechen wollte. Für jetzt muß ich, um die Erzählung nicht zu unterbrechen, berichten, daß ich bei diesem Gange nach dem Schlosse unerwartet Zeuge der endlichen Ankunft des Kaisers wurde. Eben wollte ich in den Schloßhof eintreten, als plötzlich eine offene, sehr einfache Postchaise, von dampfenden, schnaubenden Pferden mehr gerissen als gezogen, in den Schloßhof rollte. Auf dem Bocke saßen zwei uralische Linien-Kosaken, im Wagen zwei Männer in hellgraue Militärmäntel gehüllt. Vorfahren, den Mantel abwerfen, über die Schlagthür hinweg aus dem Wagen springen und in das Schloß eilen, war das Werk eines Augenblicks. Die Schildwachen hatten kaum Zeit, zu präsentiren, und wußten auch wohl nicht gleich, welche Honneurs sie der ungewohnten Erscheinung machen sollten. Auch ich wußte nicht, daß es der Kaiser selbst gewesen, da ich den Monarchen überhaupt hier zum ersten Male sah. Im Schlosse wurde sofort alles lebendig, und

als ich mich nach dem Zimmer des General v. Witzleben erkundigen wollte, flog es über alle Treppen und Korridore: Der Kaiser ist da! so daß ich natürlich meinen Besuch aufgab, dafür aber auch der erste war, der den Kollegen die frohe Nachricht bringen konnte. Das änderte in den Vorbereitungen zu der Soirée soupatoire im Tivoli loci nichts; denn niemand glaubte, daß heute, wo die königliche Familie eben erst beisammen war, schon Komödie gespielt werden würde. Aber kaum 10 Minuten nachher kam auch schon der Befehl vom Schlosse, daß heute Abend 6 Uhr die Theatervorstellung stattfinden solle. Jetzt gab es Verwirrung und Eile wie in einem gestörten Bienenstocke; alles lief durcheinander, ordnete, scherzte, las auch wohl die Rolle noch einmal durch, und wirklich begann, kaum anderthalb Stunden nach der Ankunft des Kaisers und mit dem Eintritt beider Majestäten in das Zimmer, die „Erholungsreise", gleichsam wie eine bittere Ironie auf die anstrengende und gefahrvolle Reise des Kaisers, der, von dem heftigen Sturme gezwungen, mit großer Gefahr bei Riga gelandet war und von dort die Reise nach Schwedt mit russischer Eile zurückgelegt hatte. Nach Beendigung des kleinen Lustspiels, in welchem der Kaiser meine erste Scene als Cäsar Heinicke lächelnd applaudirte, trat der König in der Uniform seines russischen Grenadier-Regiments auf die Bühne und sprach abermals in den gnädigsten Worten seinen Dank für die Mühe aus, welche wir uns „Seinetwegen" gegeben. Auf seinen Befehl mußten die Kammerlakeien und Jäger, welche dem versammelten Hofe Erfrischungen präsentirten, durch den Vorhang auf die Bühne kommen und auch uns Gefrorenes bringen. Ein eigenthümlicher Anblick! In dem engen Zuschauerraume die ganze königliche Familie und die höchsten Würdenträger, Minister und Generale in großer Gala-Uniform, auf der Bühne dagegen die Schauspieler in ihren keineswegs eleganten Theaterkostümen, in der Mitte der König von Preußen und der Kaiser von Rußland, alle mit Eisgläsern bewaffnet, essend und

ganz unbefangen konversirend. Der Anfang des „Eckensteher Nante" stellte aber bald genug das Gleichgewicht wieder her und schloß den Abend, wie es schien, zur Zufriedenheit des kaiserlichen Gastes, der sich hier plötzlich mit der Erfüllung eines Wunsches überrascht sah, den er früher in Petersburg einmal geäußert. Ich konnte nicht müde werden, den Kaiser — dieses Ideal von männlicher Schönheit — durch eine Oeffnung des Vorhanges zu betrachten. In dem Abschnitt „Kaiser Nikolaus" habe ich erzählt, was dabei geschehen.

Jetzt war alles wieder in dem gewohnten Berliner geschäftsmäßigen, büreaumäßigen und kassenmäßigen — Lieblingsworte unserer Regisseure — Gange. Mit der Heiterkeit war es vorüber, und die Regelmäßigkeit ging an. Voller Selbstbewußtsein, nun endlich in unsere richtige Stellung zum Hofe gelangt zu sein, begaben wir uns nach Hause — denn die Hof-Staats-Sekretariats-Soupers hatten vollständig aufgehört — und fanden dort den Geheimen Sekretär, später Hofrath Teichmann aus Berlin mit einem Postwagen angekommen, auf dem Bücher, Rollen, Wäsche, Garderobe und Perrücken in holder Vereinigung uns erwarteten. Die Soirée soupatoire in Tivoli konnte zwar nun nicht mehr stattfinden, dafür wurde aber ein Ball improvisirt, der bis spät in die Nacht hinein die sämmtlichen Bewohner der Nachbarhäuser stupescirte.

Am nächsten Morgen schien es, als ob das Extemporiren doch noch nicht ganz vorbei wäre; denn der Stiefelputzer brachte die Nachricht, daß der Kaiser unpäßlich sei, der Erholung bedürfe und wahrscheinlich sechs bis acht Tage in Schwedt verweilen werde, so daß sich mit Gewißheit ein achttägiges Schauspiel bei Hofe voraussehen ließ. Ob diese Unpäßlichkeit eine Folge der Reise oder der „Erholungsreise" sei, ließ sich zwar nicht ermitteln, einige Wahrscheinlichkeit für das letztere war aber vorhanden. In diesem „nichts durchbohrenden Gefühle" machte man sich über die mitgebrachten Bücher und Rollenvorräthe her,

fand aber nichts, als die beiden Lustspiele „Der Degen“ und „Der Sekretär und Koch“, die denn auch sofort zum Studiren ausgetheilt wurden, natürlich mit ganz anderer Besetzung, als in Berlin. Der anziehende Theil der Schwedter Ereignisse war aber vorüber. Alles ging von nun an seinen geordneten Gang, und die fieberhafte Aufregung der vergangenen Tage machte einer bequemen Gleichgültigkeit Platz. Der Aufenthalt des Hofes in Schwedt dauerte zwar nicht, wie prophezeit, sechs bis acht Tage, sondern nur noch drei, aber jeden Abend fand Schauspielvorstellung statt und zwar

am 6. September: „Glückskind und Unglücksvogel“ und der „Komödienzettel“ zum dritten Male wiederholt;
am 7. September: „Der Degen,“ „Der Guckkastenmann“ und „Der Schnepfenjäger“;
am 8. September: „Die Tochter Pharaonis“ und „Die Unglücklichen“.

Regelrecht wurde für jede Vorstellung die etatsmäßige Probe abgehalten. Kurz, das „Geschäft“ kam in vollständigen Fug und Schick, aber die Poesie der Sache war weg und kam auch nicht wieder.

Sehr charakteristisch schlossen die Vorstellungen mit den „Unglücklichen“, und man weiß in der That nicht, ob man das für eine Anspielung auf die Darsteller oder auf die Zuschauer halten soll. Für beides ließen sich Gründe anführen. Am meisten mag wohl Herr Corssen, unser freundlicher Wirth, die endliche Abreise seiner dramatischen Gäste bedauert haben; denn er konnte nun nicht mehr zehn, bezw. zwölf Flaschen Rothwein auf den Tisch setzen. Schaden hat er wenigstens nicht gehabt; denn bei der Abreise wurden ihm für Wohnung und Bewirthung 274 Thlr. 20 Sgr. ausgezahlt, wie denn die Kosten der ganzen „Bespielung“ Schwedts nur 586 Thaler betrugen, welche aus dem Kron-Fidei-Kommißfonds der Theaterkasse vergütigt wurden. Kaiserliche und königliche Geschenke an Ringen, Dosen u. s. w.

verwischten rasch alle Erinnerung an Erlebtes und Extemporirtes, und als zwei Jahre später

„Der Ruf nach Kalisch hin an sie ergangen,
Trieb sie nach Mehr das irdische Verlangen."

So ungefähr habe ich diese Legatio dramatica in partibus, nicht infidelium, — im Gegentheil alle Schwedter, die wir kennen gelernt, waren sehr fidele Leute, — sondern in partibus Oderbrucherorum, im Jahre 1844 in den Nummern 5 bis 7 der damals erscheinenden „Novellen-Zeitung" bereits abdrucken lassen, muß aber hier noch ein Kuriosum anführen, was damals in eine für die Oeffentlichkeit bestimmte Darstellung nicht gepaßt haben würde. Ich will nämlich erzählen, warum ich zum General von Witzleben ging. Wie so oft in meinem Leben die Kontraste sich schroff berührten, so auch mitten in dem tollen Treiben der Schwedter extemporirten Komödie. Ich erinnere mich nicht mehr genau, ob in Schwedt oder in Berlin damals eine Feuersbrunst das allgemeine Interesse in Anspruch nahm und viel von sich reden machte; aber das noch in meinen Papieren vorhandene Manuskript beweist mir, daß ich dadurch angeregt, einen Plan entwarf, das gesammte Feuerlöschwesen dem Militär zu übertragen, was bei unserem Reserve- und Landwehrsystem mit der Zeit in jede Stadt, ja in jedes Dorf wohlabgerichtete, sachverständige Feuerwehrmannschaften gebracht haben würde. Da damals noch bei jedem Feuer alle Truppen einer Garnison auf ihren Appellplätzen antreten mußten, auch zum Absperren der Brandstelle gebraucht wurden, so lag ihre Verwendung nahe, wenn die im zweiten und dritten Jahre Dienenden auch zur Bedienung der Spritzen, Handhabung der Leitern und sonst entsprechend eingeübt würden, wenn die Fahrzeuge auf den Kasernenhöfen ständen, die Trainsoldaten sie führten, Offiziere das Kommando hätten und bei dem Löschen und Retten militärische Disziplin aufrecht erhielten. Das klingt freilich jetzt, wo wir Feuerwehren haben, sehr müßig und überflüssig, würde aber selbst jetzt noch

den Vortheil gewähren, jeden gedienten Soldaten auch zu einem brauchbaren Feuerwehrmann ausgebildet zu haben. Ich basirte meinen Plan hauptsächlich auf die Idee, daß der Soldat nicht allein im Kriege, sondern auch im Frieden gegen Feind und Gefahr kämpfen müsse, um seine Aufgabe im modernen Staate vollständig zu erfüllen, daß nur mit Disziplin und militärischem Befehl Ordnung bei Feuersbrünsten zu erreichen sei, und daß der Soldat auch im Frieden Gelegenheit haben würde, sich auszuzeichnen. Ich hatte den ganz ausführlichen Plan für den Soldatenfreund bestimmt, wollte ihn aber doch nicht eher drucken, bis General v. Witzleben seine Meinung darüber gesagt. So schrieb ich denn meine Ideen mitten unter dem Lärm der damaligen Kollegen nieder. Nach der Ankunft des Kaisers hatten wir mehr Ruhe, und am 7. September durfte ich dem General meinen Plan vorlesen. Er folgte mit offenkundig gespanntem Interesse, lobte den Entwurf, behielt die Schrift im Schlosse und bestellte mich zum nächsten Tage wieder zu sich. Als ich kam, hatte es aber mit dem Interesse an der Sache bereits ein Ende. Es hieß: das würde die Uniformstücke zu sehr ruiniren, die Soldaten hätten schon genug, ja zu viel zu lernen u. s. w., u. s. w. Offenbar hatte der General unterdessen mit anderen über die Idee gesprochen; denn dergleichen Bedenken hätte der General selbst bei einer guten Sache nicht gehabt, oder er hätte sie gleich beim ersten Vorlesen geäußert. Wie und Warum sind aber sehr gleichgültig, wenn ein Mann wie der General v. Witzleben Nein sagte. So blieb denn das Projekt ungedruckt, denn gerade die Veröffentlichung verbot er. Jetzt haben wir in Berlin und anderswo treffliche Feuerwehren. Dessenungeachtet glaube ich, daß es besser wäre — sogar politisch nützlicher, wenn die Armee im ganzen Lande den Feuerwehrdienst betriebe. A bon entendeur — etc.

Der Soldatenfreund.

1830.

Im Jahre 1830 zum ersten Male einberufen, eine Landwehrübung beim 3. Bataillon (damals 2. Berlinsches, jetzt Potsdamsches) 20. Landwehr-Regiments mitzumachen, zeigte ich so viel Eifer und Freude an der Sache, daß meine Vorgesetzten nicht allein aufmerksam auf mich wurden und mich zum Unteroffizier machten, sondern auch der Bataillons-Kommandeur, Major v. Ivernois, mir sein besonderes Wohlgefallen bezeigte. Gegen das Ende der Uebung fragte er mich einmal, ob ich ihm nicht den Gefallen thun wolle, einen kleinen Leitfaden, den er für die Instruktion des Landwehrmannes entworfen, zu redigiren, da ich ja Schriftsteller sei. Der Sache nach war der Entwurf nicht allein vollkommen richtig, sondern auch vollständig und faßlich; so beschränkte sich meine Arbeit auf Grammatikalisches und fließendere Ausdrucksweise. Ich mußte auch die Besorgung des Druckes bei dem mir damals schon befreundeten Buchdruckereibesitzer A. W. Hayn besorgen, ließ 1000 Exemplare auf möglichst wohlfeiles Papier drucken, welche der Major bei den späteren Kontrolversammlungen des Bataillons für den Kostenpreis vertheilen ließ.

Als das anspruchslose Büchlein gedruckt war, zeigte ich dasselbe, stolz auf das Gelingen, eines Abends dem damaligen

General-Adjutanten v. Witzleben. Der General warf erst einige prüfende Blicke hinein, las dann mehr und endlich, während Thee getrunken wurde, das ganze Büchlein von Anfang bis zu Ende durch, sagte aber nichts weiter als: „Das werde ich dem Könige zeigen!"

Einige Tage darauf (15. Dezember 1830) erhielt ich ein Schreiben des Generals, in welchem er auch schriftlich seine Zufriedenheit mit dem Inhalte des „Landwehrmannes" aussprach und mich benachrichtigte, „daß mir Näheres darüber noch zugehen werde." Ich hatte keine Ahnung, was das sein könne, wurde aber um so freudiger überrascht, als schon am 17. Dezember ein Schreiben des Oberstlieutenant und Flügel-Adjutanten v. Lindheim folgte, in welchem mir „die Allerhöchste Zufriedenheit über die Zweckmäßigkeit dieser Arbeit und die derselben zum Grunde liegende gute Absicht" ausgesprochen und zugleich befohlen wurde, „900 Exemplare einzusenden, da Seine Majestät dieselben an die verschiedenen Armeekorps vertheilen lassen und mit der Allerhöchsten Empfehlung begleiten wollten."

Einen solchen Erfolg hatte ich mir nicht träumen lassen. Auch der Major v. Ivernois war davon im höchsten Grade überrascht und erfreut. In wenigen Wochen sollte es aber noch besser kommen; denn es gingen nicht weniger als 34 000 Exemplare Bestellungen von Seiten der Landwehr-Bataillonskommandeure ein, und der Buchdrucker A. W. Hayn war nicht wenig erstaunt, als ich eine zweite Auflage des „Landwehrmannes" von 50 000 Exemplaren bestellte.

Das ohne alle Erwartung oder Spekulation entstandene Instruktionsbuch zeigte sich im Gebrauch für den gemeinen Mann so nützlich, daß ich bald von Offizieren aufmerksam gemacht wurde, etwas Aehnliches auch für den Soldaten des stehenden Heeres zusammenzustellen. Ohne Aufforderung hätte ich das kaum gewagt; mit der Aufforderung kam aber auch Lust und Eifer dafür. Ich sammelte das Material, schrieb eine

Einleitung im Soldatenton, ließ ein Brustbild des Königs in Kupfer stechen und stellte den Preis auf nur zwei Silbergroschen, erbat und erhielt aber für die Versendungen Portofreiheit, ohne welche dieser Preis eben nicht möglich gewesen sein würde, und bestimmte den Ueberschuß den Invaliden. Die ersten Exemplare wurden im Mai 1832 fertig, und ich sandte nun den „Soldatenfreund, ein Lesebüchlein für den preußischen Infanteristen", abermals durch den General v. Witzleben an den König, sowie direkt an die königlichen Prinzen, welche oft in den Theatervorstellungen mit mir sprachen und sich meines Eifers für den Soldatenstand freuten. Die Antwortschreiben derselben waren sämmtlich lobend und ermunternd und der König verlieh mir am 29. Mai 1832 die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Kaum hatte die Verbreitung bei den Regimentern begonnen, als die Bestellungen so massenhaft einliefen, daß die Auflagen rasch hintereinander folgten, ja einzelne derselben zu 20000 Exemplaren gemacht werden mußten.

Auch dieses Instruktionsbuch fand so allgemeinen Beifall, daß eine Umarbeitung für den Kavalleristen und eine für den Artilleristen nöthig wurde. Genug, es wurden bis zum Erscheinen des Instruktionsbuches vom Major (später Kriegsminister) Grafen Waldersee nach Ausweis der Versendungslisten nicht weniger als 211000 Exemplare dieses Soldatenfreundes für die verschiedenen Waffengattungen gedruckt und in der Armee verbreitet. Als dann die gleichnamige Zeitschrift meine ganze Thätigkeit neben der Bühne in Anspruch nahm, besonders aber, als das ungleich bessere und vollständigere Instruktionsbuch des Grafen Waldersee erschien, ließ ich keine neuen Auflagen mehr drucken und trat gern vor dem besseren zurück.

Der Zufall führte mir ein Heft des seit Anfang des Jahres 1833 in Paris erscheinenden „Journal de l'Armée" in die Hand, und augenblicklich stand die Idee, etwas Aehnliches für die preußische Armee, aber ausschließlich für den Unteroffizier

und Soldaten zu gründen, bei mir fest. — Der unerwartet glänzende Erfolg meiner Instruktionsbücher hatte mir bewiesen, daß ein Bedürfniß für dergleichen vorhanden sei, und mein stets wachsendes Interesse für die vaterländische Armee suchte nach Ausdruck und Befriedigung. Jetzt, wo ich im reiferen Mannesalter, wenige Tage nach meinem mit so reichen Ehren geschmückten fünfundzwanzigjährigen Jubiläum als Redakteur des Soldatenfreundes übersehe, wie dieser Gedanke zur That wurde, wie er Dauer gewann, und wie ich damals die Schwierigkeiten gar nicht kannte, die ich mit der Zeit zu besiegen haben sollte — erstaune ich über die Zuversicht und den leichten Muth, mit dem ich das Unternehmen begann. Wäre ich den gewöhnlichen Gang gegangen, hätte ich in geordnetem Wege die Konzession zur Herausgabe einer „Zeitschrift für den Unteroffizier und Soldaten" nachgesucht, so würde mein Lebensalter — ich zählte erst 27 Jahre — mein Stand und Beruf als Schauspieler und die Zeitstimmung bald nach der französischen, belgischen und polnischen Revolution wahrscheinlich unübersteigliche Hindernisse vor mir aufgethürmt haben. Aber nicht um diese zu vermeiden, — denn ich kannte sie damals noch nicht, — sondern im blinden Vertrauen auf das schon erfahrene Gelingen in ähnlicher Richtung ging ich den geradesten, darum kürzesten und bei dem Charakter König Friedrich Wilhelms III. besten Weg. Ich schrieb eine Probenummer, ließ sie drucken und ging mit dem eben aus der Presse gekommenen Blatte am 23. Februar abends zum General v. Witzleben, den ich, in Arbeit begraben, in seinem Studirzimmer fand. Mich möglichst kurz fassend, sagte ich, was ich wollte, und legte vor, wie ich es wollte. Der General schien nicht allein überrascht, sondern auch erstaunt über die Zwanglosigkeit meiner Prozedur, schüttelte den Kopf und hatte sofort die entschiedensten Bedenken gegen die Ausführbarkeit meiner Zeitung für den gemeinen Soldaten. Ungläubig warf er einen Blick auf die Probenummer, wurde aber schon auf der ersten Seite aufmerksam und las nun trotz

seiner mannigfach dringenden Arbeit die ganze Nummer bis zu Ende durch. Ich stand ängstlich harrend und den Ausdruck seines Gesichtes beim Lesen verfolgend; denn dem mächtigen Manne gegenüber kam mir mit einem Male mein Unternehmen gewagt und die ganze Sache wirklich bedenklich vor. Nach dem Lesen legte der General das Blatt vor sich auf den Tisch, sah erst einige Zeit vor sich hin, dann scharf und lange mir in die Augen, als wollte er in meinem Gesichte lesen, ob man mit mir wohl so etwas wagen könne, und sagte dann: „Schreiben Sie an Seine Majestät! Das Blatt werde ich einstweilen hier behalten. Guten Abend! jetzt habe ich viel zu thun. Aber das sage ich Ihnen, unbedenklich ist die Sache nicht!"

Damit war ich entlassen; aber ich ging sehr viel zweifelnder und weniger zuversichtlich, als ich gekommen war. Ich fühlte plötzlich, daß doch wohl Eifer und guter Wille für ein solches Unternehmen nicht ausreichen möchten, und fing nun erst an, meine vielleicht überschätzte Kraft zu prüfen. Ohne Vermögen, um die Kosten zu bestreiten, — ohne Mitarbeiter, — meiner Zeit nicht gewiß, weil gerade damals meine tägliche Beschäftigung auf der Bühne auffallend wuchs, — vor allen Dingen nicht selbst praktischer Soldat: — das alles schienen mir plötzlich unübersteigliche Hindernisse, während ich bis dahin geglaubt, sie spielend überwinden zu können. Ganz muthlos kam ich nach Hause und überlegte drei Tage lang, was ich denn wohl dem König schreiben könne, da mir der General doch schon gesagt, daß die Sache nicht unbedenklich sei. Meine Muthlosigkeit stieg aber, als ich nun erst den Rath befreundeter Offiziere einholte. Mehr oder weniger höflich in der Form des Zweifels, hielten sie es doch alle für vollkommen unmöglich, daß die Regierung die Erlaubniß zu einer Zeitung geben könne, die sich direkt an den gemeinen Soldaten wenden wolle, und gaben mir verblümt oder unverblümt zu verstehen, daß, wenn dergleichen einmal entstehen sollte, man schwerlich einen Schauspieler damit

beauftragen dürfte. Ich solle doch nur die Zeit bedenken, den revolutionären Geist, der sich überall kund gebe, die Besorgniß jeder Regierung, daß dieses Gift auch in die Armee Eingang finden könne; denn man vermochte — leider — sich damals gar keine Zeitschrift zu denken, die nicht auf irgend eine Art in das liberale Horn stieß.

Je wahrer das alles war, desto muthloser machte es mich. Der General v. Witzleben hatte aber gesagt: „Schreiben Sie an den König!" — Es mußte also geschrieben werden. Das geschah denn auch mit Zagen am 26. Februar, und am 10. März erhielt ich durch den General v. Witzleben die Antwort, daß:

„Seine Majestät der König den guten Sinn, welchen ich mit der Herausgabe eines nützlich belehrenden Wochenblattes für den Soldaten verbände, wohlgefällig anerkennen, diesem patriotischen Unternehmen gern Beifall ertheilen wolle und mich für das Uebrige an den Kriegsminister verweise",

also an denselben Mann, der mir dies auf Befehl des Königs schrieb.

So wenig ich gehofft, so froh machte mich diese nicht mehr erwartete Gewährung. Dankend eilte ich zum General, der mich lächelnd empfing und sagte: „Nun wollen wir einmal sehen, ob Sie meinem Vertrauen Ehre machen werden; aber vorsichtig müssen Sie sein und vor allen Dingen nicht zu eifrig. Damit Sie übrigens sehen, daß der König Ihr Blatt sehr aufmerksam durchgelesen hat, gebe ich Ihnen die Probenummer zurück; Seine Majestät haben selbst Korrekturen darin gemacht. Richten Sie sich auch für die Zukunft danach!"

Die Korrekturen von des Königs eigener Hand — ich bewahre das Blatt sorgfältig auf — waren im hohen Grade charakteristisch. Ich hatte bei der Nachricht, daß in Frankreich ein Truppendetachement in ein Dorf eingerückt sei, um die verweigerten Steuern einzutreiben, die Bemerkung gemacht:

„Wie mag es wohl kommen, daß in unserm Vaterlande solche Exekutionskommandos nicht vorkommen? Muß wohl darin liegen, daß bei uns die Steuern nicht zu hoch und die Unterthanen sich ihrer Pflicht besser bewußt sind, als in Frankreich."

Nachricht wie Bemerkung hatte der König gestrichen und dabei geschrieben:

„Danke für die gute Meinung. Könnte aber doch auch einmal bei uns vorkommen."

Bei einer Ordensverleihung hatte ich bemerkt:

„Das ist gewiß geschehen, weil —"

und nun zählte ich die mir bekannt gewordenen Verdienste des Dekorirten auf. Auch diese Stelle war bis auf die einfache Nachricht der Ordensverleihung gestrichen, und der König hatte dabei geschrieben:

„Wenn Ich bei jeder Ordensverleihung die Gründe angeben wollte, würde Ich es schon Selbst thun!"

Wieder hatte ich eine Lehre bekommen, daß man mit dem guten Willen und dem Eifer doch nicht ausreicht, und daß Takt auf die Dauer mehr werth ist.

Der Form wegen schrieb ich am 13. Mai an das Kriegsministerium und erhielt schon am 21. die Erlaubniß, einen Zensor und das Versprechen, daß das Ministerium den „Soldatenfreund" der Armee empfehlend bekannt machen werde.

Mit welcher unglaublichen Naivität ich bei der ganzen Sache zu Werke gegangen war, beweist meine Bitte, das Kriegsministerium möge mir erlauben:

„Mit Allerhöchster Genehmigung"

über den Titel zu setzen. Daß mir dies abgeschlagen wurde, versteht sich von selbst.

Ich mußte nun formaliter noch bei dem Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg um die Konzession einkommen, erbat und erhielt durch den General-Postmeister v. Nagler Porto-

freiheit für die Versendung und Korrespondenz und machte am 1. April 1833 die Probenummer bekannt, welche außerdem vom Kriegsministerium in 230 Exemplaren an die einzelnen Truppentheile versandt wurde.

Obgleich ich unter solchen Umständen mit gutem Muthe dem Erfolge entgegensehen konnte, war ich doch überrascht, daß gleich der erste Bestellungsbrief 70 Exemplare für das Grenadier-Regiment Kaiser Franz verlangte. Ging es in diesem Verhältnisse fort, so konnte das bis dahin nur gut gemeinte auch ein glänzendes Unternehmen werden, und so hing der Himmel denn voller Geigen. Statt mich aber nach Mitarbeitern umzusehen und überhaupt die Einleitungen zu treffen, wie spätere Erfahrung sie als unumgänglich nöthig lehrte, wollte ich alles allein machen, führte alle Listen, besorgte die ganze Korrespondenz, hätte gern auch die wöchentliche Versendung selbst besorgt und hatte gar keine Ahnung von der Umfänglichkeit und den Nothwendigkeiten eines solchen Unternehmens. — Mit dem Abonnement auf französische und englische Zeitschriften, mit dem Ankaufe der militärgeschichtlichen, organisatorischen und reglementarischen Bücher glaubte ich bei meinem Fleiße auszureichen und fing eben mit dem 1. Juli an. Es hatten sich nicht weniger als 2731 Subskribenten gefunden, und so ward denn die Auflage des ersten Vierteljahres mit 3000 Exemplaren gedruckt.

Was hätte ein spekulirender Redakteur mit einer solchen Abonnentenzahl anfangen können! — Wie reich hätte sich mit solchen Mitteln die Zeitschrift gestalten lassen! — Ueber das alles sollten mir erst später die Augen aufgehen, und ich sehe freilich jetzt ein, daß ich mich nicht so ausschließlich auf meine eigene Thätigkeit und Fähigkeit hätte verlassen sollen. Erst mit der fünften Nummer erhielt ich einen Beitrag, und auf lange hin blieb ich auf meinen eigenen Fleiß angewiesen.

Begreiflich und verzeihlich kamen auch Ungeschicktheiten vor. Die sämmtlichen Unteroffiziere einer Dragoner-Eskadron sandten

einen Nachruf ein, den sie an ihren zu einem andern Regimente versetzten Rittmeister richteten. Da er nur Dank, Liebe und Anhänglichkeit aussprach, so glaubte ich die Aufnahme dieses Nachrufs gerechtfertigt. Kaum war das Blatt erschienen, welches die Einsendung enthielt, so ließ mich der General v. Witzleben rufen und sagte mir, daß der König sehr erzürnt über den „Soldatenfreund" sei. Jener Rittmeister war vom König versetzt worden, weil seine Vorgesetzten unzufrieden mit ihm waren, und nun erklärten ihn die Unteroffiziere für einen überaus vortrefflichen Offizier. Ueberhaupt hätten Unteroffiziere nichts zu erklären, am wenigsten aber über Maßregeln ihrer Vorgesetzten, wenn auch in bester Absicht, ein Urtheil auszusprechen. Dergleichen kam nicht oft, aber es kam doch vor und bewies mir nur, daß ich doch wohl der eigenen Kraft zu viel vertraute.

Ein öffentliches Urtheil über das Blatt wurde nicht laut, hielt ich es doch sorgfältig jedem nicht militärischen Kreise fern; überhaupt vermied ich — so sonderbar das für eine Zeitung klingt — so viel als möglich die Oeffentlichkeit. Doch wurde, wie ich freilich bei meiner damaligen Abgeschiedenheit erst später erfuhr, die Erscheinung in der Armee viel besprochen, von der Mehrzahl zu ihrem Vortheil; aber die Ansicht einer großen Zahl höherer Offiziere, daß der Soldat gar nichts zu lesen brauche, stand ihr lange Jahre feindlich gegenüber.

Mit dem vielen Lobe stimmte es nun freilich wenig überein, daß gleich nach dem ersten Halbjahre die Zahl der Abonnenten von ca. 2800 auf 1400 herabsank, hatte aber in den Standesverhältnissen seine bald erklärte Ursache. — Hatten im Anfang z. B. beim Kaiser Franz Grenadier-Regiment 70 Abonnenten den Soldatenfreund gewollt, so zeigte sich sehr bald, daß ebenso gut ein Exemplar in der Kaserne für alle Leser ausreichte, da der Soldatenfreund ja keine Zeitung für tägliche Neuigkeiten war. Ferner war die Postnumerando-Zahlung des Abonnementsbetrages ein Hinderniß. Hätten die Feldwebel und Rechnungs-

führer den Betrag nach und nach in kleinen Raten abgezogen, so würde das keinem schwer gefallen sein. Nun sollte am Ende des Semesters mit einem Mal bezahlt werden, und das fiel manchem zu schwer. Da der Soldatenfreund ja in der nächsten Kasernenstube gehalten wurde, so brauchte man ihn in dieser nicht zu halten.

Ebenso erwuchs den Feldwebeln, Wachtmeistern und Rechnungsführern durch Einsammlung der Beträge, durch Korrespondenz und Anweisung des Geldes auf die General-Militärkasse allerlei Mühwaltung; kurz, es zeigten sich in der Praxis Hindernisse, die auch der nur gute Wille nicht vorhergesehen hatte.

Wem anders sollte ich diese niederschlagenden Erfahrungen klagen, als dem General v. Witzleben, der das Kindlein nun doch einmal aus der Taufe gehoben hatte. Es erfolgte von Seiten des Kriegsministeriums eine auf halbjährige Wirksamkeit gestützte, überaus glänzende Empfehlung an die Armee und die Zusicherung offizieller Mittheilung von Lebensrettungen und verdienstlichen Handlungen. Hin und her schwankend stieg und sank die Zahl der Abonnenten, doch ist für fünfundzwanzig Jahre die Durchschnittszahl 1000 anzunehmen, mit denen das Unternehmen sich eben erhalten ließ.

Nach den ersten Jahren des Bestehens fand sich auch Mitarbeit, namentlich für die Kriegsgeschichte, das Meiste aber für die Geschichte des Heeres selbst. In dieser Richtung wird der Soldatenfreund für alle Zeit eine reiche Fundgrube bleiben. Die Kritik war dem Soldatenfreund stets günstig. Die „Militär-Literatur-Zeitung“, die Darmstädter „Allgemeine Militär-Zeitung“, das „Journal de l'armée“, das „United Service Journal“ sprachen wiederholt nur Lob und Anerkennung aus.

Es fehlte nicht an Nachahmungen; keine aber hat sich erhalten. Gleich im ersten Jahre erschien in Stolp eine „Bellona“ von Delmanzo, der damit begann, nachzuweisen, daß der Infant Don Carlos eigentlich keine Rechte auf den spanischen Thron

habe. Ein solches Verkennen der Aufgabe eines Blattes für Unteroffiziere und Soldaten konnte keine Dauer haben. Später erschien am Rhein ein „Allgemeines Kriegs-Archiv", — dann in Württemberg eine „Illustrirte Soldaten-Post", — in Leipzig eine „Soldaten-Bibliothek", — viele auch mit Holzschnitten ausgestattet. — Nach kurzem Bestehen gingen sie wieder ein, ohne einen Einfluß auf die Verbreitung des Soldatenfreundes zu gewinnen. Die beste dieser Unternehmungen war der von Bernhardt in Stuttgart herausgegebene „Deutsche Soldat". Hätte er nicht eine vorzugsweise schleswig-holsteinsche Färbung und Tendenz gezeigt, so würde er den meisten Anspruch und die bestimmte Aussicht auf Dauer gehabt haben.

Mancherlei Schwierigkeit und Unannehmlichkeit riefen in den ersten Jahren die Zensurverhältnisse hervor. Mein Zensor war der Redakteur des Militär-Wochenblattes, damals General v. Wagener, und aus sehr erklärlichen Gründen kein besonderer Gönner des Soldatenfreundes. So sehr ich von der Ueberzeugung durchdrungen bin, — und jetzt nach fünfundzwanzigjähriger Erfahrung noch mehr als früher, — daß eine Zeitschrift, die sich an den Unteroffizier und Soldaten wendet, einer Zensur unterliegen muß, ebenso überzeugt bin ich, daß mancher Zensurstrich aus jener Zeit nur vexatorischer Natur war. Meine endlich nothgedrungene Beschwerde darüber wurde zwar abgewiesen und beschwichtigt, aber entweder bin ich nach dieser Zeit noch vorsichtiger geworden, oder mein Zensor war in der Stille angewiesen worden, weniger strenge gegen mich zu sein; kurz, nach dem dritten Jahre des Bestehens hatte ich keine Ursache mehr zu einer Beschwerde.

König Friedrich Wilhelm III. blieb bis zu seinem Lebensende ein regelmäßiger Leser des Soldatenfreundes, wenigstens sprach er jedesmal von dem Inhalte der letzten Nummer mit mir, wenn ich die Ehre hatte, von ihm angeredet zu werden; was jedesmal bei den sogenannten Palaisvorstellungen zu ge-

schehen pflegte. An anderer Stelle habe ich schon niedergeschrieben, daß auch Tadel und Zurechtweisung dabei vorkam; doch glaube ich, den besten Theil der Gnade des unvergeßlichen Monarchen gerade dem Soldatenfreunde verdankt zu haben.

Das Kriegsministerium hatte nach achtjährigem Bestehen der Zeitschrift gestattet, daß das Abonnement auf dieselbe aus den sogenannten „kleinen Kompagniegeldern" geschehen könne. Gewiß in der besten Absicht. Der Erfolg dieser anscheinend fördernden Maßregel war aber ein gerade entgegengesetzter. Waren früher einzelne Offiziere abonnirt, so hörte dies sofort auf, wo das Exemplar Eigenthum eines Truppentheils wurde und jeder das Recht hatte, es sich geben zu lassen. Der Soldatenfreund hatte vielleicht mehr Leser, als irgend eine andere Zeitschrift, aber gewiß auch weniger Abonnenten; denn es stellte sich nun die Praxis heraus, daß ein Exemplar pro Bataillon genügte. Zuerst wurde es in der Offizier-Speiseanstalt ausgelegt, dann zirkulirte es unter den Feldwebeln und Unteroffizieren, wurde dann den Soldaten in der Instruktions- und Unterhaltungsstunde von den Unteroffizieren vorgelesen und endlich als Bestand in der Bataillonskammer aufbewahrt. Das war ehrenvoll für mich und das Blatt, aber die Fortdauer desselben wurde dadurch in Frage gestellt.

Um diesen nicht von mir verschuldeten Zustand zu paralysiren, berichtete im Jahre 1842 der damalige Kriegsminister v. Boyen an den König, und nun wurde mir zugesichert, daß mir ein etwaiger Kostenausfall jährlich erstattet werden solle; was denn auch bis zum Jahre 1848 geschehen ist. Als indessen der Staat ein konstitutioneller wurde und eine solche Unterstützung möglicherweise Gegenstand einer Kammerverhandlung werden konnte, entsagte ich dieser Hülfe und konnte es, weil gerade zu dieser Zeit die Theilnahme sich wieder auffallend mehrte. Allerdings machte ich bei dieser Gelegenheit eine sehr niederschlagende Erfahrung.

Der damals dem Kriegsminister sehr nahe stehende Oberst v. Griesheim war aus noch jetzt nach seinem Tode unerklärten Gründen ein entschiedener Widersacher der 1848 neben dem Soldatenfreunde entstandenen „Wehr-Zeitung", und als diese eine vollkommen unabhängige und selbstständige Stellung behauptete, das Kriegsministerium aber sich über einzelne Artikel derselben beklagte, schrieb Oberst v. Griesheim an die Redaktion: „Wenn der rc. Schneider in dieser Richtung beharre, so werde man ihm die bis dahin für den Soldatenfreund bewilligte Unterstützung entziehen." Es verstand sich wohl von selbst, daß ich von diesem Augenblicke an jeder Hülfe von Seiten der Behörden für den Soldatenfreund entsagte und durch verdoppelte eigene Thätigkeit, durch Veränderung des Formats und sonstige Ersparniß das Fortführen der Zeitschrift ermöglichte. Glücklicherweise wuchs gerade im Jahre 1848 die Zahl der Abonnenten, weil der Soldat — von allen Seiten verhöhnt und vermieden — bei seinem langjährigen Freunde Trost und Ermunterung, auch Kampf gegen die Demokraten fand. So konnte ich denn die, mir noch jetzt unbegreifliche, aber schriftlich vorhandene Drohung des Obersten v. Griesheim sehr ruhig an mir vorübergehen lassen.

Dem Soldatenfreunde verdanke ich die Bekanntschaft, die Freundschaft und Achtung vieler Männer, deren Umgang zu meinen schönsten Erinnerungen gehört. — Ich danke ihm einen guten Namen in der ganzen preußischen Armee; denn da das Blatt bescheiden blieb, die ihm eng genug gezogenen Grenzen nicht überschritt und namentlich Tadel der Vorgesetzten — diese Klippe für alle erzählenden Militär-Schriftsteller — sorgfältig vermied, so versöhnten sich endlich auch diejenigen Offiziere mit ihm, welche gegen jedes Lesen des Soldaten waren. — Natürlich hatte ich auch mit Uebelwollen zu kämpfen, aber auch die Freude, es meist mit der Zeit zu entwaffnen.

Eines der peinlichsten Verhältnisse war das zu dem Obersten, späteren General, v. Decker, dem mit Recht berühmten Militär-

Schriftsteller. Als ich nach dem ersten Halbjahre merkte, daß auf die Länge bloßer Fleiß und vollends bloß eigene Produktion nicht ausreichen würde, schrieb ich an mehrere damals bekannte Militär-Schriftsteller, natürlich auch an den Obersten v. Decker, Kommandeur der 1. Artillerie-Brigade — anderweitig unter dem Dichternamen Adalbert vom Thale für Dramatisches und Novellistisches bekannt — und an den damals zuerst mit seinen köstlichen Soldatengeschichten auftauchenden Hackländer, bat um ihre Unterstützung meines gutgemeinten Unternehmens, und bemerkte dem letzteren, daß ich ihn aufmerksam machen müsse, wie der Soldatenfreund nie einen Vorgesetzten in den Augen seiner Untergebenen lächerlich machen dürfe, und wenn dies selbst in so geistreicher und fesselnder Art geschehe, wie er es in seinen prächtigen Soldatengeschichten gethan. Von beiden erhielt ich keine Antwort. Als ich aber mit dem Major Blesson bekannt wurde, der mit v. Decker und v. Maliszewsky zusammen die Militär-Literatur-Zeitung redigirte, erfuhr ich, daß der in Königsberg i. Pr. lebende Oberst v. Decker mein heftiger Widersacher sei und sich bei jeder Gelegenheit feindselig gegen mich und unfreundlich über meine Bestrebungen ausspreche. Als wahrscheinliche Ursache gaben mir seine besten Freunde an, daß er mich als einen Eindringling in seine Domäne betrachte.

Dagegen konnte ich denn freilich nichts thun und mußte das Unveranlaßte über mich ergehen lassen. Bald genug kam noch anderes hinzu. Oberst v. Decker hatte einst an der Tafel des Prinzen August, als wohlwollend über den Soldatenfreund gesprochen wurde, seiner Abneigung freien Lauf gelassen und besonderen Nachdruck darauf gelegt, wie es unverantwortlich sei, daß man einem Schauspieler gestatte, über und für die Armee zu schreiben, worauf der Prinz gesagt: „Aber, lieber Decker, Sie schreiben ja fürs Theater und sind doch Artillerist!“ Das hatte denn auf Kosten des Betroffenen ein schallendes Gelächter hervorgerufen, und auch dieses Gelächter konnte v. Decker mir

nicht vergessen. — Leider sollte ich ihm bald nachher noch mehr Gelegenheit zur Unzufriedenheit geben, obgleich abermals unbewußt und unabsichtlich. Als ich 1835 von Kalisch zurückkam (siehe den Abschnitt „Kalisch"), schrieb ich das damals viel gelesene und weitverbreitete Buch dieses Titels, ohne zu ahnen, daß Oberst v. Decker bald darauf ebenfalls ein Buch unter dem Titel: „Die Truppenversammlungen bei Kalisch" erscheinen lassen würde. Wie bei allen solchen Gelegenheitsschriften hatte der Zuerstgekommene in den Augen des Publikums Recht, und der Absatz war jedenfalls meinem Buche günstiger als dem seinigen. Später erfuhr ich, daß es in der monatlich stattfindenden Redaktionskonferenz für die Redakteure und Mitarbeiter der Militär-Literatur-Zeitung über diese beiden Bücher zu einer für v. Decker unerfreulichen Debatte gekommen war. Bei dem Vergleiche wurde meinem Buche der Vorzug gegeben und beschlossen, es günstig zu rezensiren, das v. Deckersche aber, obgleich der Verfasser einer der Redakteure der Militär-Literatur-Zeitung war, ganz mit Stillschweigen zu übergehen.

Daß durch alle diese Vorgänge der Oberst v. Decker mir nicht freundlicher gesonnen werden konnte, liegt auf der Hand.

Einige Jahre später entstand bei der 1. Artillerie-Brigade, durch Oberst v. Decker befördert, eine Art von Unterstützungskasse für Unteroffiziere, Bombardiere und Kanoniere. Als mir die Statuten bekannt wurden, schrieb ich einen anerkennenden Artikel darüber, in welchem ich besonders die mannigfachen Verdienste v. Deckers um die Armee hervorhob. Bald darauf erhielt ich, zum ersten Mal, einen Brief von ihm, in welchem er, allerdings nur in kühler, offizieller Schreibeweise, seinen Dank für den Artikel aussprach und vervollständigendes Material mitsandte. — Nun glaubte ich das Eis gebrochen, schrieb an ihn (Juni 1839) und bat aufs neue um seine Mitwirkung für den Soldatenfreund. „Nicht die gebieterische Noth treibt mich zu Deinen Füßen" — schrieb ich, denn was nun schon fünf Jahre

bestanden, werde auch länger bestehen, sondern die aufrichtige Verehrung für ihn, den ersten unserer Militär-Schriftsteller. Leider hätte ich die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß er mir und meinen Bestrebungen nicht wohlwolle; da ich mir aber bewußt sei, nichts gethan zu haben, um sein Uebelwollen zu verdienen, so koste es mich auch keine Ueberwindung, zum zweiten Mal als Bittender vor ihm zu erscheinen.

Abermals keine Antwort! — Einige Monate nachher begegnete ich meinem Freunde Blesson unter der Stechbahn; ein Artillerie-Offizier im einfachen Ueberrocke stand bei ihm. Als wir rasche Worte der Begrüßung wechselten, fragte jener Offizier plötzlich: „Ist das Dein Freund Schneider?" und auf die Bejahung rief er: „Kommen Sie her, Schneider, geben Sie mir einen Kuß. Sie sind ein prächtiger Kerl! Ich heiße Decker!" Damit war ein Freundschaftsbund geschlossen, der bis zu seinem Tode währte und von gegenseitiger Schätzung getragen wurde. v. Decker lernte mich kennen und wurde bald so vertraut, daß er sich sogar von mir eine Kritik gefallen ließ, die er sonst nicht leicht ertrug. Dies ging so weit, daß in meinem Hause die Korrekturbogen seines Werkes über „Algier" vorgelesen und nach dem Urtheil Blessons, v. Maliszewskys und dem meinigen verändert wurden.

Aehnlich wurde nach und nach mancher Widersacher zu einem Freunde, und fast immer konnte ich der Haltung des Soldatenfreundes dafür dankbar sein.

Das Jahr 1848 brachte seine Umgestaltung aus einer Wochenschrift in Quart mit unkolorirten Beilagen in eine Monatsschrift in Oktav mit kolorirten Lithographien. Das Wochenblatt ging verloren, wurde beschmutzt und durch unvermeidliche Fortsetzungen ermüdend; eine Unruhe war durch die politischen Begebenheiten in die Armee gekommen; die Versendung wurde schwierig, und die Form in Heften empfahl sich auch anderweitig. So entstand bei meiner Rückkehr von der Armee

in Schleswig und gleichzeitig mit der „Wehr-Zeitung" die Ausgabe in Monatsheften, in welcher Form der „Soldatenfreund" sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum im Jahre 1858 erlebte; ein seltener Fall für eine Militär-Zeitschrift und ein kaum gehoffter bei so beschränkter Tendenz! Nie ist der Soldatenfreund öffentlich von mir angekündigt worden, und nie hat er sich in die Oeffentlichkeit gedrängt, sondern immer nur in seinem engen Kreise gewirkt.

Wie viel Freude und Anerkennung ich an seinem fünfundzwanzigsten Geburtstage erfahren, das findet sich im ersten Hefte (Juli 1858) des 26. Jahrganges zusammengestellt. Die Veranlassung dazu verdanke ich dem Lieutenant v. Bülow vom 1. Garde-Regiment zu Fuß, damals Adjutant des Lehr-Infanterie-Bataillons, von welchem der Vorschlag an alle Truppentheile der Armee ausging, mir an diesem Tage ein Wort des Dankes und der freundlichen Gesinnung zu sagen. Ich erfuhr erst davon, als die betreffenden Schreiben bereits abgegangen waren, und erschrak mehr vor der Möglichkeit des Mißlingens, die in militärischen Verhältnissen bei der Ungewöhnlichkeit der Demonstration sehr nahe lag, als ich mich über die Ehre freute. Es mißlang aber nicht, und die Sammlung von Zuschriften aus der Armee, welche mir wurden, bleibt für mich und meine Familie das schönste Denkmal langjährigen Strebens. Die meisten heben allerdings auch meine Wirksamkeit für die Armee gegen die Revolution durch die „Wehr-Zeitung" heraus, und dieser verdanke ich vielleicht mehr als dem „Soldatenfreund" jene übereinstimmend freundliche Gesinnung. Auch der Prinz von Preußen erließ in Stellvertretung Seiner Majestät des Königs eine Kabinets-Ordre an mich, in welcher es heißt:

Ich finde Mich veranlaßt, Ihnen bei dieser Gelegenheit auszusprechen, daß Ich dem Eifer, mit welchem Sie unausgesetzt bestrebt waren, die Zwecke des „Soldatenfreundes" zum

Besten Meiner Armee zu fördern, Meinen Beifall gern zu Theil werden lasse.

Baden-Baden, den 6. Juli 1858.

Im Allerhöchsten Auftrage Seiner Majestät des Königs.

Prinz von Preußen.

Ich führe diese Kabinets-Ordre hier wörtlich an, da ich weder im Soldatenfreunde sie abgedruckt, noch sonst etwas zu ihrer Bekanntwerdung gethan habe. Sie ist aber der ehrendste Schluß für meine Erinnerungen nach dieser Seite meiner Thätigkeit hin. Mit meinem Willen trennt mich nur der Tod von der Weiterführung des Soldatenfreundes!

Geschrieben im Juli 1858.

Im Palais König Friedrich Wilhelms III.

Zu den glücklichsten Erfahrungen meines Lebens kann ich die vielfältigen Beweise von Gnade und Wohlwollen zählen, deren mich des Hochseligen Königs Majestät während der ganzen Zeit würdigte, in welcher ich die Ehre hatte, bei mannigfacher Bestrebung von dem unvergeßlichen Monarchen bemerkt zu werden. Wer hätte den mild-ernsten, gerechten und ehrfurchtgebietenden Hochseligen Herrn gekannt und wäre nicht stolz darauf, wenn er sich sagen darf: Friedrich Wilhelm III. war mit deiner That oder mit deinem Worte zufrieden.

Der Zufall wollte, daß ich dem Hochseligen Herrn — so nennt ja das Volk noch heute in rührender Anhänglichkeit und zugleich, wie treffend! des Hochseligen Königs Majestät — öfter nahen durfte und aufmerksamer beobachtet wurde, als andere in meinen damaligen Verhältnissen. Das erste Mal, wo mein Name ihm genannt wurde, versprach allerdings nicht viel Erfreuliches und hätte mich vielleicht ein für allemal um seine gnädige Gesinnung bringen können, wenn ich nicht aus vollkommener Unwissenheit und aus bester Absicht gefehlt.

Schon in frühester Jugend hatte ich eine außerordentliche Vorliebe für den Soldatenstand und konnte die Zeit nicht erwarten, wo das Gesetz mir den Eintritt in die Armee gestattete. Mit dem siebzehnten Geburtstage meldete ich mich mit Erlaubniß

meiner Eltern, denen es ganz lieb war, daß ich die gesetzliche Dienstzeit so früh wie möglich abmachte, um später in meiner Laufbahn nicht gehindert zu sein, zum Eintritt als Volontär in das Garde-Schützen-Bataillon, wurde von dem Kommandeur desselben, Major v. Tilly, der 2. Kompagnie unter dem Kapitän v. Mitzlaff überwiesen und fand mich pünktlich am befohlenen Einkleidungstage in der Garde-Schützenkaserne am Schlesischen Thore ein.

Dem Unteroffizier Fleuty für seine Korporalschaft überwiesen, erhielt ich einen Burschen zum Putzen der Büchse und des Lederzeuges, Droz premier, einen bereits mit verschiedenen Hunden gehetzten Neufchateler, und wurde nun unter Beitreibung kleiner Entschädigungssummen, „payer la goutte“ und „faire briller la buffleterie“ genannt, von dem Kapitän d'armes eingekleidet.

Damals wurden noch sogenannte „Exerzirhosen“ aus etwas grobstoffigem Drillich getragen, die bei jeder Wäsche 1—1½ Fuß einliefen und deshalb etwas länger als gewöhnliche Menschenbeine geliefert wurden. Um sie daher nur tragen zu können, mußte man sie unten umkrempen, und da ich weder damals noch jetzt mich einer ansehnlichen Leibesgröße erfreute, so wuchs diese Umkrempelung bei mir zu einem wirklich bedrohlichen Umfange.

Droz I. erhielt den Befehl, meine Civilkleidungsstücke in meine Wohnung Französische Straße Nr. 48 zu tragen, dagegen Büchse und Lederzeug an sich zu nehmen, bis das Exerziren mit denselben beginnen würde. Der Gedanke, ohne Büchse, Hirschfänger und Patrontasche vor meinen Eltern zu erscheinen, hatte für meine junge soldatische Begeisterung etwas so Niederschlagendes, daß ich sofort mit Droz I. unterhandelte und ihn auch gegen ein abermaliges „payer la goutte“ dahin brachte, daß er mich in vollständiger Ausrüstung in jenen wulstartigen Drillichbeinkleidern, mit noch unbeschnittenem Kopfhaar und behängt wie ein Gewehrständer in der Kompagniekammer, allein

gehen ließ, während er das Trinkgeld erst zweckentsprechend zu verwenden suchte und dann die Civilkleider Nachmittag zu bringen versprach. Stolz ging ich nun die Köpenicker Straße hinab, schlug aber keinesweges den nächsten Weg nach der Französischen Straße, sondern den durch die Roßstraße, Breite Straße, am Schlosse und an der Königswache vorbei ein, um mich auf diesem Umwege möglichst vielen meiner Bekannten zu zeigen. Natürlich hatte ich keine Ahnung davon, wie ungeheuer lächerlich ich ausgesehen haben muß, und kam in vollster Unbefangenheit auch bis an das Zeughaus. Hier überkam mich aber zum ersten Mal der Gedanke, daß ich doch eigentlich noch jeder militärischen Ausbildung entbehre; denn ich sah auf der Rampe des königlichen Palais den bekannten einfachen zweispännigen Wagen vorfahren und hörte die Königswache gegenüber „Heraus!" rufen. Es war die Zeit der gewöhnlichen täglichen Spazierfahrt des Königs, und es fiel mir zentnerschwer auf das Gewissen, daß der Soldat Honneurs vor seinen Vorgesetzten machen müsse. Und daß der König unbedingt zu diesen Vorgesetzten zählen durfte, war mir plötzlich zum Erschrecken klar.

Was hatte ich aber zu thun? — Jedenfalls das Beste, was man machen kann, gehört dem Könige! Ich lief also spornstreichs an die Rampe, während der König einstieg, und präsentirte die Büchse, da ich drüben bei der Königswache Anstalt dazu machen sah. Ich hatte mich so weit wie möglich herausgereckt und stand nach meiner Ueberzeugung außerordentlich imposant da, war also nicht wenig erstaunt, als der König mit einem sehr strengen Blicke mich ansah und sich sogar noch aus dem Wagen bog, um mich anzusehen, wobei ich ein Kopfschütteln zu bemerken glaubte. Noch befremdlicher und ängstlicher wurde mir zu Muthe, als sich gleich darauf auch der Flügel-Adjutant an der andern Seite des Wagens herausbog und nach mir zurücksah, hatte aber noch immer keine Ahnung von der unglaublichen Dummheit, die ich begangen.

Trotz des anscheinend nicht ganz günstigen Eindruckes, den ich gemacht, ging ich ungemein selbstzufrieden erst noch die ganzen Linden hinauf, dann beim Schauspielhause vorbei, wo ich bei den gerade noch versammelten Schauspielern einen theils wehmüthigen, theils imponirenden Effekt hervorbrachte, und dann erst nach Hause. Die Aufklärung sollte mich am folgenden Morgen desto unerfreulicher ereilen.

Von 6 bis 10 Uhr hatte ich bereits exerzirt, als ich den Bataillons-Adjutanten aus der Kaserne auf den Hof eilen und die Feldwebel zusammenrufen sah. Es wurde heftig gesprochen. Die Feldwebel stoben auseinander und der von der 2. Kompagnie gerade auf den Unteroffizier Fleuty zu, der uns eben unter dem Vorwande, uns die Gelenke lose zu machen, das linke Bein in räthselhaft zappelnder Bewegung umherschwenken ließ. Diese ungemein ausbildende Bewegung wurde durch die unfreundliche Aeußerung des Feldwebels unterbrochen: „Wer ist denn der Himmelhund von Volontär gewesen, der gestern mit umgekrempelten Hosen, unbeschnittenem Hinterhaar und vollständigem Lederzeuge beim königlichen Palais vorbeigegangen?“ — Mit großer Zutraulichkeit erwiderte ich, daß meine Wenigkeit sich dieses Vorzuges erfreut habe, und nun brach ein Gewitter über mich herein, wie es mir in meinen späteren militärischen Verhältnissen nicht wieder vorgekommen ist. Das Corpus delicti der umgekrempelten Hosen fand sich noch an meinem Körper vor, die Haare waren aber bereits unter der Scheere von Droz I. gefallen, ehe das heutige Exerziren begann. Der Feldwebel befand sich in einer händeringenden Stimmung und rief, während er mich zum Kapitän führte, wiederholt: „Muß denn die 2. Kompagnie das Unglück haben, durch so ein Bund Flicken, wie dieser Volontär, einen direkten Wischer von Seiner Majestät dem Könige zu kriegen? — Na warten Sie nur, Ihnen soll Ihr Brot schon gebacken werden!“ — Unter diesen einleitenden Worten ging es zum Kapitän, der mich im wesentlichen nicht

viel freundlicher anblies, dann zum Adjutanten, der die Unterhaltung in entsprechender Weise fortsetzte und mich dann zum Major v. Tilly brachte, vor dessen Thür bereits der Feldwebel, Unteroffizier Fleuty, der Kapitän d'armes und mein Bursche Droz I., sämmtlich in unbehaglichster Stimmung, versammelt waren. Im schönen Verein betrat diese Gruppe vaterländischer Krieger das Zimmer des Herrn Oberstwachtmeisters, und es erfolgte nun ein Verhör, in dessen Verlauf ich einsehen lernte, was ich eigentlich begangen. So unangenehm dem Major v. Tilly die direkt durch den Flügel-Adjutanten ergangene Anfrage und der darin liegende Verweis auch war, so mußte er doch bei Erzählung des Herganges lachen, als ich dabei blieb, ich hätte mir gedacht, der König müsse doch das Beste haben! So viel ging aus dem Verhör ganz unzweifelhaft hervor, daß ich bei der ganzen Geschichte ganz unzurechnungsfähig sei; ich kam also ohne Strafe davon. Dagegen wanderte Droz I. in Arrest, der Kapitän d'armes und der Unteroffizier Fleuty wurden hart angelassen und sonst noch allerlei unerfreuliche Bemerkungen verlautbart, die leider nicht dazu dienten, um mich als einen angenehmen Zuwachs für die Kompagnie erscheinen zu lassen.

Waren die Rüffel und Nasen schon in aufsteigender Linie vom Kasernenhofe bis in das Zimmer des Bataillons-Kommandeurs beängstigend gewesen, so wurden sie in absteigender Linie wieder bis in den Kasernenhof zurück geradezu niederschmetternd, und die Wirkung zeigte sich zunächst darin, daß Unteroffizier Fleuty meine bisherige Ausbildung bereits für mangelhaft erklärte und mich einem Exerzir-Gefreiten zum Nachexerziren übergab, der mich denn auch in einen öden Winkel hinter der Kaserne führte und mich mit unglaublichem Eifer einsam und unbemerkt bearbeitete. Indessen: „il y a des accommodements avec les Exerzir-Gefreiten“, und als ich in den Pausen bereits zweimal geäußert hatte, daß ich über den Begriff des „payer la goutte“ nicht mehr im Unklaren sei, bemerkte er Fortschritte bei mir,

führte mich aus der Sonnenhitze in eine schattige Stelle und übte hauptsächlich: „Stillstehn!" um aus dieser Stellung in das „Rührt Euch!" übergehen zu können.

In etwas gedrückter Stimmung kam ich nach Hause und erzählte meinem Vater, was mir begegnet, und dieser theilte den Hergang am Abende im Hause des General v. Witzleben, später General-Adjutanten Seiner Majestät, mit. Auf diesem Wege erfuhr der König, daß ich jener verhängnißvolle Volontär gewesen; wenigstens reime ich mir es so zusammen, weil mir sonst unerklärlich wäre, wie der König es erfahren.

Daß der König es erfahren, ging aus folgendem Vorfalle hervor.

Beim Herbstmanöver kam das Garde-Schützen-Bataillon in der Nähe von Kohlhasenbrück in Biwak. Die Beeke schied beide Korps, und entlang dieses Flüßchens dehnten sich die Vorposten aus. Wir lagen dem Dorfe Stolpe gegenüber in einem geräumigen Grunde zwischen tannenbewachsenen Hügeln, und ich ruhte mich nachmittags 3 Uhr von den ungewohnten Anstrengungen eines Marsches von drei Meilen und des Manövers zwischen Zehlendorf und Machenow aus, als plötzlich besonders dringend und eilig nach dem Volontär Schneider von der 2. Kompagnie gerufen wurde. Der Ruf klang so drohend durch das ganze Biwak, als wäre das größte Unglück geschehen, und von Hand zu Hand wurde ich vor das bereits aufgeschlagene Zelt des Majors geführt, der mich bereits erwartete und mit der sonderbaren Frage anredete: „Kennen Sie den König?"

„Zu Befehl, Herr Oberstwachtmeister!"

„Das heißt, ich meine, kennt Seine Majestät Sie?"

„Das weiß ich nicht, Herr Oberstwachtmeister, vielleicht vom Theater her; sonst wüßte ich nicht, wie Seine Majestät mich kennen sollten?"

„So! Aber der König will Sie sprechen!"

„Mich? — es ist wohl nicht möglich."

„Ich begreife es auch nicht; aber ziehen Sie sich ordentlich an und melden Sie sich in Kohlhasenbrück!"

Zum Bataillons-Adjutanten gewendet fügte der Major noch hinzu:

„Sorgen Sie, daß der Volontär ordentlich angezogen ist!"

Damit wurde ich entlassen oder vielmehr den Händen derer überantwortet, die für meinen ordentlichen Anzug verantwortlich gemacht worden. Die Uniform wurde mir am Leibe ausgeklopft, eine Knopfgabel versetzte die zusammengeschobenen Knöpfe in einen wahrhaft blendenden Zustand, die ganze Korporalschaft polirte an einzelnen Stücken umher, die Haare wurden hinten bis auf das äußerste Minimum über der Kopfhaut beschnitten, zwei Seitenlocken, im Bataillon damals „Crochets" genannt, mit Wasser glänzend gemacht und zwischen Schirm und Schuppenkette des Czakos kokett hervorgedreht, der Tornister so fest in den Brustriemen geschnallt, daß Droz I. mir das Knie in den Rücken setzte, um die Trageriemen hinten recht fest anziehen zu können, und nun setzte ich mich, vom Unteroffizier Fleuty geführt, von Bürstenstrichen und Staubabpusten begleitet, nach dem kleinen Försterhause von Kohlhasenbrück in Bewegung.

Auf der Brücke vor demselben standen wir still; denn wir sahen, wie Seine Majestät der König, umgeben von vielen Generalen, eben vor dem Hause Kaffee trank. Mein Unteroffizier wußte offenbar nicht recht, was er thun sollte; da ich aber den General v. Witzleben in der Nähe des Königs stehen sah, so machte ich ihn aufmerksam, daß der Herr mich persönlich kenne, und daß er mich nur bei diesem melden solle. Das geschah denn auch; der General kam zu mir auf die Brücke, sah mich von Kopf bis zu Fuß an und sagte, ich möchte nur dreist antworten, was der König mich fragen werde; dann schien er Seiner Majestät zu melden, daß ich da sei.

Etwa zehn Minuten nachher, während welcher mir Fleuty noch eine bedeutende Quantität von Verhaltungsregeln zuge-

flüstert, kam der König vom Hause her auf die Brücke zu, das Auge auf uns beide geheftet. Das Herz schlug mir hörbar vor Spannung und Erwartung, und auch der bärbeißige Unteroffizier Fleuty, der Schrecken des ganzen Köpenicker Viertels, gestand mir bei dem Rückmarsch in das Biwak doch, daß ihm ganz sonderbar zu Muthe gewesen sei, wie der König so gerade auf uns zugekommen. — Von den Herren, die mit Seiner Majestät kamen, kannte ich außer dem General v. Witzleben nicht einen einzigen und ließ mir auch gar keine Zeit, einen anzusehen; denn ich stand ja zum ersten Male Angesicht zu Angesicht vor dem Könige, dessen Namen ich in meinem elterlichen Hause nie anders als mit der höchsten Ehrfurcht hatte aussprechen hören.

„Sohn des Musikdirektors Schneider?"

„Zu Befehl, Eure Majestät!"

„Beim Theater?"

„Zu Befehl, Eure Majestät!"

„Erinnere mich. Den Elamir in der Oper „Axur" und im „Obersten" den Kellner! — — Noch sehr jung?"

„Siebzehn und ein halb Jahr, Eure Majestät!"

„Wird hoffentlich die Stimme nicht verderben, das Dienen! — Der Vater ist ein sehr braver Mann, — hoffentlich immer gut aufführen! — Schon instruirt?"

„Zu Befehl, Eure Majestät. Wacht-, Garnison- und Felddienst!"

„So. — Na, dann werden Sie nun wohl schon wissen, daß man im Vorbeigehen nicht die Büchse präsentirt. — Hosen sind Ihnen wohl anfangs zu lang gewesen? — Werde mich beim Major v. Tilly erkundigen lassen, ob er mit Ihnen zufrieden ist."

Nun nickte der König mit dem Kopfe, wendete sich um und sprach, zum Hause zurückgehend, mit den Herren seiner Umgebung. Der General v. Witzleben nickte mir verstohlen freundlich zu, Fleuty kommandirte: „Kehrt!" — „Gewehr über!" — „Marsch!" —

und ob wir gleich durch tiefen Sand in das Biwak zurückwateten, so war mir doch auf dem Rückwege viel leichter ums Herz, als auf dem Hinwege. Ich wurde direkt zum Bataillonskommandeur gebracht, dem ich Wort für Wort wiederholen mußte, was Seine Majestät gesagt, worauf Fleuty alle geschehenen Fragen und Antworten zu bestätigen hatte. Am Schlusse der Audienz fragte der Major noch, ob Seine Majestät nichts über das Bataillon geäußert, was ich mit gutem Gewissen verneinen konnte. Im Biwak bei den Kameraden wurde ich mit ganz besonderer Ehrfurcht betrachtet. Der König hatte sich einen Volontär kommen lassen, das war eine ganz besondere und unerhörte Begebenheit, die zu den außerordentlichsten Kombinationen Veranlassung gab. Ich antwortete auf die von allen Seiten einstürmenden Fragen bald nur noch mit halben Worten, — gab zu verstehen, — ließ ahnen und wurde dadurch nur noch wichtiger und mein dunkles Verhältniß zur höchsten Person im Staate nur noch dunkler.

Das war das erste Mal gewesen, wo der Hochselige Herr das Wort an mich gerichtet hatte. Später, als fast jeden Montag im Winter auf dem Theater im Palais der königlichen Prinzessinnen eine Theatervorstellung stattfand, sollte ich öfter die Freude haben. Es durften dort nur solche Mitglieder der königlichen Bühne auftreten, die dem Könige persönlich nicht unangenehm waren. Kam ein neuengagirtes Mitglied zum ersten Male dorthin, so wurde, wie es mir schien, genau Acht gegeben, ob Seine Majestät mit ihm sprach, oder sich beifällig über dasselbe äußerte. Geschah dies nicht, so erhielt solch ein Schauspieler später gewiß keine Rolle in einem Stücke, das allenfalls wohl auf dem Palais gegeben werden konnte. Schuldenmacher oder Personen, die dem Könige durch allerlei Immediat-Eingaben lästig wurden, besonders aber solche, deren bürgerliches und sittliches Betragen nicht ganz makellos war, erschienen nie auf dem Palais, und wurde eine Rolle, die sich vorzugsweise für sie

eignete, lieber weniger gut besetzt, was oft genug Anlaß zu Klagen und Beschwerden gab.

Als ich im Jahre 1832 zum ersten Male in einer Theatervorstellung bei Hofe beschäftigt war, hatte ich das Glück, daß Seine Majestät während der Probe auf mich zukam und mit mir redete. Es war nur von dem Stücke und von dem guten Spiel der Darsteller die Rede, von dem sich der König für den Abend viel Vergnügen versprach. Der Zufall wollte, daß ich nach der Probe in einer Fensternische des neben dem Theatersaale liegenden sogenannten „blauen Zimmers" stand, als der König abermals an mir vorüber ging, stehen blieb und nun auf das freundlichste mit mir über das kleine, von mir herausgegebene Instruktionsbuch für den gemeinen Soldaten sprach, dessen Empfehlung und Verbreitung in der Armee der Kriegsminister auf Befehl des Königs angeordnet hatte. Seine Majestät erkundigte sich, ob ich schon recht viele Exemplare davon verkauft hätte, und freute sich sichtlich, als ich damals schon die Zahl von über 30000 nennen konnte, deren Ertrag an die Invalidenkasse abgeliefert wurde. Da der König auffallend lange und allein in jener Fensternische mit mir gesprochen hatte, so gratulirte mir der Hofrath Esperstedt zu der Aussicht, daß ich nun öfter auf dem Palais spielen würde, und instruirte mich zugleich, ich solle mich abends, wenn ich gespielt hätte, nur recht rasch ausziehen, Toilette machen und mich dann in das blaue Zimmer stellen, von wo wir zum Souper abgeholt wurden. Da komme Seine Majestät gewöhnlich hin und habe es gern, daß die Personen dort ständen, die gespielt hätten.

Jedesmal hat nachher der König mit mir im Theatersaale von Theater-Angelegenheiten und dann in der Fensternische des blauen Zimmers von militärischen Dingen gesprochen. In Gegenwart meiner Kollegen erwähnte der König nie meiner Schriften für das Militär, und in der Fensternische wurde nie ein Wort vom Theater gesprochen. — Als ich in dem Jahre 1833 ange-

fangen hatte, den „Soldatenfreund“ herauszugeben, war jene Fensternische jedesmal der Ort, wo ich Lob oder Tadel hörte, den letzteren nie ohne Belehrung oder Anleitung, wie ich es besser machen müsse. Die Verschiedenheit der Oertlichkeit für die Gegenstände, welche der König berührte, trat mir bei folgender Gelegenheit am auffallendsten hervor.

Bei den Herbstmanövern des 7. Armeekorps bei Salzkotten im Jahre 1836 hatte ein Wehrreiter des 1. Bataillons (Weselschen) des 17. Landwehr-Regiments ein Gedicht gemacht, in welchem er auf die harmloseste, poetisch freilich ungeschickte Weise seinen und seiner Kameraden Jubel über den gelungenen Vorbeimarsch seiner Eskadron bei der großen Parade aussprach. Ein Offizier des Bataillons theilte es mir mit, indem er es einen Beweis des vortrefflichen Geistes nannte, der im Weseler Bataillonsbezirk herrsche. Mit dem Drucke im Soldatenfreund hätte ich dem Dichter einen schlechten Dienst erwiesen, doch erfreute es mich, als ein frischer, fröhlicher Erguß eines Soldaten, der durch einen gelungenen Parademarsch zum Dichter begeistert werden konnte! Der Zufall wollte, daß ich das Gedicht in dem Augenblicke erhielt, als ich zur Probe einer Montagsvorstellung im Palais der königlichen Prinzessinnen gehen wollte. Ich steckte es zu mir, und als der König in der Fensternische des blauen Zimmers wieder vom Soldatenfreunde zu sprechen begann, erkühnte ich mich, das erhaltene Gedicht zu erwähnen und es zu überreichen. Der König nahm es und versprach, es anzusehen. Am Abend stand ich nach beendeter Vorstellung unter allen Kollegen im blauen Zimmer, aber am Ofen, weil jene Fensternische von anderen Personen besetzt war. Als der König in das Zimmer kam und mich am Ofen sah, mitten unter den Kollegen, trat er, nachdem er sich mehrmals umgeblickt hatte, in die Fensternische, wodurch die dort Stehenden zurückwichen. Nun rief Seine Majestät laut: „Herr Schneider!“ und ich eilte natürlich auf den bekannten Standpunkt. Der König sagte, als sich alle auf dies unzwei-

deutige Zeichen zurückgezogen hatten: „Habe das Gedicht gelesen. Gute Gesinnung! Aber nicht drucken lassen, sonst den armen Menschen lächerlich machen. — Sich mal erkundigen, was das für ein Mensch ist? — Möchte ihm im Stillen eine Freude machen. Aber nicht viele Präambula. — Ob er arm ist, oder wohlhabend? Aber auch keine großen Hoffnungen machen! Vielleicht raucht er — oder schnupft? Aber nicht viele Präambula!“

Voller Freude, dem ganz unbekannten Landwehrmanne zu einer Anerkennung seines königlichen Herrn zu verhelfen, die er gewiß nicht ahnen konnte, schrieb ich direkt an das Bataillonskommando, erzählte den Hergang und bat um gefällige Mittheilung über die Lebensverhältnisse des Mannes, der beiliegend abgeschriebenes Gedicht gemacht. Umgehend erhielt ich Antwort:

Es sei der Sohn eines sehr wohlhabenden Bauern ganz nahe bei Wesel, der stets sein eigenes Pferd zur Landwehrübung stelle und schon mehrere derselben freiwillig mitgemacht habe. Uebrigens rauche er sehr stark, schnupfe aber nicht.

Mit solcher Auskunft bewaffnet, erwartete ich die nächste Vorstellung bei Hofe und berichtete nun in der Fensternische, was ich in Erfahrung gebracht. Der König antwortete gar nichts, sondern sagte nur beim Weggehen:

„Sich hoffentlich doch nicht auch haben täuschen lassen!“

Weiter habe ich von Seiner Majestät selbst über die Sache nichts gehört und glaubte schon alles in Vergessenheit gerathen, als ich fast nach Jahresfrist von demselben Offizier, der mir das Gedicht gesandt, die Nachricht erhielt, daß Seine Majestät der König jenem Landwehrmann eine silberne Tabakspfeife*) mit dem Bilde des Königs auf dem Deckel zu schenken geruht, daß der Bataillons-Kommandeur das Offizierkorps zusammen

*) Eine silberne Tabakspfeife hat es wohl nie gegeben. Offenbar war eine Pfeife mit silbernen Beschlägen und dem Porträt des Königs auf dem Porzellankopf gemeint.

berufen und mit diesem auf den Hof des Bauern gegangen sei, dessen Sohne dieser Beweis königlicher Gnade bestimmt war. Dort sei dem aus den Wolken gefallenen Dichter die Pfeife mit aller möglichen Feierlichkeit übergeben worden.

„Uebrigens“ — hieß es in dem Briefe weiter — „ist Ihnen das Bataillon nicht besonders verbunden für alle die Nasen, die es vom Brigade-, Divisions- und Korps-Kommando bekommen hat, daß es sich unterstanden, direkt in Korrespondenz mit des Königs Majestät zu treten. Da Gedicht und Pfeife nicht den geordneten Instanzenweg gegangen waren, so gingen die dienstlichen Nasen ihn durch Korps, Division und Brigade desto reichlicher.“

Ein anderer Vorfall trug mir eine ungemein gnädige Aeußerung des Hochseligen Königs ein.

Im November des Jahres 1838 langte in Berlin eine vollständige kaiserlich russische Garde-Batterie, aus acht ½ pudigen Einhörnern bestehend, als ein Geschenk Seiner Majestät des Kaisers von Rußland an. Die 44 Mann der Bedienung, unter Kommando des Obersten v. Staël-Holstein, wurden auf königlichen Befehl festlich bewirthet und Sonntags den 18. November auch nach Potsdam geführt, um hier in der griechischen Kirche der Kolonie Alexandrowska dem Gottesdienste beizuwohnen. Abends erhielten sie freien Eintritt in das Theater, wo das Vaudeville „Fröhlich“ und ein kleines Ballet gegeben wurde. In der Hauptrolle des Vaudevilles hatte ich als ein alter Major aus den Freiheitskriegen zu erscheinen, und benutzte die sich darbietende Gelegenheit einer Scene zwischen dem Schauspieler Wauer und mir zu einer Improvisation, um das Interesse der stumm und in strengster militärischer Haltung den zweiten Rang füllenden russischen Artilleristen, die natürlich kein Wort von dem deutschen Vaudeville verstanden, zu erregen.

„Erinnerst Du Dich wohl, Degen, als unser Regiment bei Groß-Görschen den harten Stand mit den vier französischen

Bataillons hatte, und wie uns da plötzlich leichter ums Herz wurde, als die schwere russische Batterie heranrasselte, neben uns abprotzte und uns die Kerle vom Halse hielt? — Es ist mir noch wie damals, als wir das russische Kommando hörten: „Battareja Maarsch!“ — „Ruizija!“ — Galopom!“ — „Stoi!“ — „Kartetschami!“ — „Pali!“ —

Auf das erste Kommando sah man es plötzlich wie der Blitz unter die bis dahin antheillos sitzenden Russen fahren. Sie wußten nicht, was das bedeuten sollte, und als die Augen des ganzen Publikums sich auf sie richteten, auch der König sich aus der Loge vorbeugte, um die Wirkung dieser unerwarteten Worte zu sehen, standen sie auf, rückten sich das Lederzeug zurecht, und als ich auf der Bühne fortfuhr:

„Was meinst Du, Degen, wenn wir so eine russische Batterie heutzutage wieder sähen, würden wir nicht auch rufen, wie wir damals gerufen haben: Hurrah!“ da stimmten in dieses Hurrah nicht allein die Russen, sondern auch das ganze Publikum ein, so daß eine allgemeine Aufregung entstand und das Vaudeville in der fröhlichsten Stimmung zu Ende ging. Der König ließ mir durch den General-Intendanten der königlichen Schauspiele, Grafen v. Redern, sagen, daß die Improvisation eine sehr gelungene gewesen sei, und wiederholte am Tage darauf in Berlin auf der Bühne im Zwischenakte diese für mich hoch erfreuliche Anerkennung, wobei mir die Aeußerung unvergeßlich ist:

„Habe wohl bemerkt, daß Sie kein Stück machen, wo Sie nicht der Armee und dem Soldatenstande überhaupt Gerechtigkeit widerfahren lassen! — So fortfahren! Die Leute vergessen heutzutage gar zu gern, was sie der Armee schuldig sind. Freut mich, daß Sie es ihnen jederzeit aufs Butterbrot geben!“

Bei Anwesenheit Ihrer Majestät der Kaiserin von Rußland, im Oktober 1834, gab ich am 11. jenes Monats in Potsdam eine musikalische Abendunterhaltung im dortigen königlichen

Schauspielhause, deren Reinertrag mit 22 Stück Friedrichsd'or, 24 Stück Dukaten und 122 Thaler Courant an die Abtheilung für das Invalidenwesen im Kriegs-Ministerium abgeliefert wurde. In dieser Abendunterhaltung hatte ich es gewagt, das damals noch neue Preußenlied von Thiersch und Neithardt auf das Programm zu setzen, obgleich ich sehr wohl wußte, daß der König dergleichen öffentliche Huldigungen nicht liebte und wohl gar das Theater verließ, wenn unerwartet Aehnliches geschah. Der Sänger Zschiesche sang das Lied aber so vortrefflich, die Sänger des 1. Garde-Regiments zu Fuß unterstützten ihn so wirksam, und der Inhalt des Gedichts sprach damals nach der französischen Juli-Revolution so vollständig die Gefühle und Gesinnungen des preußischen Volkes aus, daß ich es auf die Möglichkeit einer Mißbilligung hin riskirte. Der ganze Allerhöchste Hof war gegenwärtig und Ihre Majestät die Kaiserin von Rußland in der kleinen Seitenloge bei ihrem königlichen Vater. Das Preußenlied schloß den ersten Theil des Konzertes, und als es begann, der König die gedruckten Textworte in die Hand nahm, den Inhalt überflog, dann aber aufstand und sich in den Hintergrund der Loge zurückzog, da überkam mich denn doch die Ahnung, als könne die Sache schlecht ablaufen. Dem Publikum war das Lied neu, aber mit zündender Gewalt schlugen die Verse ein:

„Mit Lieb' und Treue nah' ich mich dem Throne,
Von welchem mild zu mir ein Vater spricht;
Und wie der Vater treu mit seinem Sohne,
So steh' ich treu mit ihm und wanke nicht. —
    Fest sind der Liebe Bande,
    Heil meinem Vaterlande! —
Des Königs Ruf dringt in die Brust mir ein,
Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein!"

Ein nicht enden wollender Beifall ertönte, das ganze Publikum erhob sich und sang den Refrain mit. Mir wurde bei diesem Gelingen nur noch ängstlicher zu Muthe, und in der

ersten Kulisse stehend, spähte ich vergebens in das Innere der Loge, um zu sehen, was dort vorging. Bei diesem allgemeinen Ausbruch des Beifalls hatte sich auch die Kaiserin erhoben und war in den Hintergrund der Loge gegangen, kam aber allein wieder vor, als der nächste Vers begann, und sang nun, das Textblatt in der Hand haltend und ebenfalls stehend, den wieder eintretenden Refrain in ersichtlicher Freude mit. Kaum war der letzte Ton verklungen, als sogleich ein jubelnder da Capo-Ruf begann, der mir Unglück zu weissagen schien; denn der König war immer noch nicht wieder vorgekommen und hatte möglicherweise sogar im Unwillen das Theater bereits verlassen, was man von der Bühne aus nicht sehen konnte. Dazu kam, daß der Sänger Zschiesche sich weigerte, das Lied gleich noch einmal zu singen, da er selbst während des Vortrages so begeistert und aufgeregt worden war, daß die Stimme ihm zu versagen drohte. Es kostete nicht wenig Schwierigkeiten, auch diesen Widerstand zu besiegen. Bei allem Zureden verließ mich aber der Gedanke nicht, daß ich gerade durch die Wiederholung mich aller Wahrscheinlichkeit nach noch tiefer hineinreiten würde. Kurz, Freude und Besorgniß, Gelingen und unangenehme Folgen spielten in diesen Augenblicken Fangeball mit mir, — bis das Lied aufs neue begann und nun die Kaiserin den sichtbar widerstrebenden königlichen Vater aus dem Hintergrunde der kleinen Loge hervor an die Brüstung derselben zog und, neben ihm stehend, den Refrain nach jedem Verse laut mitsang. Das Publikum stand noch immer in ehrerbietiger Haltung und stimmte in den Chor ein, so daß das Ganze zu einer unvorbereiteten, darum aber desto wärmeren Huldigung wurde, der man wirklich nicht zürnen konnte, ohne ungerecht zu sein.

Als der König mich das nächste Mal bei einer Theatervorstellung im Palais der königlichen Prinzessinnen sah, sagte er im Theatersaal und neben meinen Kollegen:

„Neulich ein Konzert für die Invaliden gegeben, Herr

Schneider, in Potsdam, war sehr voll! — Freut mich immer, wenn die Herren vom Theater wohlthätige Zwecke unterstützen!" und in der Fensternische im blauen Zimmer hieß es:

„Diesmal sehr gut ausgefallen, das Konzert in Potsdam. — Witzleben hat mir gesagt, wie viel für die Invaliden eingekommen ist. Das neue Lied hat der Kaiserin sehr gefallen; aber doch so was nicht wieder machen, wenn ich es nicht vorher weiß. Kann auch mal mißrathen, und dann ist so was ärgerlich! Weiß wohl, — gut gemeint haben! Habe schon mal dem Grafen Brühl meine Meinung über so was gesagt. Brauchen aber nicht zu denken, daß ich deshalb unzufrieden mit Ihnen gewesen bin. — Witzleben hat mir gesagt, daß Sie das Geld der Invaliden-Abtheilung überwiesen haben. Wäre gut, wenn es die Leute alle so machten. Wollen aber immer selbst vertheilen und verstehen es nicht. Dazu sind die Behörden da. — Aber so was nicht wieder thun, wenn ich dabei bin. — Werde es mir schon vorsingen lassen, wenn ich so was hören will!"

So war diesmal noch alles gut abgegangen. Ein anderes Mal, im Jahre 1837, erhielt ich eine Zurechtweisung, wo ich sie in der That nicht erwartete. In dem Vaudeville „Fröhlich" werden in einer Scene von einer französirenden Närrin die ersten Takte des bekannten: „Allons, enfans de la patrie!" angestimmt, und ein alter preußischer Major unterbricht die Singende, indem er mit Stentorstimme den Refrain des Körnerschen Liedes: „Das war Lützows wilde verwegene Jagd!" einsetzt. Der Zweck der Scene ist, das lächerlich französirende Wesen einer alten Jungfer zu parodiren, die vor 1813 eine Liebschaft mit einem französischen Major gehabt und nun von dem alten preußischen Offizier dafür gescholten wird. Bei der ersten Aufführung in Berlin war der König nicht gegenwärtig gewesen; doch sagte man mir schon nach derselben, daß die Erinnerung an „Lützows wilde Jagd" dem Könige unangenehm sei, daß er dies Lied nicht leiden könne und niemand sich unter-

stehen dürfe, es in seiner Nähe zu singen oder auch nur zu erwähnen. Da nur wenige Takte desselben gesungen wurden und ich überdies die geäußerten Bedenken für übertrieben hielt, so traf ich keine Aenderung, mußte aber zu meinem Schreck erfahren, daß der König wirklich eine heftige Abneigung gegen das erwähnte Lied haben müsse; denn so wie die ersten Töne desselben erklangen, stand Seine Majestät unwillig auf und verließ die Loge. Nun wartete ich keinen weiteren Befehl ab, sondern änderte selbst Lützows wilde Jagd in: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?“ und habe auch nie wieder etwas von der Sache gehört.

Obgleich der König bald nachher mehrere Male mit mir sprach und auch meines Vaudevilles erwähnte, so erfuhr ich doch nichts Näheres über diese Abneigung gegen das Körnersche Lied. Nur erinnere ich mich, daß mir damals ein Stabs-Hautboist erzählt, die Sache sei wahr; denn als sein Musikchor einst bei Tafel in einer Art von Schlachtmusik „Lützows wilde Jagd“ angefangen, habe der König befohlen, daß sie augenblicklich aufhören sollten, was sich damals niemand habe erklären können. Auch entsinne ich mich, daß der zur Uebung versammelten Landwehr der beiden Berliner Bataillone, die das Lied gewöhnlich beim Hereinmarschiren vom Exerziren auf der Schlächterwiese vor dem Halleschen Thore sang, es ein für allemal verboten wurde.

Eine der wichtigsten und interessantesten Erinnerungen für mich knüpft sich aber an eine Aeußerung des Hochseligen Königs, die ich im Augenblicke, als sie gemacht wurde, nicht verstand, und die mir erst durch spätere Vorgänge erklärt wurde.

Da der König meine belletristischen Schriften stets freundlich aufnahm und einigen derselben auch die Auszeichnung geworden war, abends vorgelesen zu werden, so hatte ich es gewagt, meine im Jahre 1839 erschienenen „Schauspieler-Novellen“ einzureichen. Abweichend von der gewöhnlichen komischen Auf-

fassung des Schauspielerstandes, ja durch verschiedene, damals besonders beliebte litterarische Erscheinungen verletzt, die den Stand im allgemeinen höhnten und lächerlich machten, hatte ich versucht, in den zwölf Novellen dieser zwei Bände den Stand des Schauspielers auch einmal von seiner ernsten Seite aufzufassen und in der Darstellung einzelner hervorragender Persönlichkeiten wenigstens der allgemeinen Verwerfung entgegenzutreten. Keine meiner belletristischen Schriften hat mir mehr Lob von Männern, auf deren Anerkennung ich etwas gab, eingetragen, und keine weniger Glück beim großen Publikum gemacht, als diese „Schauspieler-Novellen“. Die Gründe liegen freilich nahe, gehören aber nicht in diese Erinnerungen an jene königliche Aeußerung, die auf lange hinaus meinen Geist dankbar und zugleich zweifelnd beschäftigt hat. — Es war wieder in jener Fensternische des blauen Zimmers, wo der König einige Wochen nach dem Empfang dieser Novellen plötzlich auch einmal von anderen als — wie an diesem Orte schon zur Gewohnheit geworden — militärischen Dingen sprach:

„Haben mir Ihr neustes Werk geschickt! Werden auch schon Antwort bekommen haben? — Einiges davon hat mir sehr wohl gefallen, besonders Talma! — Ganz richtiges Erkennen der Verhältnisse! — Geht nicht immer alles so, wie man will! — Freut mich, daß Sie das einsehen. — Die Verhältnisse sehr gut geschildert und ganz richtig erkannt. — Besonders Talma. — Werde die anderen auch noch lesen!“

Ich verbeugte mich, ohne zu antworten, denn ich hatte ganz einfach nicht verstanden. Vergebens zerbrach ich mir den Kopf, weshalb gerade Talma dem König einer besonderen Erwähnung werth geschienen, da diese Novelle fast nur geschichtliche Thatsachen zusammenstellte und mir selbst die weniger gelungene schien. Die Aufklärung sollte dem Zweifel diesmal fast auf dem Fuße folgen; denn einige Tage nachher ließ mich der damalige Kriegsminister General v. Rauch rufen und theilte mir nach

einigen freundlich einleitenden Worten mit, daß des Königs Majestät mir sagen ließen, ich möchte mir eine Gnade erbitten und zwar als eine Belohnung für den in der allgemeinen Kriegsschule ertheilten zweijährigen Unterricht in der russischen Sprache. — Ich hatte nämlich während der Truppenversammlung bei Kalisch im Jahre 1835 bemerkt, daß die preußischen Offiziere ihre Unkenntniß der russischen Sprache lebhaft bedauert und mancherlei Verlegenheit dadurch herbeigeführt worden war. Von dort zurückgekehrt, unterstand ich mich, unter Darlegung meiner Wahrnehmungen bei Kalisch, Seiner Majestät dem Könige am 15. Oktober, dem Geburtstage Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen, einen zweijährigen Unterricht in der russischen Sprache, so weit ich derselben elementarisch selbst mächtig sei, bei einer zu bestimmenden Militär-Unterrichts- und Bildungsanstalt als ein Geburtstagsgeschenk anzubieten. Das Anerbieten wurde gnädig angenommen und die allgemeine Kriegsschule angewiesen, diesen Unterricht zu freiwilligem Antheil für die Offiziere vorzubereiten. 65 Offiziere begannen den Unterricht, und neun beendeten den Kursus des ersten Jahres in wöchentlich zwei Stunden, weil die Schwierigkeiten der Sprache zu groß waren und den anfänglichen Eifer bei den meisten sehr bald erkalten ließen. Dagegen wurde ich von vielen ersucht, nach der russischen auch noch eine Unterrichtsstunde in der englischen Sprache zu geben. — Ich meldete diesen Wunsch Allerhöchsten Orts; auch er wurde genehmigt und so das zweite Jahr statt zwei vier Unterrichtsstunden wöchentlich gegeben. — Nach Verlauf der angebotenen Zeit von zwei Jahren meldete ich den Erfolg und erhielt ein gnädiges Dankschreiben des Königs. Leider verbot mir die Anstrengung eines zweistündigen Unterrichts, nachmittags kurz vor den Theatervorstellungen, in denen ich damals vorzugsweise anstrengende Rollen zu spielen hatte, die weitere Fortsetzung dieses mir lieb gewordenen Sprachunterrichts, und ich that keinen Schritt, um das Begonnene auch noch weiter fortzuführen.

Der Kriegsminister General v. Rauch sagte mir nun in Bezug auf diese Vorgänge, Seine Majestät wolle mir eine Gnade erweisen und habe drei Jahre gewartet, ob ich für das damals angebotene Geburtstagsgeschenk nicht irgend etwas erbitten würde. Er habe hinzugesetzt, daß er schon oft etwas geschenkt bekommen; aber es habe nie lange gedauert, daß eine darauf bezügliche Bitte angebracht worden sei. Weil dieses nun seit drei Jahren von mir nicht geschehen, solle ich jetzt etwas erbitten. Ich erwiderte, daß eine Belohnung, wenn auch unter ehrenvollsten Formen, mir eben die Freude rauben würde, dem Könige ein Geschenk gemacht zu haben; daß ich zufrieden sei und in meinem Berufe genügend für Erhaltung der Meinigen erwerben könne. Der Kriegsminister sagte, das sei alles recht schön und gut, aber der König wolle sich auch nichts schenken lassen, und ich müsse daher umsomehr etwas erbitten, als er mir nur sagen wolle, daß ich sowohl wegen meiner Geldsammlungen für die Invaliden, als meiner Schriften für die Armee, von ihm zu einem Orden vorgeschlagen worden sei, der König aber dies abgeschlagen und dabei gesagt: „Ist noch zu jung!" Dasselbe sei auch bereits von seinem Vorgänger, dem General von Witzleben, geschehen, habe aber ebenfalls keinen Erfolg gehabt, und er könne mir nicht verhehlen, daß wahrscheinlich mein Stand die Ursache sei, weshalb Seine Majestät der König auf die wiederholten Vorschläge zweier Kriegsminister nicht eingegangen.

Nun war mir plötzlich die Aeußerung des Königs: „Besonders Talma! — Ganz richtiges Erkennen der Verhältnisse. Geht nicht immer alles so, wie man will. Freut mich, daß Sie das einsehen." — klar. Kaum nach Hause gekommen, durchflog ich die erwähnte Novelle und fand darin den Aufschluß für das bis dahin Räthselhafte. Ich hatte nämlich die Zusammenkunft des Kaisers Alexander mit Napoleon im Jahre 1808 in Erfurt geschildert und aus Talma's Memoiren entnommen, daß

dieser berühmte Schauspieler damals von beiden Kaisern sehr ausgezeichnet wurde. Um diese kurze Notiz lebendig zu gestalten, hatte ich in meiner Novelle den Kaiser Napoleon, bei welchem sich Talma gerade befand, durch einen Besuch des Kaisers Alexander überraschen lassen. Um die Aeußerung des Hochseligen Königs ganz zu verstehen, schalte ich abgekürzt die Scene hier ein. Napoleon sagt nach den ersten Begrüßungen:

„Heut Abend ist es auf die Theilnahme Eurer Majestät abgesehen. Dieser Herr wird sich zum Vergnügen meiner Gäste ermorden lassen." —

„Ermorden? Wer ist das?"

„Seine dramatische Majestät Talma, der Kaiser des französischen Theaters!"

„Ah! Sehr angenehm, einen so ausgezeichneten Künstler persönlich kennen zu lernen!" —

Talma verbeugte sich ehrerbietig, Napoleon kniff ihm lächelnd in das Ohr und rief:

„Keine Komplimente, Talma. Wir sind ja hier unter uns. Du spielst die Kaiserrollen auf dem Theater, wir im Leben, und wer weiß, ob uns der Beifall so gewiß ist, wie Dir." —

Talma merkte, daß Napoleon absichtlich dem Gespräch diese scherzhafte Wendung gab, wahrscheinlich um den Kaiser Alexander zu verhindern, über wichtigere Gegenstände zu sprechen, und suchte daher auf die Absicht seines Beschützers einzugehen.

„Eure Majestät scherzen mit einem armen Schauspieler!" —

„Nicht doch! — Ich machte zwar die Bemerkung im Scherz, aber je mehr ich das Gleichniß verfolge, desto richtiger erscheint es mir. Ja, ich möchte behaupten, Du seist der Glücklichere unter uns. Trägst Du nicht öfter die Krone, als wir? — Gehorchen Dir Deine Leibwachen nicht eben so pünktlich, wie uns die unsrigen? — Du magst schlecht oder gut regieren, Titus oder Nero sein — Dir jauchzt das Volk stets Beifall zu. Wirst Du auch einmal entthront, nach vierundzwanzig Stunden besteigst

Du den Thron wieder, und das Volk versammelt sich zu Deinen Füßen; ja es bringt Dir freiwillig seine Steuern, und dessen können wir uns nicht rühmen." — „Nicht wahr, Eure Majestät?" fragte er lachend den Kaiser Alexander.

„Allerdings! Was mir aber besonders beneidenswerth erscheint, ein Theaterkaiser hört stets nur die edelste, schönste Sprache um sich ertönen; nie naht ihm das Gemeine, Gewöhnliche; die Sprache des Olymp, die Poesie, umgiebt ihn." —

„Aber wie lange dauert unsere Herrschaft, Sire? Drei Stunden höchstens!"

„Nun, da haben wir es. — Undankbarer Mensch! — Wie lange ist es her, daß Du zum ersten Male die Krone auf dem Theater getragen?"

„Ich spiele schon dreißig Jahre!"

„Nun, drei Stunden täglich in dreißig Jahren, das sind drei Jahre einer glücklichen und unumschränkten Regierung. Wo ist der Herrscher, der sich dessen rühmen kann?" —

So geht die Unterhaltung noch eine Zeit lang fort. Talma findet sich diesem Scherze gegenüber unbehaglich und versucht auszuweichen. Vergebens! — Immer wieder kommt der Kaiser auf den Vergleich zurück. Da ruft endlich Talma:

„Nun denn, Eure Majestät, wenn ich wirklich so beneidenswerth bin, wenn ich wirklich eine so ehrenvolle Stelle einnehme, wenn ich der Erste unter meinen Kameraden bin, — würden Sie mir zum Beispiel den Orden der Ehrenlegion geben?"

Napoleon schwieg. Seine Augen verdunkelten sich, die Stirn nahm jenen Ausdruck des furchtbaren Ernstes an, der seine Umgebung so oft zittern machte, und nach einer kurzen Pause rief er:

„Nein! — Adieu, Talma!" —

Kein Zweifel! — Das war die Stelle, welche den König veranlaßt hatte, die Novelle „Talma" besonders hervorzuheben, da der Vorschlag des Kriegsministers zu einer Auszeichnung für

mich kürzlich erfolgt war und der König vielleicht glaubte, ich wisse etwas davon. Damit hatte er mich auf meine eigene Anschauung in solchen Dingen verweisen wollen. Dessenungeachtet wäre ich wohl immer im Dunkeln darüber geblieben, wenn der Kriegsminister mir nicht zufällig den Schlüssel dazu gegeben. —

Der Vorgang ist in dem bekannten Werke des Bischofs Eylert: „Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben König Friedrich Wilhelms III." allerdings wesentlich anders erzählt, und dies führt mich auf das, was ich in dem genannten Werke über die „Neigung des Königs für das Schauspiel" geschrieben. Als der erste Band im Jahre 1843 erschienen war und eine ganz außerordentliche Theilnahme erregte, sah ich in dem für die nächsten Bände vorausgeschickten Inhaltsverzeichnisse auch ein Kapitel: „Ueber die Neigung des Königs für das Theater" angekündigt. Ich gestehe, daß ich über diese Ankündigung sowohl in der Anhänglichkeit für den Hochseligen Herrn, als in Besorgniß für meinen damaligen Beruf erschrak. — Was konnte ein Bischof der evangelischen Kirche über einen Gegenstand sagen, der in der That zu den räthselhaften und vielfach falsch erklärten Erscheinungen in dem sonst so fest abgeschlossenen Charakter Friedrich Wilhelms III. gehört. — In meiner Besorgniß, daß der Standpunkt eines Geistlichen der am wenigsten geeignete sein möchte, von dem man diese unerklärliche, konstante Vorliebe des Königs unparteiisch beurtheilen könne, faßte ich mir ein Herz und schrieb an den Bischof, daß ich gern bereit sei, alles, was ich über diesen Gegenstand beobachtet und gesammelt, ihm zur Prüfung vorzulegen, da ich annehmen müsse, daß er als Bischof wohl keine Gelegenheit gehabt haben werde, das so in der Nähe zu beobachten, was er besprechen wolle, wie ich es, wenigstens in den letzten Jahren, im Stande gewesen. Ich erwartete eigentlich keine Antwort auf mein Anerbieten, weil ich fürchtete, daß das Urtheil dort schon zu fest stehe, um durch meine vermittelnde Ansicht geändert werden zu können, war daher freudig überrascht,

als eines Tages, kurz vor der Tischzeit, der Bischof Eylert mich besuchte und mir seine Freude aussprach, daß ich ihm gerade über diesen kitzlichen Punkt hinweghelfen wolle. Wir besprachen das Nähere. Das Thema war aber theils so häkeliger, theils so weitschichtiger Natur, daß die Essenszeit heranrückte und Bischof Eylert mich einlud, mit ihm zum Bischof Roß zu kommen, wo er zum Mittagessen eingeladen sei. Der Vorschlag hatte etwas so Ueberraschendes für mich, daß ich mich hinter der allgemeinen Schicklichkeit verschanzte, nicht wohl uneingeladen in einem fremden Hause zum ersten Male erscheinen zu können. Das wahrhaft freundliche und dringende Zureden des Bischofs Eylert beseitigte indessen bald meine Bedenklichkeit, und so wurde ich bei dem Bischof Roß eingeführt. — Zwei Bischöfe und ein Schauspieler! Die Begegnung gehört eben nicht zu den häufigsten und ist mir um so unvergeßlicher, als der ehrwürdige Bischof Roß so viel Gefallen an ihr fand, daß er von Stunde zu Stunde mein Weggehen nicht zugab, sondern mich von drei bis elf Uhr zurückhielt und während der ganzen Zeit der Hochselige Herr fast das ausschließliche Gesprächsthema war. Ich erzählte, was ich mir bereits überdacht und zur Bearbeitung zurechtgelegt, und wurde von beiden Geistlichen aufgemuntert, es sobald als möglich zu Papier zu bringen. Sie waren sichtlich erstaunt und erfreut, meine Auffassung und Entwickelung dieser ihnen unbegreiflichen Vorliebe des Königs für das Theaterwesen sich von einem Standpunkte aus bewegen zu sehen, der dem ihnen gebotenen nicht allein nicht fremd, sondern natürlich war.

Da indessen das Kapitel erst im letzten Bande erscheinen sollte und der zweite noch nicht ausgegeben war, so beeilte ich das Niederschreiben nicht, weil ich noch mehr sammeln und sichten wollte, ehe das Versprochene Form und Gestalt gewann. So traf mich ein Mahnschreiben, das Zugesagte nun abzuliefern, einige Monate später, während eines Gastspieles in Bremen, und zwar als ich dort mein Gastspiel wegen Erkrankung hatte

unterbrechen müssen und unthätig im Gasthofe „Zum Lindenhofe" meine Genesung erwartete. Dort schrieb ich, leider ohne alle Hülfsmittel zur Hand zu haben und nur aus dem Gedächtnisse, den ganzen Aufsatz, den Bischof Eylert in der zweiten Abtheilung des dritten Bandes seiner „Charakterzüge Friedrich Wilhelms III." Seite 356 bis 375 abgedruckt und zu meinem Erstaunen nicht als bereites Material für seine eigene Darstellung benutzt, sondern mit meinem Namen versehen hat. — Ich hatte wahrlich nach bestem Wissen und Willen zu erklären versucht, was mir selbst nie ganz erklärt erschienen ist, und wenigstens gethan, was in meinen schwachen Kräften stand, den geliebten fürstlichen Herrn vor mancher tief einschneidenden Mißdeutung zu bewahren. Viele meinten, — auch die Kritik erkannte es an, — daß ich den Gegenstand von einer unerwartet neuen und bisher unbeachtet gebliebenen Seite beleuchtet. Desto besser, wenn man zufrieden war. Ich war es nicht, und für mich ist manches noch jetzt ein Räthsel, was ich vor dem Publikum angeblich mit Erfolg gelöst.

Anknüpfend an den Unterricht in der russischen Sprache komme ich auf noch zwei andere Vorgänge, die mir die Ehre einer persönlichen Unterhaltung mit dem Hochseligen Könige eintrugen. Der frühere Kommandeur des 3. Bataillons (2. Berlinschen) 20. Landwehr-Regiments Major v. Ivernois war zum Flügel-Adjutanten und nicht lange darauf zum preußischen Militärbevollmächtigten in St. Petersburg ernannt worden. Von dort auf Urlaub nach Berlin zurückgekommen, ließ mich derselbe eines Tages in das Hôtel de Brandebourg rufen, und da er mir stets ein wohlwollender Vorgesetzter und fast väterlicher Freund gewesen, so freute ich mich im voraus, ihm irgend eine Gefälligkeit erweisen zu können. Nach freundlicher Begrüßung in der Heimat nahm der Major ein sonderbar feierliches und geheimnißvolles Wesen an und fragte mich, ob ich den ganzen Tag, allenfalls auch wohl die Nacht über, bei ihm bleiben könne, um ihm eine Arbeit zu machen, zu der er mich als fähig kenne.

Ich erwiderte, daß ich zwar den Abend nicht in der Theatervorstellung beschäftigt sei, aber doch jedenfalls Urlaub erbitten müsse, im Falle eine plötzliche Abänderung eintrete; sonst stände ich unbedingt zu Diensten. Ob ich das nicht gleich vom Hotel aus thun könne? — Allerdings! Es geschah schriftlich, und der Bediente des Majors brachte bald nachher die bewilligende Antwort. Jetzt verschloß der Major die Thüre und holte aus dem Sekretär ein in grünen Sammet gebundenes, auf dem Deckel mit dem kaiserlich russischen Wappen-Adler in Gold verziertes Buch hervor, welches die sauber geschriebenen Etats der russischen Flotte, Namen, Größe, Kanonenzahl, Bemannung aller Schiffe bis auf die Tender und Transportschiffe herab, enthielt, freilich in russischer Sprache und mit allerlei mir unbekannten seemännischen Ausdrücken. Das mußte ich übersetzen. Der Major hatte bereits Papier liniiren lassen ganz nach dem Muster des russischen Originals und so viel, daß zwei Exemplare der Uebersetzung ausgefüllt werden konnten. — Sobald ich eine Seite übersetzt und in die liniirten Schematas eingetragen, schrieb der Major sie ins Reine, und abends nach 11 Uhr war ich mit der Uebersetzung, er aber noch lange nicht mit der Reinschrift fertig. — In der ganzen Zeit hatten wir angestrengt gearbeitet, reichlich und ausgesucht, aber so kurz wie möglich gefrühstückt, zu Mittag gegessen und Thee getrunken, so daß mir in der That beim Nachhausegehen der Kopf ganz wüst von den Tausenden von Namen und Zahlen war. — Major v. Ivernois nahm mir das Versprechen ab, niemandem von dem Buche und meiner Arbeit zu sagen. Er selbst aber muß wohl das Gegentheil gethan haben; denn in der Fensternische des blauen Zimmers fing der König von meiner Uebersetzung des russischen Marine-Etats an und meinte dabei: „In solchen Dingen aber hübsch diskret sein!“ —

Der zweite Fall bezog sich auf Kalisch. Ich hatte dort durch die bei der Schauspielerin Charlotte v. Hagn gemachte

Bekanntschaft mit dem Adjutanten des Fürsten von Warschau Grafen Paskjewitsch-Eriwanski, dem jungen Buturlin, die Dislokation der drei Infanteriekorps, welche die aktive oder polnische Armee bildeten, in die Hände bekommen, und die Arbeit einer Nacht hatte mir die Uebersetzung verschafft. Buturlin kannte mich nur als Schauspieler und hatte keine Ahnung, daß auch militärische Dinge mich interessirten, ließ mich also das Manuskript arglos durchblättern.

Nach Berlin zurückgekehrt, druckte ich diese Dislokation, die bis in das Detail einzelner detachirter Kompagnien ging, sowohl in dem Buche, welches ich über Kalisch zusammengestellt, als im Soldatenfreund, und zwar mit besonderem Stolze, etwas geben zu können, was selbst im Kriegsministerium in dieser Vollständigkeit damals noch nicht bekannt war. Mein Stolz darüber wurde aber in der Fensternische gewaltig gedemüthigt, als der König bei sonstiger Zufriedenheit über mein Buch und meine Berichte sagte:

„Die Etats hätten Sie aber auch weglassen können! Wird dem Kaiser nicht angenehm sein, daß so was gedruckt wird. Ist richtig, braucht aber nicht alle Welt zu wissen. Künftig bei so was anfragen! — Kann so was nicht leiden!“

Daß der Schatten kommender Ereignisse sich vorauswirft und ein gewisses dunkles Ahnen zu unbewußtem Streben Veranlassung wird, davon giebt, für mein Leben wenigstens, ein Vorgang Zeugniß, an den mich bei der letzten Anwesenheit Seiner Majestät König Friedrich Wilhelms IV. im Jagdschlosse Hubertusstock in der Grimnitz am 17. Oktober 1853 der königliche Kammerherr und Landrath des Angermünder Kreises Herr v. Röder unerwartet erinnerte. — Ich hatte die Ehre gehabt, an dem genannten Tage Seiner Majestät Ernstes und Erheiterndes vorlesen zu dürfen, und als die Abendgesellschaft entlassen wurde, ging Herr v. Röder noch einige Zeit unter den mächtigen Buchen des Hubertusstocks mit mir spazieren, um die wunder-

schöne Herbstnacht zu genießen. Plötzlich brach er das Gespräch ab und sagte:

„Wissen Sie wohl, Schneider, daß ich meine Gedanken an Vorherbestimmung nicht los werden kann, wenn ich Sie so an dem Tische Seiner Majestät sitzen und die Gesellschaft unterhalten sehe. Erinnern Sie sich wohl noch des Stückes, das Sie ganz allein im Palais der königlichen Prinzessinnen gespielt, und der Worte, die Sie mir damals gesagt, als ich mich darüber wunderte, wie Sie das in so kurzer Zeit geleistet?"

Vergebens besann ich mich darauf, was ich damals wohl gesagt haben könnte, dessen sich Herr v. Röder gerade in der Grimnitz so lebhaft erinnerte. Die Sache selbst stand mir noch lebhaft genug vor Augen. Auf dem Palais mußten nämlich immer kleine, sogenannte harmlose Stücke gegeben werden, und man war mit der Auswahl oft recht in Verlegenheit, weil so manches sonst Wirksame für den Ort und die Gesellschaft nicht passen wollte. Im Jahre 1832 wurde die General-Intendantur durch die Erkrankung eines Darstellers am Dienstage vor der Donnerstags-Aufführung eines neuen, bereits in der ganzen Woche vorher sorgfältig eingeübten Stückes unangenehm überrascht, da sich durchaus kein Ersatz dafür finden lassen wollte. Altes, wenn auch Beliebtes, durfte man nicht bringen, und Neues war in so kurzer Zeit nicht mehr vorzubereiten. Der General-Intendant Graf v. Redern ließ mich rufen und fragte mich, ob ich keinen Rath wisse. Zufällig hatte ich mich seit einiger Zeit mit der Idee beschäftigt, ein kleines Stück nach Art des Schauspielers wider Willen für mich selbst zu schreiben, und die Scenen für die einzelnen Charaktere bereits in meinem Kopfe geordnet. Es war eine sogenannte „Pièce à tiroir", sollte „Die Schnellpost" heißen und mir Gelegenheit geben, in sechs verschiedenen Charakteren zu erscheinen. Einiges war schon aufgeschrieben, auch eingeübt, das Ganze aber noch vollkommen unfertig. Dessenungeachtet wagte ich mit einer mir jetzt un-

begreiflichen Keckheit zu versprechen, daß ich am Donnerstag, also übermorgen, ein neues Stück ohne alle Kosten und weitere Vorbereitung liefern würde. Das Ding klang so unglaublich, daß es erst einer weitläufigen Auseinandersetzung der Möglichkeit bedurfte, wie ich das machen wolle. Noth aber bricht bekanntlich Eisen, und so wurde mir das Nöthige bewilligt. — Ich wählte den Schauspieler Franz, um mir als Schnellpost-Kondukteur das Stichwort zu geben, bat ihn, zu mir zu kommen, diktirte ihm seine Rolle, während ich gleichzeitig die meinige niederschrieb, probirte lernend sofort das Niedergeschriebene, gab dem Kostümier die Vorschriften für die anzufertigenden Kostüme, dem Dekorateur die Zeichnung für den zu malenden Schnellpostwagen, und nach Mitternacht war das Ganze schon so weit in Fug und Schick gebracht, daß ich Herrn Franz entlassen konnte, um zu Hause seine Rolle fest zu lernen. Am Mittwoch wurde vormittags und abends probirt, und am Donnerstag den 22. März vormittags fand richtig die Probe im Palais in Gegenwart des Hochseligen Königs statt. Sie fiel so günstig aus, daß die Vorstellung am Abende genehmigt wurde und die Darsteller des schon in Reserve gehaltenen alten Stückes entlassen werden konnten.

Ist je etwas für den Zuschauer Harmloses und für den Darsteller Aengstigendes und Aufreibendes im Palais der königlichen Prinzessinnen gegeben worden, so war es dieses Stückchen. Man sah im Hintergrunde einen Schnellpostwagen vorgefahren, in welchen nach und nach aus dem Passagierzimmer von dem Kondukteur ein alter Wollhändler, sehr dick, — eine alte Jüdin mit zwei Möpsen und noch dicker, — ein englischer Tourist, — ein französischer Handlungsreisender, — ein in den Ferien nach Hause reisender Gymnasiast — und endlich ich selbst gerufen wurden. Vor dem Einsteigen gab es jedesmal eine Scene mit dem Kondukteur und dem gerade einsteigenden Charakter, einen Zank zwischen den schon im Wagen Sitzenden und dem Neu-

hinzukommenden, eine kleine Intrigue, kurz allerlei komischen Konflikt. Der Wollhändler wollte im Wagen rauchen, die alte Jüdin das nicht leiden, worauf der Geärgerte gegen die beiden Möpse protestirte, der Engländer alles „shocking“ fand, der Franzose redselig versöhnen wollte und der Gymnasiast fortwährend weinte.

Der Scherz wurde nicht allein nachsichtig, sondern sogar günstig aufgenommen, wohl mehr wegen seiner allerdings ungewöhnlichen Entstehungsart, als wegen seines Inhaltes.

Schon nach der Probe hatte der König sich beifällig geäußert, und am Abend vor dem Souper wiederholte sich dies. — Hier war es nun, wo im blauen Zimmer während des kleinen Ballets, welches der „Schnellpost“ folgte, Herr v. Röder, damals Lieutenant im 2. Garde-Regiment zu Fuß, mir die bei dergleichen üblichen Komplimente machte und sich darüber wunderte, daß mit so wenigen und anspruchslosen Mitteln überhaupt eine theatralische Unterhaltung möglich sei. Da soll ich nun, wie Herr v. Röder sich positiv erinnerte, gesagt haben: „Bei der Vorliebe, welche Seine Majestät der König für das Theater hat, muß man daran denken, Ihm im Falle einer Krankheit, oder wenn er im hohen Alter das Zimmer nicht verlassen kann, eine möglichst leichte Unterhaltung zu verschaffen. Dafür bereite ich mich im Stillen vor, und das heutige Stückchen ist eine Probe davon. Damit lassen sich humoristische Vorlesungen vereinigen und eine Unterhaltung, vielleicht Erheiterung gestalten, die eben in ihrer Anspruchslosigkeit ihre Entschuldigung finden dürfte.“ —

Ich erinnerte mich noch immer nicht, diese Worte oder Aehnliches gesprochen zu haben. Die fast nervöse Aufregung jenes Abends mag sie aus meinem Gedächtniß verwischt haben; aber leugnen mag ich sie nicht, denn mein Ehrgeiz ging wirklich vor allen Dingen dahin, alles zu thun, was den geliebten königlichen Herrn erfreuen konnte, so weit meine Fähigkeit reichte.

Die Erinnerung an das damals laut Gedachte, 21 Jahre später beim Jagdschlosse Hubertusstock, machte aber doch einen tiefen Eindruck auf mich, und ich gedachte des Goetheschen:

„Was man in der Jugend wünscht,
Hat man im Alter die Fülle.“ —

Während des Aufenthalts in Kalisch bei der Truppen-versammlung im September 1835, zu der auch die königliche Bühne ihr Kontingent gestellt hatte, war es allen Theater-Mitgliedern auffallend, daß des Königs Majestät sich gar nicht um dieselben zu kümmern schien. In den Theatern der beiden Residenzen pflegte der König hin und wieder während der Zwischenakte die Bühne zu besuchen und freundlich mit diesem oder jenem zu sprechen. In Kalisch geschah dies nicht, und die Schauspieler fühlten sich ungemein unbehaglich und verlassen, da nur die beiden Regisseure Stawinsky und Weiß mitgekommen und als einzige Vorgesetzte direkt unter die Befehle des General v. Rautenstrauch gestellt waren, der in der Behandlungsweise seiner Untergebenen — er dirigirte die Warschauer Theater — wesentlich anderen Normen folgte, als die Berliner Hofschauspieler in ihrer Heimat gewohnt waren. Man konnte sich lange dieses absichtliche Vermeiden des Zusammentreffens mit dem Theater-personale nicht erklären, wurde aber endlich durch die Bemerkung belehrt, daß der König, als Gast des Kaisers von Rußland, die vom Kaiser eingeladenen Schauspieler aus Berlin während des ganzen Aufenthalts in Kalisch nicht als die seinigen, sondern als augenblicklich in russischen Diensten stehend betrachte. Nur die Schauspielerin Hulda Erck, später Frau v. Lavallade, und ich hatten die Ehre, in Kalisch angeredet zu werden.

Der Fürst von Warschau hatte Mlle. Erck durch den Adjutanten Buturlin einladen lassen, bei der Feier des Regiments-festes der Chevalier-Garde am Nachmittage des 17. September im Schloßgarten, hinter der Wohnung des Fürsten-Feldmarschalls, gegenwärtig zu sein, und ich wurde gebeten, Mlle. Erck dorthin

zu führen. — Wir fanden die bei dem vereinigten kaiserlich russischen Garde-Kavallerie-Regimente stehenden Mannschaften des Chevalier-Garde-Regiments, sowie die Eskadron der preußischen Gardes du Corps, welche von Ihrer Majestät der Kaiserin, als Chef des Chevalier-Garde-Regiments, zu diesem Feste eingeladen worden waren, im Paradeanzuge in der schönen Allee des Schloßgartens vor einem ungemein prächtigen Zelte, welches die Kaiserin Katharina vom Sultan zum Geschenk erhalten hatte, aufgestellt.

Der Hof war noch bei Tafel, kam aber gleich nach derselben in den Garten und wohnte einer feierlichen Messe bei, zu der die kaiserlichen Kirchensänger sangen, und nach deren Beendigung sämmtliche russische Soldaten von dem griechischen Geistlichen mit Weihwasser besprengt wurden. Nach Beendigung dieser feierlichen Handlung setzten sich die russischen und die preußischen Soldaten in bunter Reihe an eine lange Tafel zur Bewirthung, während welcher mehrere Militär-Musikchöre spielten und russische Sänger Nationallieder sangen. Die Allerhöchsten Herrschaften gingen an den Tafeln auf und nieder, und hier war es, wo der König uns, die einzigen bürgerlichen Zuschauer bei diesem ausschließlich militärischen Feste, im Gebüsch stehend, zu Gesicht bekam. Es dauerte indessen noch lange, ehe Seine Majestät sich uns näherte und fragte: wie es uns hier gehe? Natürlich war die Antwort: „Sehr gut!“ Der König erkundigte sich, wo und wie wir wohnten, wie wir bewirthet würden u. s. w., worauf ich die Antworten der Dame überließ, auch vergeblich versucht haben würde, den Fluß der weiblichen Rede zu unterbrechen. Als endlich alle Antworten so außerordentlich zufrieden klangen, sagte der König zu Mlle. Erck:

„Na, wenn hier alles so vortrefflich ist, dann möchten Sie wohl gar nicht wieder zurück?“

„Ach nein, Eure Majestät, wir möchten immer hier bleiben!“ Das wurde mir denn doch etwas zu viel, und ich unterstand mich,

hinzuzufügen: „So lange Eure Majestät hier verweilen, gewiß nicht; dann aber möchten wir so bald als möglich zurück, denn in der Heimat ist es doch am besten!“ Der König nickte mir besonders freundlich zu, wandte sich dann um und ging zu den eben näher kommenden kaiserlichen Herrschaften.

Bald nachher kam ein russischer Offizier und sagte mir, ich solle zu dem Obersten v. Rauch, dem preußischen Militärbevollmächtigten am kaiserlich russischen Hofe, kommen. Der Oberst v. Rauch kam mir schon entgegen und sagte mir, ich möchte mich nur zusammen nehmen; der Kaiser wolle die beiden Dichter mit einander bekannt machen, welche die Zusammenkunft der russischen und der preußischen Truppen besungen. — Erklärend muß ich hier einschalten, daß bei dem Marsch des russischen Garde-Detachements nach Kalisch vor der Ausschiffung bei Danzig ein russisches Gedicht in meine Hand gekommen war, welches der Trompeter Malischeff des Leib-Gardejäger-Regiments auf den Marsch der russischen Truppen zum Besuche der preußischen gemacht hatte. Das Gedicht war so herzlich und dabei so anspruchslos, daß ich es übersetzt und dem General v. Witzleben, damals Kriegsminister, mitgetheilt hatte; dadurch war es dem Könige und nachher auch in Kalisch vielfach bekannt geworden. Um dem russischen Trompeter nichts schuldig zu bleiben, hatte ich der Uebersetzung auch einen Gegengruß hinzugefügt, und auch dieser war dem Kaiser, wie ich nachher erfuhr, durch den Obersten v. Rauch, zu Gesichte gekommen. —

Als der König mit Mlle. Erck und mir gesprochen, hatte der Kaiser erfahren, daß ich anwesend sei, und da sich das Musikchor des Leib-Gardejäger-Regiments mit bei dem Feste befand, sollte der deutsche Uebersetzer, Unteroffizier im 20. Landwehr-Regiment, mit dem russischen Dichter, Trompeter im Leib-Gardejäger-Regiment, bekannt gemacht werden. Erwartend stand ich da, was mit mir geschehen werde, als endlich die ganze Gesellschaft Allerhöchster und Höchster Herrschaften auf mich zukam.

Der Kaiser nahm mich nach einigen freundlichen Worten bei der Hand und führte mich in den Kreis des Musikchors, aus welchem der Trompeter Malischeff vorgerufen wurde. — Mir war denn doch ganz sonderbar zu Muthe, als ich so plötzlich aller Augen sich auf mich richten sah. Ich war so befangen, daß ich mich buchstäblich keines Wortes von dem erinnere, was nun gesprochen wurde, und weiß bloß, daß wir uns unter höchst verbindlichen russischen Redensarten gegenseitig die Hand drückten. Nur des allgemeinen Erstaunens erinnere ich mich, als ich auf die Frage des Kaisers, wie ich Russisch gelernt habe, antwortete: „Po knigam!“ (Aus Büchern.)

Nach dieser eigenthümlichen Vorstellung hatte ich eine Art von Examen zu bestehen. Fast muß ich glauben, daß unter den fürstlichen Herrschaften von meiner Neigung für das Studium lebender Sprachen die Rede gewesen; denn der Kaiser redete mich gleich darauf französisch, der Herzog von Cumberland, später König von Hannover, englisch und der Feldmarschall Fürst von Warschau wiederholt russisch an, so daß es kein Wunder gewesen, wenn ich die Contenance verloren. Der König sagte später zu mir:

„Freut mich, daß Sie dem Trompeter nichts schuldig geblieben sind. Im Soldatenfreund brauchen aber die Gedichte nicht abgedruckt zu werden!“ — was ich mir denn auch gesagt sein ließ, so daß sie in dem Blatte, wo sie eigentlich an ihrer rechten Stelle gewesen wären, nicht erschienen sind.

Aehnlich freundliche Worte sagte mir der König im Jahre 1833. — Bei der außerordentlich günstigen Aufnahme, welche im Anfange die Zeitschrift „Der Soldatenfreund“ fand, — sie erschien zuerst im Juli 1833, — hatte ich überlegt, wie ich wohl veranlassen könnte, daß der Geburtstag des Königs von allen Soldaten der preußischen Armee recht übereinstimmend gefeiert würde, und hatte zu diesem Zwecke von dem Professor Gubitz, dem damals berühmtesten Holzschneider, das Bildniß des Königs

in Holz schneiden und unter demselben auf einem sauber verzierten Quartblatte eine Erklärung des Nationalliedes: „Heil Dir im Siegerkranz!" drucken lassen, die jedem Verse dieses Liedes folgte und auf die Bedeutung desselben aufmerksam machte. Ich zeigte das Blatt dem Buchdrucker Hayn in Berlin, um mich über die Kosten, die der Druck von 120 000 Exemplaren verursachen könnte, zu vergewissern. Sie waren sehr bedeutend, jedenfalls zu bedeutend für meine Mittel, und fast wäre das ganze Projekt unausgeführt geblieben, wenn nicht Hayn, von der Idee ergriffen, die Hälfte der Kosten übernommen hätte. Drei Wochen wurde ununterbrochen an diesen 120 000 Exemplaren gedruckt und die zunächst fertig werdenden Exemplare an diejenigen Regimenter geschickt, welche in den entferntesten Garnisonen standen, während die Regimenter der Berliner Garnison die Blätter erst am 3. August erhielten. Auf dem Blatte selbst und in den Begleitschreiben an die Regimenter hatte ich gebeten, daß die Empfänger des Blattes am Geburtstage des Königs, mittags 12 Uhr, sich zusammenthun und das Lied singen möchten, weil sie dann die Gewißheit hätten, daß die ganze preußische Armee, von Saarlouis bis Tilsit und von Cosel bis Stralsund, in einem und demselben Augenblicke vereint das Loblied für ihren König singe.

Der Erfolg bewies, daß die Regimentskommandeure durchgängig diesen Wunsch erfüllt hatten, und daß wirklich am 3. August 1833, mittags 12 Uhr, in allen Garnisonen, auch in den kleinsten, ja selbst von den isolirt stehenden Landwehrstämmen, das Lied gesungen und die Erklärung vorgelesen worden war. In Berlin wurden ich und der Buchdruckereibesitzer Hayn, ebenfalls Wehrmann im 20. Landwehr-Regiment, von dem 2. Garde-Regiment zu Fuß feierlich eingeladen, an den Festlichkeiten auf dem Kasernenhofe desselben Theil zu nehmen, und hier las ich vor dem Absingen des Liedes, in welches alle drei Bataillone des Regiments einstimmten, die Erklärung vor. Natürlich waren wir beide in Uniform und hatten

vielfache Freude und Genugthuung an der Ausführung dieses Gedankens überhaupt.

Der König war schon im Juli nach Teplitz gereist, also zur Feier seines Geburtsfestes nicht in Berlin anwesend. General v. Witzleben, der um die ganze Sache wußte und die Erlaubniß gegeben hatte, mich direkt an die Regimenter wenden zu dürfen, hatte dem Könige vorher nichts davon gesagt, überreichte aber in Teplitz um 12 Uhr mittags bei einem Spaziergange, wo der König gerade von einer Höhe sinnend in das Thal hinabsah, ein Exemplar mit dem Hinzufügen, daß in diesem Augenblick die ganze preußische Armee das Lied singe und ihre Wünsche für das Wohl Seiner Majestät vereinige. Durch einen Brief erfuhr ich von dem General v. Witzleben, daß der König die Idee sowohl als die Ausführung gut aufgenommen. Als im darauf folgenden Winter die Theatervorstellungen im Palais der königlichen Prinzessinnen wieder begannen, sagte der König in der Fensternische zu mir:

„Haben mir eine Ueberraschung zu meinem Geburtstage gemacht. — Sonderbare Idee, daß alle Soldaten auf einmal singen sollen! — Werden sich hoffentlich nicht wieder so viele Kosten machen! Weiß doch, was ich von Ihnen zu halten habe. So was wird leicht mißverstanden, wenn es auch aus gutem Herzen kommt!" —

Im Jahre 1837 spielte ich in einem kleinen Stücke, von Angely aus dem Französischen übersetzt, die Rolle eines Arztes. Die Rolle war an sich ganz unbedeutend, eine sogenannte „utilité", und es mußte mir daher schon während des Spieles auffallen, daß mein Erscheinen jedesmal in dem kleinen, aber gewiß ausgesuchten Publikum eine fast laute Bewegung hervorrief. Wenn ich eine Prise nahm oder die Brille abwischte, Dinge, die ich häufig bei Aerzten beobachtet hatte, da sie oft von den kalten Straßen in die warme Luft eines Krankenzimmers treten, so entstand jedesmal ein Flüstern und unterdrücktes Lachen,

das sich einige Mal sogar bis zum lauten Ausbruche, an jenem Orte eine Seltenheit, steigerte. Ich war zwar erfreut, daß mein Spiel so wirkte, aber eigentlich doch noch mehr erstaunt, weil die Rolle selbst eigentlich gar keine Gelegenheit zu einem solchen Hervortreten bot. Neugierig betrat ich während des darauf folgenden Ballets das blaue Zimmer, und als die Vorstellung vorüber war, wurde ich alsobald umringt und mit Komplimenten überschüttet, daß ich den berühmten Arzt Geheimen Rath Rust so trefflich kopirt. — Ich erschrak, da ich den Geheimen Rath Rust weder näher kannte, noch je gesehen hatte. — Meine Versicherung fand keinen Glauben. Anzug, Haartracht, Brille, Prisenehmen, das alles sollte täuschend dem Geheimen Rathe Rust nachgeahmt worden sein. Bei meiner Abneigung gegen dergleichen und bei der großen Unschicklichkeit, die es gewesen wäre, gerade an diesem Orte vor den Allerhöchsten Herrschaften einen verdienten Mann lächerlich zu machen, befand ich mich in der größten Verlegenheit und konnte die Komplimente selbst durch die Versicherung nicht beschwichtigen, daß ich bei der nächsten Aufführung des Stückes mich ganz anders kleiden, weder eine Brille tragen, noch schnupfen würde. Das Hin- und Hersprechen, Zureden und Abwehren wurde endlich so lebhaft, daß der König sich der Gruppe näherte und mich fragte, was denn so eifrig verhandelt werde. — Ich erzählte stockend und verlegen den Gegenstand des Gesprächs und muß wohl in meinem Betheuern nicht den rechten Ausdruck getroffen haben oder mein Vertheidigen wie eine Ausrede erschienen sein, kurz, die Herren lachten laut auf. — Sofort schwieg ich; denn gegen Lacher giebt es keine Gründe. Der König bemerkte das und sagte:

„Können Schneidern schon glauben, wenn er sagt, daß er Rusten nicht kennt. — Ist ein ehrlicher Mann, kenne ihn schon lange als solchen, wird Ihnen nichts vormachen!“ —

Ich habe Ursache zu glauben, daß das letzte Lächeln des Hochseligen Königs in seinem vielgeprüften Leben mir gegolten

hat. — Es war am 10. Mai 1840. Im Opernhause wurde „Die Verrätherin" und das Intermezzo „Die Hamadryaden" von P. Taglioni mit Musik von Adam gegeben, worin ich den Boreas, einen alten emeritirten Nordwind, die komische Person des Stückes, spielte. — Mein erstes Erscheinen auf der Bühne geschah vermittelst eines eigenthümlichen Flugwerks, welches wie ein Pendel an zwei starken Drähten aus der Höhe einer Seitenkulisse hervor bis über die Lampen des Orchesters hinausschwang und mich dann in der Mitte der Bühne absetzte. Dieses dem englischen Theater entnommene Flugwerk machte bei seiner anscheinenden Gefährlichkeit jedesmal einen großen Effekt im Publikum, und da ich von der Seite der königlichen Loge aus dem Hintergrunde nach der Fremdenloge herüber und vorflog, so legte sich der König jedesmal aus der Loge, um mein Erscheinen zu sehen. — Eine Veränderung an der Dekoration machte in der Vorstellung am 10. Mai 1840 auch eine Veränderung in der Richtung des Flugwerks nöthig, und ich mußte von der Seite der Fremdenloge schräg nach der königlichen Loge vorfliegen. — Kurz vor Anfang der Hamadryaden erschien des Königs Majestät, damals schon sehr leidend, in seiner Loge und mit Allerhöchstdemselben Ihre Durchlaucht die Frau Fürstin von Liegnitz. Ich konnte, da ich bereits in der Höhe auf meinem Flugwerk stand, deutlich wahrnehmen, daß der König sehr stark hustete und die Frau Fürstin sich mehrmals ungemein besorgt nach ihm umschaute. Als die Musik mein Auftreten ankündigte, sah ich, wie der König die Frau Fürstin, welche das Stück noch nicht gesehen hatte, auf die Stelle aufmerksam machte, von woher ich bisher heruntergeflogen war. Während der König und die Fürstin sich herauslegten, um auf die Seitenkulissen zu blicken, wurde das Signal gegeben, die Gewichte fielen, und ich flog im heftigen Schwunge bis vor die königliche Seitenloge nur wenige Fuß von der Brüstung entfernt, so daß ich das ganze Innere der Loge übersehen konnte. Mein Erscheinen war so überraschend

und die veränderte Richtung so unerwartet, daß der König lächelte, was ich deutlich bemerken konnte.

Gleich nachher noch während meiner großen Arie hörte ich den König noch stärker als gewöhnlich husten und sah ihn das Theater verlassen, wohin er nie wieder zurückkehren sollte!

Ich hatte sein letztes Lächeln gehabt. — —

Geschrieben in Potsdam im Dezember 1854.

Kalisch.

1835.

Am 22. März 1835 langte bei der General-Intendantur der königlichen Schauspiele in Berlin ein Schreiben des preußischen Militär-Bevollmächtigten am kaiserlich russischen Hofe, Obersten v. Rauch, aus St. Petersburg an, in welchem angezeigt wurde, daß Seine Majestät der Kaiser von Rußland den Wunsch ausgesprochen, die Schauspieler Rüthling, Schneider und Gern, dann Fräulein Charlotte v. Hagn und das Ehepaar Taglioni, bei der im September desselben Jahres beabsichtigten Zusammenkunft mit Seiner Majestät dem Könige in Kalisch, auf einem dort zu errichtenden Theater spielen und tanzen zu sehen. — Wahrscheinlich hatte der Wunsch des Kaisers, seinen königlichen Schwiegervater während des bevorstehenden Aufenthaltes in Kalisch ganz mit der in Berlin gewohnten Umgebung zu überraschen, so wie das Beispiel der zwei Jahre früher in Schwedt ebenfalls bei einer Zusammenkunft beider Monarchen stattgefundenen Miniatur-Schauspiel-Vorstellungen — über die ich vorn in partibus berichtet — die Veranlassung zu dieser Mittheilung gegeben. Es war in diesem Briefe des Obersten v. Rauch erwähnt, daß die Theatervorstellungen in Kalisch sich ungefähr auf das Maß der Theaterabende im Palais der königlichen Prinzessinnen in Berlin beschränken

sollten und daher möglichst wenige Personen, etwa nur die in dem Lustspiele „Die Einfalt vom Lande“ beschäftigten, nach Kalisch zu senden sein dürften.

Natürlich machte die Nachricht einen lebhaften Eindruck auf das ganze Theaterpersonal. Die kaiserlichen Dosen und Ringe, sowie der ganze seltsame Apparat der Reise nach Schwedt waren noch in aller Gedächtniß, und es fand sich von allen Seiten eine entschiedene Bereitwilligkeit vor, die Wünsche des Kaisers zu erfüllen. Es entstand, wie Scheerenberg in seinem köstlichen „Zieten-Ritte“ sagt:

„Gewimmel und Getümmel schier,
Als wär's ein Ameisenhaufen,
Darüber ein fremdes Ungethier
Aufstörend hinweggelaufen.“

Die in dem Petersburger Schreiben genannten Personen konnten allerdings sehr viel ruhiger über das Mitgenommenwerden denken, als die anderen, sahen also mit fühlbarem Stolze auf die Vorschläge, Nothwendigkeiten, Unvermeidlichkeiten und dringenden Bedürfnisse herab, welche von den Mitgenommenwerden-Wollenden nun erfunden wurden. Die ziemlich zahlreichen Hoffnungen waren um so natürlicher, als man jetzt unter dem Siegel des äußersten Geheimnisses erfuhr, daß bereits vierzehn Tage früher von dem preußischen Konsul in Warschau ein vertrauliches Schreiben an den General-Intendanten, Grafen Redern, eingelaufen war, in welchem auch schon Erkundigungen über die zu erwartenden 60 — sage sechszig — Personen eingezogen wurden, die einem Gerüchte aus Petersburg zufolge in Kalisch einzuquartieren und zu verpflegen sein würden. Der preußische Konsul Niederstetter schrieb darin, daß er im Auftrage einer dortigen einflußreichen Person, wie sich nachher auswies, des General v. Rautenstrauch, sich unter der Hand nach den in Berlin etwa schon getroffenen Anordnungen für das nach Kalisch zu sendende dramatische Kontingent erkundigen solle.

Es sei bereits das in Kalisch befindliche Schauspielhaus für diesen Zweck von der Regierung angekauft und werde im Innern ganz neu eingerichtet. Der Fürst-Statthalter von Polen habe deswegen, in Begleitung des General v. Rautenstrauch, als General-Intendanten der Warschauer Theater, eine Reise nach Kalisch gemacht und geäußert, man möge sich auf Unterbringung von sechszig Berliner Schauspielern und Schauspielerinnen einrichten. Jene einflußreiche Person wünsche nun einige nähere Nachrichten über diese Personen, da eine so beträchtliche Anzahl natürlich sehr verschiedene Verdienste, Verhältnisse, Ansprüche und Erfordernisse enthalten dürfte; eine Bemerkung, die einen vortheilhaften Begriff von der Anschauungsweise und den theatralischen Erfahrungen jener einflußreichen Person erweckte. Zugleich ist die einflußreiche Person aber auch ungemein vorsichtig und bittet dringend, daß die Antwort eine direkte, vertrauliche und auf sicherem Wege beförderte sein möge. „Um Gotteswillen möge Graf Redern nicht offiziell über Petersburg und durch den Fürsten-Statthalter antworten, weil dies an beiden Orten eine Rüge für die unautorisirte Anfrage zur Folge haben würde."

Da man zur Zeit, als dieser Brief in Berlin einging, noch nicht das Geringste von dem Plane überhaupt wußte, so wurde die Antwort in der That ungefährlich, nämlich, daß man hierorts keine Ahnung von der ganzen Sache habe; welche Rückäußerung denn auch hoffentlich weder in Petersburg, noch in Warschau eine Rüge veranlaßt haben wird. Mit dem Schreiben des Obersten v. Rauch trat die Sache nun aber in eine ganz andere Phase; nur wußte man nicht, ob der Kaiser dem Könige damit eine Ueberraschung bereiten wolle, — dann durfte, wenigstens äußerlich, Seine Majestät der König nicht behelligt werden, — oder ob die ganze Sache offiziell behandelt werden sollte. Dies Bedenken erklärt die Verzögerung der Antwort des General-Intendanten an den Obersten v. Rauch, da diese erst nach vier Wochen erfolgte. Beigelegt war eine Liste von 14 Schauspielern

und Schauspielerinnen, 9 Solo-Tänzern und -Tänzerinnen, 8 Musikern und sonst allerlei Hülfspersonal, zusammen 49 Personen mit in Summa 107 Thalern Diäten pro Tag. Diese zwar nicht ganz 60 Personen betragende, aber sich auch keineswegs auf das nur dringend Nöthige beschränkende Liste kam mit der ebenso hochachtungsvollen wie ergebensten Bemerkung des Fürsten Wolchonsky, Minister des kaiserlichen Hauses, aus Petersburg zurück:

„que Sa Majesté Impériale avait jugé inutile l'envoi des danseuses Galster, Wandt, Schultz, Schubart, Bethge, du danseur Stullmüller, des sept élèves du Corps de Ballet, des sept musiciens et de cinq hommes de service“

weil das Hülfspersonal und das Ballet, außer Madame und Herrn Taglioni, von den kaiserlichen Theatern in Warschau entnommen werden könne.

Dieses kaiserliche „jugé inutile“ war ein Donnerschlag für nicht weniger als 28 Hoffende, denn gerade diese Zahl wurde nun gestrichen und eine Liste von 21 Personen, einschließlich Souffleur, Theater-Inspektor, Garderobier u. s. w., nach Petersburg geschickt. — Als Basis war das Personal in dem Lustspiel „Die Einfalt vom Lande“ angenommen, und alle anderen Stücke wurden für diese Personen eingerichtet, und wenn sich später russenfreundliche und russenfeindliche Stimmungen in den Reihen der Berliner Theater-Mitglieder bemerklich gemacht haben sollten, so würden sich diese Gemüthsstimmungen auf die Gesichtspunkte der Mitgenommenen und der Gestrichenen zurückführen lassen.

Eine vollständige Gewißheit erhielten die Ersteren auch erst am 16. August, wo ein Zirkular die Auserwählten von der ihnen zugedachten Ehre benachrichtigte. Es waren nun die Herren: Crüsemann, Gern, Grua, Krüger, Rüthling, Schneider, Stawinsky, Taglioni, Walz, Weiß und Wiehl — und die Damen: Crüsemann, Erck, v. Hagn, Komitsch, Taglioni und Klara Hartmann, — der Theater-Inspektor Gropius, der

Souffleur Wolff und sonst Hülfspersonen. — Außer mehreren neuen Stücken wurden auch die damals beliebten „lebenden Bilder“ vorbereitet — aber später nicht gewählt — und in einer lebhaften Korrespondenz nun direkt mit dem General v. Rautenstrauch in Warschau alles Nöthige über Dekorationen und sonstiges Beiwerk verhandelt.

Ich freute mich außerordentlich auf diese Reise! Abgesehen davon, daß ich die Ehre gehabt hatte, unter den vom Kaiser persönlich Genannten zu sein und einige sogenannte „gute Rollen“ in Aussicht zu haben, zog mich die Truppenversammlung in hohem Grade an. Preußische Truppen sollten dort mit russischen zusammen vor den Monarchen erscheinen und zwar unter den großartigsten Verhältnissen. Das war für meine Neigung, dann aber für den Soldatenfreund, dem die Schilderungen und Berichte zugute kommen mußten, eine reiche Ernte. Damals arbeitete ich für die „Staatszeitung“ die spanischen und portugiesischen Artikel, und der mit meinen Eltern in einem Hause wohnende Geheime Rath Philippsborn, welcher an der Spitze dieser damals besten Zeitung Berlins stand, wünschte, daß ich von Kalisch aus an die Staatszeitung berichten möchte. So war voraussichtlich mancherlei Freude und Befriedigung von dieser Reise zu erwarten.

Da der Kaiser in Schwedt so herzlich über Berliner Lokalscherze gelacht hatte, diesmal aber Beckmann vom Königstädtischen Theater nicht mit dabei war, so entwarf ich eine Berliner Lokalposse in dem damals beliebten Genre und nach der Idee des später so oft gegebenen Vaudevilles „Fröhlich“. — Man setzte dieselbe, einstweilen noch ohne Titel, mit auf das nach Warschau gesandte Verzeichniß der aufzuführenden neuen Stücke; als aber die Musiker gestrichen wurden, auf deren exaktes Mitwirken bei dieser Vaudevilleposse gerechnet worden war, fiel mein Plan ins Wasser, so daß ich weiter keine Mühe hatte, einen Titel für das offiziell unbetitelt nach Petersburg gemeldete Stück zu erfinden.

Sonst bereitete ich mich durch allerlei nicht eigentlich zu dem

dramatischen Zwecke Gehörendes auf die Reise vor. Ich übersetzte ein bei der Landung russischer Garde-Detachements in Danzig bekannt gewordenes Gedicht, machte eine Antwort darauf, lernte aus dem „Guide de Voyageur“ der Madame de Genlis einen sehr bedeutenden Vorrath russischer Gespräche auswendig, suchte mich über die russische Armee zu unterrichten und versäumte wenigstens meinerseits nichts, was helfen und fördern konnte.

So kam der September heran. Dem Ausmarsch des preußischen Garde-Detachements aus Berlin hatte ich natürlich beigewohnt, ihm sehnsuchtsvoll nachgesehen und im Stillen an „Wiedersehen dort auf jenen Feldern!“ gedacht. Die Truppen waren also schon voraus, nun sollte die Truppe nachrücken. Die Postbehörde hatte gewünscht, daß dies en échelons geschehen möchte, was ein zuvorkommendes Eingehen auf die militärischen Zwecke und Formen der Kalischer Truppenversammlung bewies. Demnach fuhren am Donnerstag den 3. September, abends 7 Uhr, Herr und Madame Taglioni, nebst Mademoiselle Klara Hartmann in einem, Fräulein v. Hagn nebst nicht zum Kontingent gehörender, also Privat-Schwester und einer Garderobiere in einem zweiten Wagen, — am Freitag früh der bergartig aufgehäufte Packwagen mit einem Theaterarbeiter Fritze, — abends 7 Uhr die Herren Weiß, Rüthling, Gern, Krüger, Grua und der Souffleur Wolff in einem sechssitzigen Schnellpostwagen, — am Sonnabend früh Herr und Madame Crüsemann — und am Abend desselben Tages alle übrigen in einem neunsitzigen Schnellpostwagen ab. Beide Postungeheuer waren für die ganze Dauer der Hin- und Rückreise bestimmt und wurden mit Extrapost befördert.

Am Morgen der Abreise meldete Madame Komitsch, daß sie, nach Verordnung des Arztes, nicht die Nacht hindurch fahren könne, sondern wenigstens ein Nachtquartier auf der Reise bewilligt erhalten müsse. Da die ganze Reiseroute auf ein bestimmtes Eintreffen berechnet war, so verschob diese unvermuthete und etwas spät eintreffende Hiobspost den ganzen Plan. Es

mußten daher weniger medizinische, als Intendantur-Mittel angewendet werden, und diese bestanden in der kühlen Andeutung, daß in diesem Falle eine andere Schauspielerin die Rollen übernehmen werde, für welche Madame Komitsch nach Kalisch mitgehn sollte. Das Mittel wirkte, und das Schlußkontingent fuhr Sonnabend abends 9 Uhr ab. Im Kabriolet saßen Wiehl, Waltz, ein sehr dicker, auch sonst nur geringe Annehmlichkeiten bietender Mann, der bloß mitgenommen wurde, um einen Schweizertanz der beiden Taglioni's mit Jodeln zu begleiten, und ich. Im Innern des Wagens saßen der Regisseur Stawinsky, die Damen Komitsch und Erck und die Herren Grua und Janson, der letztere ein Chorist, ebenfalls Jodelns wegen mitgenommen.

Da im Jahre 1835 noch durchaus keine Eisenbahnen die geringen Annehmlichkeiten der Gegend schneller verschwinden ließen, so war uns dreien vorne im Kabriolet ganz angenehm zu Muthe, daß wir diese Gegend durch Dunkelheit versäumten. Es war zwar unfreundlich und naßkalt, aber dafür entschädigte schon die Hoffnung auf den nächsten Tag. Früh am Tage kamen wir in Frankfurt a. O. an, wo gefrühstückt wurde und Madame Komitsch einige Stunden Ruhe verlangte. Das konnte menschlicherweise nicht abgeschlagen werden, und die übrigen benutzten diese Zeit, um die herrliche Domkirche zu besehen. Als ich von dort zurückkam und nach meinen im Wagen zurückgelassenen Sachen sehen wollte, fand ich dieselben mit großer Sauberkeit auf einen Platz im Innern des Wagens gepackt, auf meinem bisherigen Platze im Kabriolet aber die Sachen des Fräulein Erck und daneben die des Herrn Grua. Mit eben so großer Sauberkeit packte ich die Damensachen wieder in das Innere, die meinigen an ihre frühere Stelle und eingedenk des beati possidentes! mich selbst sofort in die Kabriolet-Ecke, obgleich nach lange nicht eingestiegen wurde. Als dieser schöne Moment indessen endlich herankam, erschien auch Kollege Grua, wollte sich in kühnem Schwunge in das Kabriolet setzen, blieb aber in etwas verblüffter Attitüde auf

dem Rade stehen, als er mich bereits glücklich wieder auf meinem Platze angelangt sah.

„Aber da wollen wir ja sitzen, Mlle. Erck und ich!“ —

„Das kann ich mir lebhaft denken, denn bei Tage wird es hier angenehmer sein, als im Wagen!“ —

„Deswegen habe ich ja schon die Sachen hierhergelegt!“ —

„Und ich bin so frei gewesen, sie wieder dahin zu legen, wohin sie gehören. Danke übrigens sehr für die Sauberkeit, mit der Sie meine Sachen behandelt haben.“

„Aber wir haben das mit dem Regisseur Stawinsky so abgemacht!“

„Wenn der Regisseur Stawinsky einen Wechsel der Plätze wünscht, so bin ich sehr gern bereit und werde mich die nächste Nacht in das Innere setzen; denn da ist es nachts wahrscheinlich angenehmer, als hier draußen.“

„Aber Sie werden doch gegen eine Dame nicht ungefällig sein?“

„Gewiß nicht, wenn die Dame einen Wunsch gegen mich ausspricht; wenn aber statt dessen die allerdings kürzere Prozedur des unbefugten Sachen-Wegpackens gewählt wird, so bin ich wirklich im Stande, mich dem Rufe eines unhöflichen Menschen auszusetzen.“

Als Illustration für das Gesagte trällerte ich die Melodie aus Johann von Paris: „Ich bin hier, und bleibe da!“ Da Kollege Grua in früherer Zeit den Johann von Paris gespielt, so verstand er die Musik auch als Lied ohne Worte, womit die Unterhaltung in Frankfurt a. O. ein Ende hatte und für den übrigen Theil der Reise ein etwas gespanntes Verhältniß eintrat.

In Krossen wurde zu Mittag und in Grüneberg zu Abend gegessen, wo Herr Stawinsky im Bewußtsein der verheißenen drei Thaler Reisediäten einige verhängnißvolle Flaschen des dort erzeugten Champagners zum Besten gab. — Wer eine Nacht im Postwagen vor sich hat, soll überhaupt keinen Champagner, noch viel weniger aber Grüneberger Champagner trinken. Ich war so

vorsichtig, dies vorher, die andern am anderen Morgen so unwohl, dies nachher einzusehen. Es soll dies denn auch im Innern des Wagens eine wenig ergötzliche Nacht gewesen sein; aber auch im Kabriolet hatte sie ihre Uebelstände, denn Herr Waltz saß in demselben. Wer ihn kannte, wird mir seine Theilnahme nicht versagen.

Eine rasche Folge mäßiger Naturschönheiten brachte uns am nächsten Mittage nach Guhrau, einem Städtchen, das ebenso merkwürdig durch eine dort garnisonirende Schwadron des 2. Leib-Husaren-Regiments, wie durch gerade 99 Windmühlen ist, die in malerischer Ununterbrochenheit auf einem Bergrücken vor demselben stehen. Hier waren wir schon unter polnisch sprechenden Einwohnern, und auch von polnischer Wirthschaft sollten wir bald genug einen Vorgeschmack bekommen. Nachdem nämlich Madame Komitsch am vorigen Abend in Grüneberg um einige Stunden Ruhe vergebens gebeten, erklärte sie plötzlich, von Guhrau aus nicht weiterreisen zu können, wenn sie nicht wenigstens etwas geruht. — Natürlich wurden demgemäß Anordnungen getroffen und einstweilen zu Mittag gegessen. Ich benutzte diese Zeit zu einem ersten Briefe an meine Frau, und konnte demselben einen naturhistorischen Beweis beilegen, daß wir uns bereits in Polen befänden. Beim Mittagessen wurden nämlich zwei Suppenterrinen aufgetragen, und zwischen ihnen bemerkte ich sofort eines jener bräunlich gefärbten, plattgedrückten Insekten, welches sich aus einer Naht des Tischtuches hervorzwängte und in bewundernswerther Regelmäßigkeit zwischen den erwähnten beiden Terrinen anscheinend rathlos hin- und herspazierte. Dem begreiflichen Schrei des Entsetzens und dem sofortigen Vergehen mehrerer Appetite folgte die Tödtung des unschuldigen, nur gerade hier nicht hergehörigen Thierchens, worauf ich mich desselben bemächtigte, es mit Siegellack im Innern meines ehe-ständlichen Briefes befestigte und die Worte darunter setzte: „Erster Gruß aus Polen!" Eine Beschreibung der eigenthüm-

lichen Lokalität und der Umstände, unter denen dieses ländlich-sittliche Insekt gefangen, wurde hinzugefügt und hat in Berlin einen nachhaltigen Eindruck hervorgebracht.

Von Guhrau bis Kalisch hatten wir keine Chaussee, und statt der vier Pferde mußten nun sechs, bei Krotoschin sogar acht dergleichen vor den schweren Wagen gelegt werden. Tiefer Sand ließ an manchen Stellen die fluchenden Postillone kaum vorwärts kommen, und in der Gegend von Kobylin war es nahe daran, daß wir in dunkler Nacht ganz liegen blieben. Als wir in dem genannten Städtchen ankamen, war der dortige Postmeister fuchswild auf die polnischen Fuhrknechte, die auf den vier Hülfspferden gesessen, und überzeugte sie durch ungemein lange anhaltende Prügel, daß sie sich seine Unzufriedenheit zugezogen. Nachdem die Geprügelten dies eine auffallend lange Zeit unter Betheuerungen ihrer Unschuld ausgehalten, entzogen sie sich einer auf diese Weise fortgesetzten Unterhaltung, indem sie sich auf die Pferde warfen und in die Nacht hineingaloppirten. Dadurch entging dem Postmeister, einem Polen mit starkem Schnurrbart, einer Konföderatkamütze und einem Schafpelz bekleidet, die nöthige Hülfe beim Schmieren des Wagens, und wir sahen hier eine zweite nationale Merkwürdigkeit. In der Schmierbutte befand sich nämlich kein Pinsel zum Auftragen der Schmiere auf die Achsen; Kobylins Postmeister wußte sich zu helfen; er fuhr unter Flüchen gegen die weggerittenen Fuhrknechte mit der Hand in die Butte, besorgte so das ganze Schmiergeschäft und wischte sich schließlich die dazu gebrauchte Hand an seinem Schafpelze ab. Als er im höchsten Diensteifer dies Unglaubliche geleistet, lud er uns höflich und in gebrochenem Deutsch ein, ob wir nicht aussteigen und etwas bei ihm genießen wollten, er sei nämlich auch Gastwirth. Schon wollten die Passagiere im Innern der Einladung folgen. Die Unglücklichen! sie hatten das Einschmieren der Achsen ja nicht sehen können — als wir im Kabriolet noch rechtzeitig unsre Warnung eintreten ließen.

Bis Ostrowo kamen wir nur sehr langsam von der Stelle. Von dort wurde die Beförderung besser, und am Dienstag den 8. September nachmittags kamen wir bei Skalmierczyze an die russische Grenze. Hinter Grüneberg hatte der Regisseur Stawinsky plötzlich eine Geschwulst in den Beinen bekommen, die ihn sehr schmerzte und ihm das Aussteigen aus dem Wagen fast unmöglich machte. Der Paß und die sonstigen Legitimationspapiere wurden daher mir überantwortet, und ich hatte nun mehrere sehr fortgesetzte Unterhaltungen sowohl mit der Grenzpolizei als mit Steuerbeamten. Da gerade damals in allen Zeitungen das Gerücht spukte, polnische Flüchtlinge ständen dem Kaiser nach dem Leben, so war die Kontrole eine sehr geschärfte, und wir wurden nach allen Seiten hin examinirt, ob wir auch wirklich die im Passe ohne Personsbeschreibung angegebenen und von Berlin angemeldeten Personen seien. — Weit entfernt, daß mein bischen Russisch uns nützlich gewesen wäre, schien den Grenzbeamten gerade dieser Umstand verdächtig. Als aber mehrere preußische Garde-Offiziere, die aus dem preußischen Lager an der Grenze bei Bosczkow nach Skalmierczyze gekommen waren, uns erkannten und begrüßten, da schienen die Zweifel geschwunden, und nur die Steuerbeamten konnten den Schmerz darüber nicht unterdrücken, daß sie laut speziellen Befehls des Fürsten-Statthalters unsern Wagen nicht untersuchen durften.

Während der mannigfachen Verzögerung konnten wir einen Trupp Tscherkessen aus der unmittelbaren Umgebung des Fürsten-Statthalters, die dort stationirt waren, betrachten. Auch die Kosaken waren uns Gegenstände besonderer Neugier, die späterhin allerdings massenhaft und bis zur äußersten Genüge befriedigt wurde. Auf einer wunderschönen Chaussee fuhren wir jetzt auf das nahe Kalisch zu, links in einiger Entfernung neben uns das preußische, weiterhin das russische Lager mit seinen Tausenden weißblinkender Zelte.

Mit dem langen Aufenthalte an der Grenze glaubten wir

unsere polizeilichen und steuerlichen Verhöre beendet; der am Eingange zur Stadt niedergelassene Schlagbaum belehrte uns aber, daß hier noch ein zweites zu bestehen sei, was noch länger dauerte, weil vor uns andere Reisende aus Schlesien angekommen waren. Die schon am Tage vorher eingetroffenen Kollegen Rüthling, Weiß und Krüger waren uns aber entgegengekommen und empfingen uns an der Barriere mit der ersten Ladung bereits gesammelter Erfahrungen, die freilich wenig tröstlich lauteten. Nach fast stundenlangem Warten auf einen dem Passe beigefügten Vermerk, der nichts weiter enthielt, als daß wir einpassirt seien, fuhren wir in die belebte Stadt ein und wurden in der Promenade, gegenüber dem ehemaligen preußischen Regierungsgebäude, an deren Ende das noch im Bau begriffene Theater stand, vor ein großes Haus gebracht, das ursprünglich zur Wohnung für den Erzherzog Maximilian von Este bestimmt, dann aber dem Berliner Schauspielpersonale überwiesen worden war.

Im ersten Stocke dieses von außen ganz behaglich, ja vornehm aussehenden Hauses befand sich in der Mitte ein Saal mit einem Balkon nach der Promenade, links zwei Zimmer, in deren erstem Madame Komitsch und Mlle. Erck und im zweiten Herr und Madame Crüsemann, rechts zwei andere Zimmer, in welchen sämmtliche Männer wohnen sollten. — Fräulein v. Hagn und ihre Schwester, sowie das Ehepaar Taglioni waren besonders und in andere Häuser in der Stadt einquartiert. — Kaum waren wir oberflächlich mit unserm Reisegepäck installirt und der sehr an den Füßen leidende Regisseur Stawinsky die Treppe hinaufgebracht, als wir ein seltsames Kettengeklirr und Stampfen auf der Treppe und sonst im Hause hörten. Die schon gestern Angekommenen riefen: „Nun werdet Ihr unsere Kammerdiener kennen lernen!“ — und siehe da, plötzlich kamen durch die Thür zwei feldmäßig bepackte Infanteristen in ihren langen grauen Mänteln, blieben, sich umsehend, in der Mitte des Saales stehen und

hatten die Gewehre zu jedem Gebrauche fertig in der rechten Hand. Es dauerte denn auch nicht lange, so rasselten zehn Festungs-Baugefangene in grauen Jacken, mit Ketten an Händen und Füßen und jeder eine Matratze auf dem Kopfe tragend, in den Saal, legten ihre Last ab und marschirten dann, ohne ein Wort zu sagen, wieder die Treppe hinunter. Auf der Treppe waren zwei Soldaten stehen geblieben und vor dem Hause ebenfalls zwei, so lange diese geschlossene Gesellschaft oben war. Vom Balkon aus sah ich, wie die Soldaten die aus dem Hause Kommenden wieder in Empfang nahmen und nach dem Schlosse führten. Mit offenem Munde sahen wir diesen seltsamen Matratzentransport und wurden belehrt, daß wegen Mangels an Dienerschaft Baugefangene sämmtliche Möbel, Wäsche und sonstige Utensilien schon vorgestern und gestern in das ganz leer gefundene Haus gebracht. Nach einer halben Stunde klirrten dieselben improvisirten Kammerdiener, jeder mit einem Waschnapf und einer Wasserkanne in der Hand, wieder die Treppe herauf, und so wiederholte sich dieser scheußliche Besuch, bis alles Nöthige für die zuletzt Angekommenen herbeigebracht worden war.

Der erste Eindruck war so kein besonders angenehmer. Die nächstfolgenden sollten ihm aber nicht viel nachgeben. In dem Zimmer der elf Männer befand sich keine Bettstelle, sondern die Matratzen lagen auf der bloßen Diele. In dem Saale war außer einem großen runden Tisch und einigen Stühlen keine Spur von einem Möbel. — Die Waschbecken konnten nur in der Küche auf dem Herde aufgestellt werden. — Von einem Schranke oder auch nur Nägeln zum Anhängen der Kleider war keine Rede. — Kurz, das Ganze sah so unglaublich unwirthlich und trostlos aus, daß allerlei Unzufriedenheit und Mißbehagen in sicherer Aussicht stand. — Stawinsky mußte gleich auf ein Lager gebracht werden, auf eine Bedienung oder auf Essen und Trinken war aber keine Hoffnung. Wer hungrig war, mußte sich auf seine eigene Hand in der Stadt etwas suchen,

was denn auch einige, freilich mit sehr mangelhaftem Erfolge, thaten. —

Man hörte allerlei Kuriosa. Das Theater schien zwar äußerlich fertig, war es aber im Innern so wenig, daß es ganz unmöglich schien, vor einigen Wochen darin zu spielen; so meinten die meisten, kannten aber Rußland nicht, wo es dergleichen Unmöglichkeiten nicht giebt. — Das Haus, in dem wir wohnten, hatte der Besitzer nolens volens verlassen müssen, weil es zum Quartier für den Erzherzog bestimmt war. Als er fort war, hatte man nach und nach alle, aber auch wirklich alle Möbel aus demselben abgeholt, um die Quartiere der fremden Herrschaften zu möbliren, und das Schlimmste war, daß wir Berliner Schauspieler von dem Intendanten der Warschauer Theater, dem General v. Rautenstrauch, jener einflußreichen Person, allem Anschein nach sehr ungern gesehen, jedenfalls aber mit großer Nichtachtung behandelt wurden. — General v. Rautenstrauch hatte gehofft, der Kaiser werde die Warschauer Schauspieler in Kalisch spielen lassen, und sich namentlich gefreut, das von ihm gebildete Ballet vorführen zu dürfen. Nun war die befohlene Anwesenheit des Tänzerpaares Taglioni dem General ein Dorn im Auge, weil durch diese seine Tänzer und Tänzerinnen allerdings etwas in den Schatten gestellt wurden. Es war ihm auch unerklärlich, daß so viele Umstände mit den deutschen Schauspielern gemacht wurden, und er bemühte sich daher seinerseits, diese Eindrücke möglichst zu verwischen. Den Regisseur Weiß, einen ungemein sanften und bescheidenen Mann, der sich als einstweiliger Vorstand bei dem General v. Rautenstrauch gemeldet, da die Ankunft des General-Intendanten Grafen Redern immer noch erwartet wurde, hatte er geradezu grob und im hohen Grade wegwerfend behandelt, so daß dieser mit trübem Blick auf die Zeit des Aufenthalts in Kalisch sah. Die Unterbeamten des Warschauer Theaters, sämmtlich Polen, waren zwar höflicher, aber desto erfinderischer in allen möglichen Schwierigkeiten.

Nur eins war und blieb nicht allein gut, sondern auch im Ueberfluß: Wein aus der kaiserlichen Kellerei. Das waren denn freilich wenig erfreuliche Nachrichten! Dazu Stawinsky krank, Madame Komitsch sehr von der Reise angegriffen, allerlei Hader wegen bevorzugter Wohnung und Behandlung der Fräulein v. Hagn und Taglioni's bereits im Gange und sonst verschiedener Unfriede auf den Gesichtern zu lesen.

Am andern Tage entstand eine tolle Wirthschaft. Jeder mußte sich sein Bett selbst machen. Das Waschen konnte nur auf dem Herde in der Küche geschehen; das Rasiren konnte aber gar nicht geschehen, weil auch nicht die entferuteste Spur eines Spiegels vorhanden und ein Barbier am ersten Tage gar nicht aufzutreiben war. Um Kaffee anzuschaffen, mußte jeder 1½ polnische Gulden = 7½ Silbergroschen — zusammenlegen, und das war noch ein besonderer Vortheil, denn die früher Gekommenen hatten 3 Gulden = 15 Silbergroschen! — für eine Portion Kaffee bezahlen müssen. Kaum war nur das Allerdringendste beseitigt, so erschien auch schon ein russischer Polizeisoldat mit der Ordre, wir sollten uns auf das Spezial-Polizeiamt begeben, welches ein aus Warschau besonders nach Kalisch gekommener Oberst der Gensdarmerie etablirt hatte. Ich wurde mit allen Papieren deputirt, um die gewünschte Auskunft zu geben. Der Oberst mit einem unglaublich langen russischen Namen, den man vollständig nur an langen Winterabenden aussprechen konnte, war erst am Tage vorher angekommen und wußte nichts von unsrer kaiserlichen Berufung, behandelte mich daher sehr von oben herab. Als ich ihm auseinandergesetzt, was es mit uns für eine Bewandtniß habe, sah er aufmerksam unsre Papiere durch und sagte dann: „Nun, so werde ich erlauben, daß Sie hierbleiben können!" Ich unterfing mich, ihm bemerklich zu machen, daß es dazu seiner Erlaubniß allem Vermuthen nach kaum bedürfen würde, da wir durchaus nicht aus eigenem Antriebe, sondern auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers hier

seien, was endlich ein ebenfalls anwesender Rittmeister der Gensdarmerie Baron v. Biedermann bestätigte. Es war derselbe, der uns später als Schutz, Führer und Begleiter zugewiesen wurde, und er sagte mir noch bei der Abreise, er habe sich ungemein gefreut, wie ich dem Obersten mit dem langen Namen so unbefangen meine Meinung gesagt. Ein paar Stunden nachher mußte ich wieder in jenes Spezial-Polizeibureau, weil wir nicht in das Lager hinausdurften, ohne besondere Karten mit der Unterschrift des Obersten zu haben. Diesmal war der Empfang, wahrscheinlich infolge unterdessen eingezogener Erkundigungen, schon sehr viel freundlicher, und die Erlaubnißkarten wurden bereitwilligst ausgefertigt.

Ich besah mir bei diesen Gängen die Stadt, deren Häuser sämmtlich, auch die schlechtesten, weiß oder hellgelb angestrichen worden waren, so daß die Straßen ein ganz freundliches Ansehen hatten. Auf dem Markte trete ich in einen Laden, um etwas zu kaufen, höre plötzlich Hufschlag auf der steinernen Treppe vor demselben und sehe einen Kunden zu Pferde, der in den Laden bis an den Ladentisch reitet und, ohne abzusteigen, eine Kleinigkeit kauft. Ich muß gestehen, daß ich über diese Zwanglosigkeit des Verkehrs nicht wenig erstaunt war und dem kavalleristischen Kunden bereitwillig Platz machte, bis der Jude — denn daß der Kaufmann ein Jude war, versteht sich in Kalisch von selbst — ihn bedient hatte. Wieder auf die Straße tretend, sehe ich unsre Kammerdiener von gestern abermals unter ihrer Ehren-Eskorte Möbel und Bettzeug schleppen, um die Quartiere Neuangekommener zu schmücken. Auch einen Transport Theaterdekorationen, Notenpulte, Lampen und dergleichen schauspielkünstlerische Accessorien sah ich mit einer militärischen Bedeckung, die aber weniger dem Werthe des Getragenen als dem Unwerthe der Tragenden galt, die Promenade entlang zu dem Theater bringen. Ich folgte dem Zuge, um denn doch einmal zu sehen, wie weit es mit der Herrichtung der Bühne gekommen sei. Hilf

Himmel, wie wüst und unmöglich sah das noch im Innern aus! Die Logengänge noch nicht gedielt, die Logenbrüstungen weder bemalt, noch tapezirt oder drapirt, sondern noch roh im Holze; die Bühne selbst noch ein Chaos; überall aber eine unglaubliche Geschäftigkeit im Nageln, Hobeln, Bekleben, Malen, kurz all den Apparat, wie ich ihn schon in Bonn erlebt, wo ich meine ersten Studien in der raschen Theaterbaukunst gemacht. Nach meiner Schätzung konnte indessen das Theater erst in acht Tagen erträglich hergestellt sein; ich vergaß indessen auch, meine Schätzung und Anschauungsgewohnheit mit dem Begriffe „Rußland" zu multipliziren, und der Erfolg bewies, daß ich Unrecht und der General v. Rautenstrauch Recht hatte.

Besagter General befand sich auf der Bühne und hielt in voller Uniform eine Balletprobe mit zwölf jungen polnischen Tanz-Eleven weiblichen Geschlechts ab, die, sämmtlich in äußerst sauberen weißen, sogenannten „Tanzkleidern", trotz Hämmerns, Klopfens und Klebens ihre Battements machten und dann die grande école durchüben mußten. General v. Rautenstrauch war einer der weniger schönen Männer in der kaiserlich russischen Armee. Man konnte nicht gerade sagen, daß er einen entschiedenen Buckel hatte, aber bucklig war er; Rücken und Hüften so sonderbar verwachsen, daß man vergeblich im weiten Reiche der Natur nach einem Wesen suchen konnte, das mit ihm zu vergleichen gewesen wäre, es müßte denn ein knorriger Baumstubben sein, der aus absonderlicher Kaprize eben so gewachsen war, wie der General v. Rautenstrauch. — Die ganze Gestalt hatte etwas unwiderstehlich Komisches, das Wesen des Mannes aber war so abstoßend wie nur möglich. Diese Schilderung soll ihm wahrlich von seinen sonstigen Verdiensten nichts nehmen; denn er soll in seinem Fache ein tüchtiger Mann gewesen sein. Das Theater war seine Liebhaberei und das Ballet in dieser seine Prädilektion. Er wohnte allen, aber wirklich allen Tanzproben und Uebungen der Tänzerinnen bei, die entweder den

Auftrag oder die eigenthümliche Geschmacksrichtung hatten, ihn wie ihren Vater zu verehren. Sobald er in der Probe erschien, umringte ihn alles, die Auserwählten hatten die Erlaubniß, ihm die Brust zu küssen, die Anfängerinnen küßten ihm die Hände; dann setzte er sich in einen Fauteuil, neben dem die Theater-Unterbeamten jedes Winkes gewärtig standen, und sah dem Tanze zu. Gelang eine Pirouette oder ein Entrechat besonders, so erfolgte ein Bravo! worauf die Gelobte herbeieilte und die Brust des Generals küßte. In Kalisch wohnte die ganze polnische Tänzergesellschaft in demselben Hause mit dem General v. Rautenstrauch, und, wie man hörte, fand eine strenge Klausur gegen außen statt. —

Das war der Mann, unter dessen Befehle die Berliner Schauspieler gestellt waren; man kann aber nicht sagen, daß es ihm gelungen wäre, die Liebe derselben zu erringen, was jedoch wohl mehr in der ländlich-sittlichen Anschauung des Generals von Schauspielern überhaupt, weiterhin vielleicht auch in dem Aerger gelegen haben mag, daß die Deutschen von Seiner Majestät dem Kaiser den Polen vorgezogen wurden. Allgemein bedauert wurde, daß der General-Intendant Graf Redern nicht mit nach Kalisch gekommen war. Bei unserer Abreise hieß es, der Graf werde nachkommen, und der Registrator Heuser, welcher ihn begleiten sollte, war drei Tage in Reisekleidern, jeden Augenblick des Befehls zur Abreise gewärtig. Die Unpäßlichkeit, die den General-Intendanten an der Reise verhinderte, hat ihm gewiß viele Unannehmlichkeiten erspart, die in seiner Stellung zum General v. Rautenstrauch gelegen haben würden.

Im Theater und bei dieser „Generalprobe" fanden sich gegen Mittag alle Schauspieler zusammen; da es aber noch zu früh zum Mittagessen war, so wurde in corpore ein Spaziergang durch die Stadt gemacht, bei welchem uns auch der schon erwähnte wenig angenehme Mann, Kollege Walz, durch seine Gegenwart erfreute. Daß er wirklich sehr dick war, habe ich

schon bei Gelegenheit der Kabriolet-Vorgänge bemerkt, daß er aber des warmen Tages wegen die eigenthümliche Toilette eines Badegastes in irgend einem Seebade angelegt hatte, muß ich hier nachträglich und besonders bemerken. Er hatte sich jeglichen Zwanges hinsichtlich einer Halsbinde entledigt und auch größerer Kühlung wegen die Weste ganz entfernt, so daß ein Paar gestickte, aber nicht mehr in ursprünglicher Farbenfrische prangende Hosenträger das Auge des bewundernden Zuschauers auf sich zogen. Herr Waltz muß diese Toilette für hübsch gehalten haben; wir hielten sie für unbeschreiblich taktlos, und umsomehr, als wir sämmtlich die verschiedenartigsten Fracks angelegt hatten.

Der Weg führte uns zur Wohnung des Fürsten-Statthalters, in deren Nähe wir eine vortreffliche Vokal-Kirchenmusik hörten, die aus einem für den griechischen Gottesdienst eingerichteten Saale kam. Der Eintritt war gestattet, was man in jenen Tagen nicht von vielen Lokalen in Kalisch sagen konnte, und wir wohnten einem Gottesdienste bei, der von der Geistlichkeit allein ohne die Gegenwart eines Publikums abgehalten wurde. Wer den Chor der kaiserlichen Kirchensänger auch nur einmal gehört, wird wissen, welchen wunderbaren Eindruck dieser Gesang auf den Hörer macht. Wir standen vollkommen sprachlos, als diese Fundamentalbässe einsetzten und wie eine Orgel den Ton lange nachhallen ließen. Es schien ein Trauergottesdienst zu sein, denn die ministrirenden Popen erschienen in schwarzen Sammetüberwürfen, reich mit Silber gestickt. — Obgleich wir kein Wort von den Gesängen und den Responsorien der Geistlichen verstanden, verließen wir doch den Kirchensaal nicht eher als nach vollständiger Beendigung des Gottesdienstes. Beim Herausgehen redeten uns einige russische Garde-Offiziere, Edelleute aus Kurland, an, die sich freuten, uns hier in Kalisch zu sehen. Bei gegenseitiger Vorstellung hatte die Reihe auch an Herrn Waltz kommen müssen, und einer der Offiziere fragte etwas befremdet: „Gehört dieser Herr denn auch zu den königlich

preußischen Hofschauspielern?" Das stieß dem Fasse den Boden aus, und es brach nun auf dem Heimwege ein kollegialisches Ungewitter über den Halstuch- und Westenverächter los, als dessen Konsequenz wir seine weitere Gesellschaft entbehren lernen mußten, was uns nicht eben trauriger stimmte.

Offiziell hatte man uns unterdessen für das tägliche Mittagessen bei einem aus Warschau verschriebenen Traiteur, Herrn Förster, verdungen, der im sogenannten „Pavillon" des Parks nicht weit vom Theater seine unglaubliche Garküche aufgeschlagen. Statt „Traiteur" hätte der Mann besser „Maltraiteur" geheißen. — In einem Saale hatte man neben den andern Gästen eine besondere Tafel für uns gedeckt, und begann die Reihe der Genüsse mit einer Suppe von rothen Rüben, wie man sie in einigen westlichen Ländern als Beiwerk zu Rindfleisch oder Braten servirt. Dann folgte ein durch Pfeffer beißbar, aber auch beißend gemachtes Beefsteak, dann Kaldaune, so daß kein einziger sich sattessen konnte. Mitten in diesem beispiellosen, aber auch einzigen Diner, denn wir aßen dort nicht wieder, kam die Nachricht, daß vor unserm Hause ein Wagen mit noch sechs Schauspielern aus Berlin angekommen sei und die Darinsitzenden nicht wüßten, wohin sie sollten. Wir begriffen nicht, wer das sein könne, da bei unsrer Abreise alle Arrangements bereits fest getroffen waren und auch hier nichts von einem dramatischen Renforcement bekannt war. Ich war froh, auf gute Art von der Försterschen Table d'hôte wegkommen zu können, und eilte nach unserm Hause, wo wirklich eine Schnellpost hielt, und wer saß darin? — die vier spanischen Tänzer Font, Camprubi und die Señoras Dubiñon und Dolores Serral, welche vor einigen Monaten in Berlin großes Glück gemacht und ebenfalls vom Fürsten Wolchonsky nach Kalisch verschrieben worden waren. Da ich ihnen während ihrer Anwesenheit in Berlin als Dolmetscher für ihre Geschäfte mit der General-Intendantur gedient, so waren sie außerordentlich erfreut, mich hier zu finden; denn sie hatten in

der That von der Grenze bis vor unser Haus schon mannigfache Fährlichkeiten zu bestehen gehabt, da sie sich nur durch den Brief des Fürsten Wolchonsky legitimiren konnten, sonst weder einen von einem russischen Gesandten visirten Paß besaßen, noch sich verständlich zu machen vermochten.

Ich nahm mich ihrer an, meldete sie dem polnischen Theater-Sekretär oder Regisseur Koß, merkte aber bald, daß dieses neue Tänzerkontingent dem General v. Rautenstrauch noch unangenehmer als unsre Taglioni's war. Die Madrider schienen nicht „jugé inutile“ gewesen zu sein, nahmen aber jedenfalls den Warschauer Tänzerinnen auch Platz weg. Auf ihre Ankunft war man nicht vorbereitet, da sie ohne alle Antwort dem ersten Anfragebriefe des Fürsten gefolgt waren, um nicht durch Korrespondenz Zeit zu verlieren. — Es mußte Quartier geschafft werden, und das geschah im Hôtel de Pologne, wo dem Wirthe von gouvernementswegen angedeutet wurde, daß er einige Zimmer sofort von etwaigen Privatgästen zu entleeren habe, was denn auch in überraschender Schnelligkeit bewerkstelligt wurde. Kurz, die Spanier wurden untergebracht. Daß es so rasch gelang, war mir doppelt lieb; denn da wir gehört hatten, daß der Kaiser früh morgens aus Kapsdorf in Schlesien angekommen war und nachmittags die lagernden Truppen besichtigen werde, so war ein Spaziergang in das Lager beschlossen worden, zu dem wir uns gegen 4 Uhr zusammenfanden. Mit den vom Spezial-Polizeibureau erhaltenen Legitimationskarten durften wir die Stadt verlassen, aber nicht ohne Schwierigkeit, denn alle Augenblick wurden wir von Gensdarmen, Polizeibeamten, Kosaken und postenstehenden Soldaten nach dem „Spiß“ gefragt. Wenn ein so Fragender nicht lesen konnte, so verglich er das Siegel auf unserer Karte mit einem Abdruck desselben, den er bei sich hatte.

Da ich das Lager und die Manöver in meinem bald nach meiner Rückkehr herausgegebenen Buche ausführlich beschrieben

habe, so brauche ich hier nur das hinzuzufügen, was sich dort nicht findet. Ueber dies Buch:

„Kalisch im September 1835"

und über die durch dasselbe verursachte Spannung mit dem bekannten Militär-Schriftsteller General C. v. Decker habe ich anderweitig meine Erinnerungen zusammengestellt, um hier nicht zu weit von dem eigentlichen Gegenstande abzuschweifen.

Nachdem der Kaiser die gesammte lagernde Infanterie hatte im Feuer exerziren lassen, kam er in das Prosnja-Thal, wo die gesammte Kavallerie und reitende Artillerie bereits aufgestellt war und seine Ankunft erwartete. Hierher hatten wir unsre Schritte gelenkt und waren auf der weiten Wiese außer den unbeweglich haltenden Kavalleriemassen die einzigen Zuschauer. Da wir alle gut, ja festlich angezogen waren, so mußte das kleine Häuflein von sieben Männern, die sich dicht neben der wenig zahlreichen Suite des Kaisers aufstellten, nothwendig auffallen. Niemand wies uns aber weg oder schien uns auch nur zu bemerken, was wieder im schroffen Gegensatze zu den Gerüchten über die außerordentlichen Polizeimaßregeln stand, die gegen die Anwesenheit verdächtiger Menschen in der Nähe des Kaisers ergriffen worden sein sollten; denn sieben wohlangezogene Männer ganz in der Nähe des Kaisers und sonst kein Mensch, so weit das Auge reichte, als Zuschauer wäre mir verdächtiger gewesen als tausende von polnischen Bauern.

Der dreimal wiederholte Vorbeimarsch zog sich hin, bis schon die vollständige Dämmerung, ja Dunkelheit hereinbrach, und das fast lautlose Vorbeistreichen der nur in einem Gliede zu fünfzig Mann auf unbeschlagenen Pferden und weichem Rasengrunde trabenden Kosaken, Kurden und Kaukasier machte einen wunderbaren Eindruck auf uns. Aus der Dämmerung heraus und in die Dämmerung hinein flogen die langen Linien wild aussehender Reiter an uns vorüber und waren eigentlich immer nur auf Augenblicke sichtbar. Nie habe ich wieder etwas Aehnliches

gesehen. Das bekannte Bild der nächtlichen Heerschau des Kaisers Napoleon giebt einen ungefähren Begriff des Eindrucks, den wir empfingen. Wir sahen dort an der Spitze des muselmännischen Kavallerie-Regiments den später oft genannten General, damals Major, Fürsten Bebutoff, sowie einen etwa vierzehnjährigen kurdischen Edelmann, den der Kaiser mitten aus dem Gliede zu sich heranwinkte und ihm freundlich die Backen klopfte; wie außer sich über diese Ehre, bedeckte er die Hand des Kaisers mit Küssen, jauchzte in wilden unartikulirten Tönen laut auf, schwenkte jubelnd sein langes türkisches Gewehr über dem Kopfe, ließ dem Pferde die Zügel über den Hals fallen und jagte in rasender Karriere seiner Ssottnya nach.

Deutlich hörte ich übrigens, wie der Kaiser bei dem Vorbeimarsche des Husaren-Regiments Prinz von Oranien seinen Generalen sagte, daß die preußische Landwehr-Kavallerie bei Kapsdorf einen viel stetigeren Trab geritten sei, als dies russische Husaren-Regiment, welches auch das einzige war, das nicht mit dem kaiserlichen „Charascho Rebjata!“ erfreut wurde, also auch nicht „Radi Straratsa! Wascho Imperatorskoje Welitschestwo!“ als Antwort rufen konnte.

Als wir in die Stadt zurückkamen, fanden wir alle Häuser zu Ehren des Kaisers illuminirt. Auch unser Haus war durch offiziell gelieferte Lampen erleuchtet. Für mich begann mit dem heutigen Abende eine unsägliche Arbeit. Ich schrieb den ersten Bericht für die Staatszeitung, einen zweiten mit allen militärischen Details für den Soldatenfreund, einen ausführlichen Brief für meine Familie — schrieb die Fremdenlisten, Truppen-Etats, und was ich sonst an Material für das später zu veröffentlichende Buch bedurfte, ab und hatte fast für die ganze Nacht zu thun, wie denn diese Zeit und der Sommer des Jahres 1848 die thätigsten Perioden meines Lebens gewesen. Als später auch noch täglich Proben und Vorstellungen im Theater dazukamen, wurde die Arbeit fast überwältigend, umsomehr, als die Um-

gebung, in der ich arbeiten mußte, so unruhig wie nur irgend möglich war. In Schwedt war es schlimm, in Kalisch aber noch viel schlimmer damit bestellt.

Am Donnerstag den 11. weckte uns stürmisches Wetter. Schwere Regenwolken lasteten auf die Stadt herab, und ist solches Wetter schon im allgemeinen geeignet, eine trübe Stimmung hervorzurufen, so steigt die Unfreundlichkeit der Aussicht ringsumher noch sehr bedeutend, wenn man die traurigen Reste einer Illumination vom Abende vorher, dann aber die ausnahmslos weiß oder gelb angestrichenen Häuser sich durch den Regen ihrer festlichen Tünche entledigen sieht, und das war bei einigen der nur mit Schlemmkreide überpinselten Häuser in so hohem Grade der Fall, daß auch der durchaus unfestliche Boden ringsum, sowie die Rinnsteine sich durch Kreide- und Okerablagerungen mit festlichem Schmucke überzogen. — Ich machte mich schon früh auf, um die in der Nacht geschriebenen Briefe und Berichte auf die Post zu tragen, und besuchte dann im Vorbeigehen die Spanier im Hôtel de Pologne, die ich in einer wirklich kläglichen Situation traf. Sie hatten sich auf keine Weise verständlich machen können, waren von einer Unreinlichkeit umgeben, die man gesehen haben muß, um sie für glaublich zu halten, und waren kreuzunglücklich. Durch ein sonderbares Mißverständniß hatten sie geglaubt, daß sie gleich gestern Abend in ihren Nationaltänzen auftreten sollten, und auf den Stühlen umher lagen die leichten Kostüme von Silberzindel, Flor und Seide, in denen die resp. russischen und preußischen Offizierkorps entzückt werden sollten. An der Wand hingen die Kostüme des Zapateado, aus der Ofenröhre guckten die Coralleras de Sevilla hervor, und da keine Gardinen oder Vorhänge an den Fenstern vorhanden waren, so hatten die Jacken und Röcke der Jota Aragonese an die Fensterriegel gehängt, rechts und links ausgebreitet und an der Wand befestigt, die Vorhänge ersetzen müssen. Ich tröstete, so gut ich konnte, sprach mit dem Wirthe, der seine Gäste aus

Spanien als eine Regierungsmaßregel verabscheute, weil ihm gesagt worden war, daß die Verpflegung derselben von der Regierung bezahlt werden würde, also kein Schinden möglich war, da die spätere Bezahlung sich zuverlässig an die polizeiliche Taxe hielt. — Er klagte mir, daß er schon Grafen und Generale dieser Tänzer wegen habe abweisen müssen, und schien nur wenig Sinn für die tanzkünstlerischen Verdienste südlicher Völkerschaften zu haben. Endlich mußte ich meine Madrileños, ziemlich trostlos aber ganz unreinlich situirt, sich selbst überlassen und kehrte nach Hause zurück.

Hier fand ich die Kollegen in großer Aufregung. — Herr Waltz hatte es für zweckmäßig gehalten, eine Morgenpromenade nach dem Theater in seinem Schlafrock zu machen, der an und für sich schon nicht zu den eleganteren Erscheinungen dieser Art von Negligé gehörte, auf dem Körper des Herrn Waltz aber einen entschieden unschönen Eindruck machte. Man erinnerte sich, daß Kollege Waltz auch bei der Durchreise durch Frankfurt a. O. die Hauptkirche in dieser Toilette besichtigt, und wollte dem Dinge nun ein Ende machen. Es erfolgte eine Anklage bei den beiden Autoritäten des detachirten Korps, den Regisseuren, und diese zogen den negligeanten Kollegen vor ihr Forum, worauf dann endlich diese eigenthümlichen Bekleidungsformen inmitten einer alliirten Bevölkerung aufhörten. — Kaum war indessen diese Gerichtssitzung beendet, so erregte ein ungeheurer Lärm in der Küche die allgemeine Aufmerksamkeit. Wir eilten hinaus und fanden den Kollegen Grua beschäftigt, einen seit gestern angenommenen jüdischen Lohndiener — dort Faktor genannt — mit großer Entschiedenheit durchzuprügeln. Wir waren um so erstaunter über diesen Akt unerlaubter Selbsthülfe, als sich Herr Grua in Kobylin bei Gelegenheit der körperlichen Züchtigungen, welche der Postmeister und Gastwirth, auch Wagenschmierer, dort den polnischen Fuhrknechten angedeihen ließ, sehr energisch und mit vieler Würde gegen diese Besserungsmethode ausgesprochen

Er hatte seinen Abscheu gegen Länder zu erkennen gegeben, in denen dergleichen üblich sei, und wahrhaft humane Ansichten an den Tag gelegt. Nach kaum zwei Tagen auf russischem Grund und Boden schienen sich diese Ansichten aber bereits wesentlich modifizirt zu haben; wenigstens versicherte der heulende Faktor, daß ihn weder ein Pole, noch ein Russe je so lebhaft geprügelt oder mit solcher Emsigkeit jeden nur irgend zugänglichen Theil seiner Körperoberfläche bearbeitet habe, wie dieser Herr aus Berlin. — Natürlich wurden beide noch in der Auseinandersetzung Begriffene getrennt und die Ursache der ersichtlichen Meinungsverschiedenheit erforscht. Erinnere ich mich recht, so waren es ein Paar schlecht geputzte Stiefel, jedenfalls aber etwas sehr Unbedeutendes. Auf unsere Privatvorstellungen wegen offenkundigen Mißbrauchs der Amtsgewalt erwiderte Grua:

„Schwätze Se net! A Dunnerkeil soll den wüschte Jud verschlage!“ worauf die Angelegenheit auf angemessene Weise der Vergessenheit übergeben wurde.

Mittags 12 Uhr war im Theater der Besuch des Kaisers angesagt, und ich begab mich mit den Herren Rüthling und Gropius dorthin. Die übrigen Herren hatten eine Partie Whist arrangirt und hielten es nicht für zweckmäßig, das Haus zu verlassen. — Wie durch Zauberei waren die Bühne und die dahin führenden Räume gereinigt worden, und die Tänzerinnen des Warschauer Ballets in besonders zierlichen Tanzkleidern standen, des kaiserlichen Besuches harrend, in zwei geöffneten Gliedern und einer Armslänge Fühlung, aber vortrefflicher Richtung da. — Hinten waren zwei neugemalte Dekorationen eingehängt, und zwar eine Ansicht der Pfauen-Insel bei Potsdam, die, zum Vorhange bestimmt, den König angenehm überraschen sollte, dann aber eine Abbildung des Gensdarmenmarktes in Berlin mit dem Schauspielhause, für das Lustspiel „Die Einfalt vom Lande“ bestimmt, beide von Sacchetti mit großer Frische und Treue gemalt. — Der Kaiser hatte bereits im Laufe des

Vormittags verschiedene Lazarethe, Magazine und sonstige militärische Anstalten besichtigt und fuhr mit dem Glockenschlage zwölf in einer Droschke beim Theater vor. In seiner Begleitung befand sich außer einem russischen Adjutanten der preußische Oberstlieutenant v. Thümen. — General v. Rautenstrauch hatte Seine Majestät vor dem Theater erwartet und führte den Kaiser auf die Bühne, wo im Augenblicke des Erscheinens die Tänzerinnen drei regelrechte Verbeugungen wie nach Kommando mit Zählen machten. — Der Kaiser nickte den Anwesenden leicht zu, besah die Dekorationen und ging dann gerade auf unser kleines Häuflein zu. Oberstlieutenant v. Thümen sagte, auf mich zeigend:

„Das ist Herr Schneider, Eure Majestät!"

Sehr betroffen darüber, daß der Kaiser gerade auf mich losging und gerade ich allein vorgestellt wurde, wurde mir nicht ganz wohl bei der Sache, und ich mußte mich recht zusammennehmen, um die Contenance nicht zu verlieren. Noch ehe ich meinen ungeheuern und möglichst verlängerten Diener beendigt hatte, sagte der Kaiser schon:

„Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich habe schon viel von Ihnen gelesen und gehört. Sie sollen ja ein halber Soldat sein!"

„Verzeihen Eure Majestät, jeder Preuße ist ein ganzer Soldat!"*)

„Ah! Sie stehen beim 20. Landwehr-Regiment?"

„Zu Befehl, Eure Majestät; ich habe die Ehre, mit Eurer Majestät bei einer Division zu stehen."

*) Diese Antwort ist auf eine mir unbekannte Weise in ein kleines, 1853 bei Mittler in Berlin erschienenes Buch: „Was sich die Offiziere im Bureau erzählen" aufgenommen und dadurch allgemein bekannt geworden. Ich schrieb sie meiner Frau, und diese las meine Briefe vielen Freunden und Bekannten vor; so mag sie auch dem mir unbekannten Verfasser zu Ohren gekommen sein.

„Richtig, da sind wir ja Kameraden! — Würden Sie auch mitmarschiren, wenn es einmal gegen Mich ginge?"

„Ja, Eure Majestät, wenn es der König, mein Herr, befiehlt."

„Ah! eine vernünftige Antwort; da ist es am Ende doch wohl nichts mit dem halben Soldaten. — Haben Sie gestern Meine Kavallerie gesehen? Ich glaube die Herren bemerkt zu haben."

„Wir waren alle entzückt, denn so etwas hatten wir noch nie gesehen!"

„Nun, nun. Gestern ging es eben nicht zum besten. Aber wenn der König erst da ist, dann müssen Sie Meine Garden sehen. — Sind Sie gut einquartiert? leiden Sie keinen Mangel?"

„Nein, Eure Majestät, wir sind besser daran, als viele andere bei diesem außerordentlichen Zusammenfluß von Menschen!"

„Ich hätte Sie freilich gar nicht fragen sollen, denn als Soldat werden Sie auch wohl mit einem schlechten Quartier zufrieden sein. Die Damen werden Mir vielleicht die Wahrheit sagen. Ah, da kommt ja eben Fräulein v. Hagn. — Auf Wiedersehen, Herr Schneider!" —

In der That kamen eben die beiden Damen Taglioni und v. Hagn, die sich bei der — nebenbei bemerkt, überaus reizenden — Toilette verspätet hatten. Ich war so voll von der Ehre, die mir widerfahren war, daß ich gar nicht mehr hörte und sah; nur erinnere ich mich, daß der Kaiser sich bei den Damen für das pünktliche Eintreffen bedankte, daß er sich freute, dem Könige vielleicht durch ihre Anwesenheit auf einige Stunden die Heimat zurückrufen zu können.

Bei dieser ganzen Unterhaltung standen die Warschauer Tänzerinnen in graziösester und hingebendster Stellung, wurden aber keines Blickes gewürdigt, offenbar zum größten Aerger des General v. Rautenstrauch, dem die Auszeichnung, welche uns widerfuhr, höchst widerwärtig war. Als der Kaiser sich entfernt,

wir unsern unaufhaltsamsten Diener und die Tänzerinnen abermals ihre drei Verbeugungen nach Zählen gemacht hatten, kam der General v. Rautenstrauch auf uns, die wir noch ganz entzückt von dem Erlebten waren, zu und fragte uns in einem nichts weniger als freundlichen Tone, wer uns hierher nach dem Theater bestellt habe.

„Niemand, Eure Excellenz", erwiderte ich, „nur der Wunsch, das ausgezeichnete Warschauer Ballet, von dem wir schon in Berlin so viel gehört, persönlich kennen zu lernen, hat uns hergeführt."

Diese mit ausgesuchtester Verbindlichkeit gesprochenen Worte schienen die Excellenz zu decontenanciren, namentlich weil sie doch wohl Zweifel über die innere Wahrhaftigkeit dieses Wunsches zurücklassen mochten.

„In Warschau darf niemand das Theater betreten, der nicht beschäftigt ist", grollte das heraufziehende Gewitter weiter.

„Da müssen wir uns mit Unkenntniß entschuldigen, denn im übrigen Europa haben die Mitglieder einer Bühne zu jeder Zeit Zutritt zu derselben. In Berlin ist der Besuch der Bühne nicht verboten."

„Sie sind aber hier nicht in Berlin!" —

„Das haben wir allerdings schon bemerkt! und wären auch schwerlich zum Vergnügen hierhergekommen, wenn Seine Majestät der Kaiser uns nicht gewünscht hätten!" —

Die Unterhaltung war allerdings auf dem besten Wege, sehr unangenehm zu werden; da ich aber dabei Seiner Excellenz ohne alle Unterthänigkeit ins Gesicht sah und durchaus keine Emotion verrieth, so mochte der General wohl merken, daß ich ihm selbst auf längere Zeit hin keine Antwort schuldig bleiben würde, und er wendete mir mit einem durchaus nichts durchbohrenden Blicke den Rücken, worauf ich es meinerseits aber auch gerathen fand, das Gebäude zu verlassen; denn mit einem Theater-Unterbeamten konnte ich nicht hoffen durch Antworten fertig zu werden.

Hätte ich freilich gewußt, daß der Kaiser nach einer halben Stunde mit der Kaiserin wieder nach dem Theater zurückkehren würde, so hätte ich auch eine noch unangenehmere Scene riskirt. Die Kaiserin wollte nämlich die Dekorationen und die innere Einrichtung der Loge für ihren geliebten Vater selbst sehen, und der Kaiser begleitete sie dorthin.

Da noch immer keine Anstalten zu einer theatralischen Thätigkeit getroffen wurden, so machte ich einen Spaziergang, der mich in die Nähe des Schlosses führte, um für meine Berichte an die Staatszeitung zu hören, zu sehen und zu beobachten. Die eben so reichen als verschiedenen Uniformen der Ordonnanzen, die von allen lagernden und kantonnirenden Regimentern im Schloßhofe standen, fesselten meine besondere Aufmerksamkeit. Plötzlich sah ich die Livree eines königlich preußischen Lakaien und den Träger derselben über den Hof in das Schloß gehen. Ich weiß selbst nicht warum, aber ich lief ihm nach, um mich zu freuen, daß ich ihr hier begegnete. Der Lakai kannte mich und fragte, ob ich mir die Zimmer ansehen wolle, die der Kaiser für Seine Majestät den König hatte einrichten lassen. Das kam mir gerade gelegen, und ich folgte dem unvermutheten Cicerone in das Schloß. Im Vorzimmer des für den König bestimmten Corps de Logis fand ich den Oberstlieutenant v. Thümen, der sehr freundlich mit mir sprach und mich fragte, ob ich mich denn noch nicht dem Obersten v. Rauch vorgestellt hätte, der mein besonderer Gönner sei und in seiner Gegenwart dem Kaiser viel Gutes von mir gesagt. — Ich erwiderte, daß ich den Herrn Obersten v. Rauch gar nicht kenne und es also wohl nicht wagen dürfe, mich ihm vorzustellen; welche Besorgniß Oberstlieutenant v. Thümen aber verscheuchte und mir die Wohnung des Obersten mit dem Bemerken beschrieb, ich möge nur gerade jetzt hineingehen, da der Kaiser mit der Kaiserin ausgefahren sei und der Oberst daher gewiß zu sprechen sein werde. Ich wußte zwar nicht recht, was ich da sollte, ließ mich aber getrost anmelden

und hatte dabei die stille Hoffnung, mich durch diese Bekanntschaft vor den etwa zu erwartenden Feindseligkeiten des General v. Rautenstrauch sicher zu stellen; denn nach der heutigen Unterhaltung schien es mir nicht unwahrscheinlich, daß ich im Laufe der Begebenheiten doch wohl mit dergleichen bedacht werden dürfte. —

„I, das ist mir ja sehr angenehm, daß Sie zu mir kommen, lieber Schneider!“ das waren die ersten Worte, die ich aus dem Munde des Mannes hörte, der mir bis an sein Lebensende im vollsten Sinne des Wortes ein väterlicher Freund und Wohlthäter bleiben sollte, und für den meine Liebe und Dankbarkeit nur mit dem Tode aufhören wird. — Oberst v. Rauch bekleidete die durch seine liebenswürdige Persönlichkeit so einflußreich gewordene Stelle eines preußischen Militärbevollmächtigten am kaiserlich russischen Hofe und war der eigentliche Mittelpunkt oder die Verbindung zwischen den verschiedenen Vorgängen während dieser denkwürdigen Zusammenkunft in Kalisch. Er hatte durch den Kriegsminister v. Witzleben die schon erwähnten Gedichte von mir erhalten und war vom Entstehen an ein Leser meines Soldatenfreundes gewesen; daher seine große Freundlichkeit gegen mich schon beim ersten Zusammentreffen. Er erzählte mir, daß der Kaiser mir sehr gewogen sei und sich über meine unbefangenen Antworten heute morgen im Theater gefreut habe; fragte mich, ob ich nicht irgend etwas hätte, was ich dem Kaiser überreichen könnte, das wolle er dann selbst übernehmen und mir dadurch Gelegenheit geben, dem Kaiser noch einmal ordentlich vorgestellt zu werden. — Ich sann hin und her, und endlich fiel mir ein, daß ich ein Exemplar vom ersten Jahrgange des Soldatenfreundes in meinem Koffer hatte, welches ich wegen der darin enthaltenen Nachrichten über die russische Armee mit nach Kalisch genommen, um die Notizen mit der Wirklichkeit zu vergleichen. „Vortrefflich!“ — sagte Oberst v. Rauch — „den holen Sie mir geschwinde, und überlegen Sie sich unterwegs, was Sie

etwa noch wünschen.“ — Das ließ ich mir nicht zweimal sagen und eilte nach Hause, um den Soldatenfreund zu holen.

Dort angekommen, fand ich allerlei Unfrieden und Zerwürfniß. Die zu Hause Gebliebenen hatten es übel genommen, daß die nach dem Theater Gegangenen vom Kaiser so freundlich behandelt worden waren, und die letzteren mögen auch wohl den Mund darüber etwas voll genommen haben. Meine Antworten gegen den General v. Rautenstrauch waren auch vergrößert und zu wahren Ungeheuern von Geist, Witz, Satyre und Gott weiß was alles gemacht worden; das erfüllte wieder einige Aengstliche mit großen Besorgnissen, und man ließ mich nicht undeutlich merken, daß, wenn auch der Kaiser nur mit mir gesprochen, ich doch wohl der eigentliche Störenfried sei. Dabei beklagten sich alle, daß selbst für schweres Geld kein Wagen zu haben sei, um in das Lager zu fahren; kurz, es war eben alles so unzufrieden, wie nur irgend möglich.

Ich hütete mich wohl, meine weiteren Erlebnisse des heutigen Vormittags zu erzählen, nahm mein Buch aus dem Koffer und wanderte schnurstracks wieder auf das Schloß zum Obersten v. Rauch, der mich abermals ungemein freundlich empfing. Ich mußte mit ihm auf den Schloßhof heruntergehen, und eben als wir aus der Thür des linken Seitenflügels ins Freie traten, stieg der Kaiser mit dem Großfürsten Michael in seinen offenen Wagen. Oberst v. Rauch rief zu meiner Verwunderung über den ganzen Hof hinüber:

„Hier ist Schneider, Eure Majestät!“

worauf der kaiserliche Wagen statt aus dem Hofthor gerade auf uns zu fuhr. Ich wußte gar nicht, wie mir geschah, als der Kaiser mit der größten Freundlichkeit mir aus dem Wagen zurief:

„Aha, Sie bringen Mir wohl Ihren Soldatenfreund. Rauch hat Mir schon gesagt.“

„Ich hätte es nicht gewagt, wenn der Herr Oberst v. Rauch — —“

„Ei was, gewagt — Ich abonnire darauf für die nächsten fünfundzwanzig Jahre! — Hier neben Mir sitzt auch ein Abonnent und ein großer Verehrer von Ihnen!"

Ich verbeugte mich, wußte aber damals noch nicht, daß es der Großfürst Michael war.

„Haben Sie Mir noch etwas zu sagen, lieber Schneider?"

Großer Gott! was hätte ich noch alles zu sagen gehabt! aber der liebe Schneider hatte mich so perplex gemacht, daß ich mich abermals in eine endlose Verbeugung verwickelte; als ich mich von derselben erholt hatte, hatte ich das Nachsehen, denn der Wagen rollte schon dem Hauptthore zu. Ich hörte nur noch die Worte: „Rauch, Sie werden mir das Buch geben!"

So froh ich auch war, so schien es doch Oberst v. Rauch eben so sehr zu sein. Er meinte: „Nun haben Sie gewonnen, Schneider! Jetzt heraus damit, was wünschen Sie noch? worin kann ich Ihnen nützlich sein?" — Nun kam zum Vorschein, was ich unterwegs überlegt. Erstens einen Passepartout, eine Art von Vollmacht, daß ich mir alles militärisch Interessante im Lager und sonst bei Gelegenheit der Manöver in der Nähe besehen könne, — und dann einen Wagen zur dauernden Disposition für meine Kollegen während der ganzen Zeit des Aufenthalts in Kalisch. — „Das sollen Sie beides haben; ich werde mit den Herren sprechen, die das anzuordnen haben. Kommen Sie heute Abend um acht Uhr wieder zu mir. — Das Buch behalte ich!"

Ich eilte wie schwindelnd nach Hause, hörte aber schon unterwegs, daß der Kaiser draußen die Infanterie im Feuer exerzire, vergaß also das Mittagessen und lief spornstreichs in das Lager, nachdem ich mich mit der für alle geltenden Legitimationskarte versehen hatte. Daß ich ohne eine besondere Vollmacht oder die Bekanntschaft eines höheren Offiziers wenig von den Details im Lager und im Innern der Truppen zu sehen bekommen würde, merkte ich diesmal sehr bald, denn gegen

den einzelnen Mann im schwarzen Fracke verschlossen sich alle Ohren; gegen fünf Uhr merkte ich aber auch, daß ich noch nicht zu Mittag gegessen hatte. — Es war nicht leicht, diesem Uebel abzuhelfen, denn eigentliche Restaurationen gab es im Lager nicht, nur Offizier-Speisehütten, in deren Nähe ich mich sofort zu ziehen begann; hinein getraute ich mich nicht, denn es ging sehr lustig in denselben zu. Endlich gelang es mir aber doch, von einem Koche, der lebhaft an den Gastwirth und Posthalter in Kobylin erinnerte, einen Teller voll Speise zu erhalten, der zwar höchst zweifelhaften Inhalts war, aber rücksichtslos verschlungen wurde.

Abends um acht Uhr hörte ich beim Obersten v. Rauch, daß meine beiden Wünsche bereits bewilligt seien und morgen die Ausfertigungen mir zugehen würden. Als ich nach Hause kam, hatten Hader und Zwietracht einer sehr frohen Stimmung unter den Kollegen Platz gemacht. — Man hatte erfahren, daß heute der Geburtstag unseres Regisseur Weiß sei, und beschlossen, denselben möglichst feierlich zu begehen. Um dies recht sinnig zu gestalten und dem Namen Weiß Ehre zu machen, bekleidete sich die ganze Gesellschaft mit weißen Betttüchern, die Gesichter wurden mit Schlemmkreide weiß gefärbt, fünfundvierzig weiße Lichte auf einen Kuchen mit weißem Zuckerguß gesteckt, ein Lied von Wiehl gedichtet und von uns allen im Chor gesungen, ein geisterhafter Umzug durch das Haus gehalten und sonst allerlei Kurzweil getrieben. Bei dieser Gelegenheit genossen die Dii minorum gentium auch zum ersten Male die Gesellschaft der bis dahin in einer exklusiven Abgeschiedenheit lebenden Fräulein v. Hagn, und die allgemeine Lustigkeit rief denn auch die alte „Gleichheit vor dem Souffleur" wieder hervor. Als man sich spät trennte, blieb eine kleine Fraktion, und zwar die Fraktion Wiehl-Krüger-Grua", noch hartnäckig bei einer Bowle sitzen, während ich mich, über den Lärm verzweifelnd, in der Küche an den Herd setzen mußte, um den Bericht an die Staatszeitung

zu schreiben. Als ich nach Mitternacht fertig war, war die Fraktion im Saale noch lange nicht fertig, und es erschien von der Damen-Seite des Saales eine Deputation bei dem Regisseur Weiß, unserm Geburtstagskinde, um zu bitten, daß dem Bowlengenuß doch endlich ein Ende gemacht werden möge, weil ja kein Mensch schlafen könne. Wir Ruhigen hatten das schon lange eingesehen, aber wir kannten auch die Gemüthsstimmung unsrer vergnügten Kollegen in solchen Lagen des Lebens und hatten uns vorsichtig ähnlicher Eingriffe in die persönliche Freiheit enthalten. Regisseur Weiß ließ sich indessen verführen, der Appellation an seine Autorität zu entsprechen. Mit großer Besorgniß sah ich, wie er sich in einem vollkommen unbeschreiblichen Nachtkostüm von seiner Matratze erhob, mit Würde der Saalthür entgegenschritt, diese öffnete und den Lautvergnügten zurief:

„Nun ist es aber genug! Ich befehle, daß sich jetzt jeder zu Bette begiebt!" — Sofort rechtfertigten sich meine Besorgnisse, denn es erhob sich schallendes Gelächter, die Autorität begab sich wieder auf ihre Matratze zurück, und der heitere Lebensgenuß dauerte noch einige Stunden.

Am andern Morgen natürlich große Verstimmung und eine gewisse Gereiztheit, die sich in verschiedenen Stachelreden kundgab. Da wir sonst nicht das Geringste zu thun hatten, theatralisch nämlich, so war dies wenigstens einstweilen eine Beschäftigung und wurde daher auch mit einem gewissen Eifer betrieben. Ich erhielt schon früh die Nachricht, daß ich mich zum Behufe der Ausfertigung des versprochenen Passepartout für das Lager in das Bureau des General Grafen v. Benkendorf begeben möge, und verfehlte auch nicht, mich pünktlich einzufinden. Zwei Stunden dauerte es, bis ich jenen Passepartout erhielt, und ich wundere mich eigentlich heute noch, daß es so rasch geschah; denn ein solches Gedränge von Adjutanten, Ordonnanzen, ankommenden und abgehenden Feldjägern, wie hier, war mir noch nicht vorgekommen. Buchstäblich wirbelten in den Bureau-

zimmern, auf den Fluren und Treppen Hunderte von geschäftigen und eiligen Offizieren aneinander vorüber, da wegen der erwarteten Ankunft des Königs von Preußen alle Anordnungen zu treffen waren. Schon auf dem Hinwege um 8 Uhr hatte ich die Ehrenwachen für die preußischen Prinzen, aus Kompagnien ihrer russischen Regimenter bestehend, aus dem Lager in die Stadt marschiren sehen, und da die Ankunft der Prinzen um 12 Uhr erwartet wurde, so war auch aus militärischem Gesichtspunkte die Eile begreiflich, mit welcher um 8 Uhr diese Ehrenwachen sich vor den Wohnungen derselben aufstellten.

Um 10 Uhr war ich endlich im Besitz meiner Vollmacht, welche wörtlich so lautete:

„Auf Allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Kaisers ist dem Vorzeiger dieses, dem königlich preußischen Unteroffizier im 20. Landwehr-Jäger-Regiment

Leontin Abrahamowitsch Schneider,

von den Generalen, Stabs- und Oberoffizieren alles zu zeigen und zu erklären, was die Uniformirung, Ausrüstung, Verpflegung und das Exerziren der Unteroffiziere und Soldaten der im Lager bei Kalisch versammelten kaiserlichen Truppen betrifft.

Kalisch, den 11. September 1835.

gez. Graf Benkendorf."

Bei Einhändigung dieses Papiers wurde mir gesagt, daß der Gensdarmen-Rittmeister Baron v. Biedermann angewiesen sei, mich und die von mir mitzunehmenden Kollegen im Lager und sonst überall umherzuführen; dann aber, daß ein Wagen von heute an zu meiner Disposition stehen werde, um mir den Besuch des Lagers zu erleichtern.

Nun waren alle meine Wünsche erfüllt! Als ich nach Hause zurückgekehrt, stand richtig ein schöner Kaleschwagen vor der Thür, dessen Kutscher nach dem Unteroffizier Schneider fragte. Oben fand ich indessen unter den Kollegen die gereizte Stimmung

von heute früh noch gesteigert, und allerlei Unbehaglichkeit der Lage mochte diese auch wohl rechtfertigen. Regisseur Weiß war wieder beim General v. Rautenstrauch nichts weniger als liebenswürdig behandelt worden. Der General hatte verlangt, daß das vieraktige Lustspiel „Die Einfalt vom Lande" höchstens eine Stunde spielen solle, damit die Zeit für die Tänze gewonnen werde, zu denen ja nun auch noch die spanischen Tänzer gekommen wären. — Auf die Erwiderung unseres Weiß, daß das nicht möglich sei, war ihm geantwortet worden, daß man diesen Ausdruck in Rußland nicht kenne, und daß nur das gesagt zu werden brauche, was die vom Kaiser ausdrücklich verlangten Schauspieler zu sagen hätten, alles Uebrige könne weggelassen werden. Mit dieser Nachricht war Weiß zurückgekehrt und wollte mit den andern überlegen, was denn wohl gestrichen werden könne, predigte aber tauben Ohren. Man fand sich beleidigt, daß man so ohne weiteres gestrichen werden sollte, und allerlei Stichelreden gegen die „vom Kaiser expreß berufenen" Kollegen, auch sonstige Bevorzugung, wurden hörbar. Als ich erfuhr, was die Gemüther bewege, scheute ich mich zu sagen, daß mir ausschließlich ein Wagen bewilligt worden sei; denn ich war ja auch ein vom Kaiser „expreß Berufener", und theilte daher nur mit, daß ich einen Wagen für alle zu beliebiger Benutzung erhalten hätte, er stehe bereits unten und erwarte unsre Beschlüsse.

Diese Nachricht lenkte die erhitzten Gemüther auf einen andern Gegenstand, und es wurde verabredet, sogleich Gebrauch von dieser Bewilligung zu machen. Ich hatte noch etwas an dem heute abzusendenden Bericht für die Staatszeitung zu ordnen und fand, als ich auf die Straße kam, den Wagen schon vollständig besetzt. Sechs Personen im Innern, Herr Waltz bereits auf dem Bocke! — Wehmüthig betrachtete ich den überaus engen Platz, der neben dem oben schon mehrfach berührten Herrn Waltz noch übrig war, machte aber gute Miene zum bösen Spiele und kletterte über die Räder zum Bocke empor. — Eben wollte ich

mich hinaufschwingen, als von der anderen Seite ebenfalls über die Räder die Gestalt des Garderobiers Donath sichtbar wurde, der sich mit einem ungleich rascheren Schwunge neben Herrn Waltz setzte und auch wegen seiner außerordentlichen Magerkeit ein bei weitem geeigneteres Individuum für diesen Sitz war als ich. An mein eigenes „beati possidentes“ aus Frankfurt a. O. denkend, sank ich entsagend vom Rade herab und sah denn auch gleich darauf den mir bewilligten Wagen in beschleunigter Gangart mit anderen dem Lager zurollen. — Eine Klage würde nach meiner offiziellen Erklärung, daß der Wagen allen zur Disposition stehe, sehr lächerlich gewesen sein; ich war also still und hatte Gelegenheit, über die Konsequenzen unvorsichtigen Zartgefühls nachzudenken, begab mich aber zum Rittmeister Baron v. Biedermann, der mir für die übrige Zeit einen Platz in seiner Droschke anbot, was indessen erst geschah, als ich ihm die kaiserliche Vollmacht zeigte, deren Inhalt ihn in ein gelindes Erstaunen versetzte, weil ihm eine ähnliche Begünstigung in militärischen Verhältnissen noch nicht vorgekommen war.

Mittags kamen die königlichen Prinzen in Kalisch an, wurden vor ihren Wohnungen mit militärischen Honneurs empfangen, begaben sich in der Uniform ihrer russischen Regimenter nach dem Schlosse und fuhren dann in das Lager, wohin der Kaiser und die Kaiserin sie begleiteten. Dabei gab es mancherlei zu sehen, und die Notizen zu den Berichten für die Staatszeitung nahmen eine bedrohliche Länge an. — Nachmittags um 5½ Uhr kam denn auch der König, dem alles entgegengefahren war. Ein offizieller Empfang war freilich untersagt worden, doch war er so glänzend und freudig, wie ihn die allgemeine Theilnahme an dem frohen Ereigniß nur gestalten konnte. Es hatte etwas außerordentlich Wohlthuendes für mich, zu hören, mit welcher Ehrfurcht und Liebe hier Jedermann von dem „karol prusski“ sprach. Gern wäre ich auch hinausgegangen,

um den König schon an der Grenze zu sehen; wie man sich aber bei einem Manöver nie zum Zuschauen dahin stellen muß, wo es anfängt, sondern wo es endigt, so auch bei dergleichen Gelegenheiten. Ich postirte mich also beim Schlosse, wo eine Kompagnie des russischen Grenadier-Regiments „König von Preußen" als Ehrenwache auch bereits seit einigen Stunden aufgestellt stand. Es hat indessen in Rußland seine Schwierigkeiten, da stehen zu bleiben, wo man gern etwas sehen will, und hätte ich mich nicht an schon im voraus angekommene preußische Hofdienerschaft angeklammert, so würde ich mich während der später stattfindenden großen militärischen Serenade wahrscheinlich in einem mehr oder weniger abgelegenen Theile der Stadt haben aufhalten müssen.

Unter unbeschreiblichem Jubel fuhr unser König an der Seite seiner geliebten kaiserlichen Tochter in Kalisch ein und wurde von der Ehrenwache seines Regiments mit Hurrahruf empfangen. Man sah das Glück und die Freude der beiden Fürstenfamilien auf den Gesichtern aller Mitglieder derselben, und als der König kurz darauf zwischen dem Kaiser und der Kaiserin auf dem Balkon erschien, um sich der versammelten Menge freundlich dankend zu zeigen, da wollte der Hurrahruf kein Ende nehmen. Wir sahen deutlich, wie glücklich unser König war; ich sage wir, denn das ganze dramatische Kontingent hatte sich zusammengefunden, um die Riesenmusik mit anzuhören, die nun begann. Die Musik- und Trommelchöre sämmtlicher im Lager und in Kalisch anwesenden Regimenter, circa 2000 Mann, standen in einem Viereck auf dem Platze vor dem Schlosse, der Armee-Kapellmeister in der Mitte, die große Pauke jedes Regiments einige Schritte vor den Musikern; besonders bemerkbar der riesige Tambourmajor von acht Fuß Höhe, das Wunder der ganzen Truppenversammlung. Hier wurde der König mit der imposanten Ausführung eines Marsches überrascht, den er früher komponirt hatte, ohne daß der Ursprung des Marsches bekannt

geworden war. Kaiser Nikolaus hatte davon erfahren und gerade diesen Marsch bei allen Regimentern einstudiren lassen. Der König stand, Thee trinkend, auf dem Balkon, als dieser Marsch von 2000 Instrumenten angestimmt wurde, und war ersichtlich überrascht, seine Komposition hier gekannt zu sehen.

Die Damen Taglioni, v. Hagn, Erck und Crüsemann hatten eine höchst elegante Toilette gemacht, und unsre Gruppe in der Masse des Publikums wurde dadurch sehr bemerklich. Wir standen nicht so weit vom Balkon ab, daß wir die sonore, alles übertönende Stimme des Kaisers nicht hätten hören können, und als die ersten Musikstücke vorüber waren, vernahmen wir deutlich, wie der Kaiser vom Balkon herabrief: „Der Marsch aus dem Aufruhr im Serail!“ — Es schien Verwirrung bei den Musikern zu geben, da sie nicht darauf vorbereitet sein mochten, ein Extra-Musikstück zu spielen; doch begann es bald nachher, und bei den ersten Tönen nickte der Kaiser der Madame Taglioni zu, daß dies ihr zu Ehren geschehe, zeigte auch dem Könige und der Kaiserin, daß wir — oder vielmehr die Damen des Berliner Theaters — dort unten ständen. Am andern Tage sagte der Kaiser selbst auf dem Theater zu Madame Taglioni, daß er den Marsch ihr zu Ehren habe spielen lassen, da sie in jenem Ballete ja die Hauptrolle so vortrefflich aufführe.

Der Serenade folgte ein Zapfenstreich, bei dem nun auch alle Tambours schlugen, ein geradezu überwältigender Lärm, und dann das Abendgebet. Während in der ganzen Stadt die Illumination wieder aufflammte, hatte die Regie in dem Saale unsrer Wohnung eine Probe des morgen zu gebenden Stückes angesetzt; denn der Gedanke überkam uns nun doch nachgerade, daß wir eigentlich der Theatervorstellungen wegen nach Kalisch berufen worden waren, eine Probe daher, namentlich der v. Rautenstrauchschen Abkürzungen wegen, doch wohl nicht so ganz übel sei. Mir kam die Probe freilich sehr ungelegen, denn der Bericht über die heutigen Festlichkeiten wollte geschrieben

sein; indessen ich wußte das Nützliche mit dem Angenehmen zu vereinigen, schrieb höchst ernsthafte, auch begeisterte Schilderungen, bis mein Stichwort im Saale zum Auftreten in einer Scene ertönte, und rezitirte dann der Abwechselung wegen höchst spaßhafte und nichts weniger als begeisternde Zwiegespräche mit Gern, als dem im Stücke herkömmlich zu betrügenden Vormunde. Die Leser der Staatszeitung werden schwerlich geahnt haben, unter wie erschwerenden Umständen die „zuverlässige Quelle" in Kalisch sie von den festlichen Vorgängen in Kenntniß setzen mußte, so wenig die Zuschauer im Theater Tags darauf geahnt haben werden, daß es ihr Beschreiber war, der so unglaublich bornirt sich von einer „Einfalt vom Lande" hinters Licht führen ließ.

Dieser Gegensatz wurde mir selbst während der Vorstellung des Stückes am anderen Tage einmal recht fühlbar. — Als uns die Garderoben, das heißt Verschläge aus rohen Brettern rasch zusammengeschlagen, zum Ankleiden angewiesen wurden, machte uns ein polnischer Unterbeamter des Warschauer Theaters darauf aufmerksam, wir möchten den Begriff einer Garderobe, das heißt, daß unsere Roben dort unter einer Garde ständen, nicht wörtlich nehmen, sondern etwaige Sachen von Werth lieber bei uns behalten; denn da die Bauleute und Handwerker aus allen Himmelsgegenden verschrieben worden seien, so könne man für nichts stehen. — Jeder steckte daher Uhr, Börse und dergleichen zu sich, ich auch meine Papiere. Da ich nun während des Stückes einmal in die Tasche zu greifen und ein Papier, angeblich einen Brief, herauszuholen hatte, so wunderte ich mich nicht wenig, als ich beim Entfalten desselben die kaiserliche Vollmacht an die Generale, Stabs- und Oberoffiziere der lagernden Truppen erkannte. Konnte ich wissen, ob nicht gerade einer der Stabsoffiziere über mein Spiel lachte, denen ich in den nächsten Tagen meine Vollmacht zu zeigen hatte? Dergleichen Kontraste waren in meinem Künstlerleben häufig. —

Ich habe indessen vorgegriffen und erzähle schon vom Abende des Tages, dessen interessantester Theil gerade im Vormittage lag, denn am Sonnabend den 12. September sollten ja die preußischen Truppen das russische Gebiet betreten. Leider konnte ich diesem Schauspiele nicht beiwohnen, da um 12 Uhr eine letzte Probe der „Einfalt vom Lande" angesagt worden war. Auch hatte ich die Anzeige bekommen, daß für den heutigen Tag der mir bewilligte, aber von anderen benutzte Wagen anderweitig für den Dienst der Herrschaften gebraucht werde. Ich begnügte mich daher, vor 12 Uhr nur bis an das Thor zu gehen und sämmtliche Allerhöchste und Höchste Herrschaften zu dem Einmarsche hinausfahren zu sehen. Herz und Sinn waren freilich draußen bei den Landsleuten, deren erste Begrüßung durch die russischen Truppen ich gern gesehen hätte. Es sollte doch aber nicht sein! — Die Probe hätte übrigens eben so gut nicht stattzufinden brauchen, denn überall wurde noch gemalt, geklebt, gehämmert; keine Dekoration, keine Möbel, kurz, ein Chaos, nach dem zu urtheilen die Vorstellung am Abende gar nicht möglich schien. Doch fand sie statt, und General v. Rautenstrauch hatte mit seiner Ansicht, daß man sich in Rußland das Wort „unmöglich" abgewöhnen müsse, vollkommen Recht gehabt.

Um 6 Uhr sollte die Vorstellung beginnen. Bei dem unfertigen Zustande, in dem wir am Mittage alles gefunden, ahnte ich Schlimmes und ging daher schon um 4 Uhr in das Theater. Zu meinem Schrecken sah es noch ganz eben so aus. Zank um die Garderoben zwischen Deutschen, Spaniern und Polen, kein Friseur, kein Garderobengehülfe! Ich hatte recht geahnt, daß später an gar keine Hülfe zu denken sein werde, und war fertig, als die andern erst kamen, konnte also dem tollen Wirrwarr um mich her mit großer Seelenruhe zusehen. — Erst um 5½ Uhr kamen die Zimmerdekorationen, die zu den ersten Scenen gebraucht wurden, noch ganz naß vom Pinsel des Malers. Auch die Möbel wurden erst kurz vor der für den Anfang des

Schauspiels bestimmten Zeit gebracht, und nun fiel es dem Regisseur Weiß schwer aufs Gewissen, wer bei Verwandlungen denn die Möbel auf- und abräumen solle. — Es wurden Erkundigungen bei den Beamten des Warschauer Theaters eingezogen. Daran hatte niemand gedacht, und doch gehören Leute dazu, die Bescheid mit dergleichen wissen. — Polnischen Tagelöhnern oder russischen Soldaten die Sache anzuvertrauen, war denn doch gerade vor diesem Publikum zu riskant. Auch die anfänglichen Kammerdiener und Matratzenträger flößten mir nur geringes Zutrauen ein. Es wurde dem Herrn Waltz und dem Choristen Janson angeboten; beide hielten dergleichen aber unter ihrer Würde und mußten sich auch als schweizer Bauern anziehen, um das Pas de deux suisse der beiden Taglioni's mit Jodeln zu begleiten, und schweizer Bauern, die in einem in Berlin spielenden Stücke die Möbel abräumen, wären doch in der That auch etwas unwahrscheinlich gewesen. Als guter Rath am theuersten war, war auch der helfende Entschluß am nächsten. Regisseur Weiß entschloß sich selbst dazu und bat einige in der ersten Vorstellung nicht beschäftigte Kollegen, ihn dabei zu unterstützen, was auch bereitwilligst zugesagt wurde und in den nächsten Tagen abwechselnd — in der „Braut aus der Residenz" und den „Bekenntnissen" auch von mir — geschah, bis gegen das Ende der Vorstellungen besondere Leute dafür angeschafft wurden. —

Gegen 6 Uhr erschien plötzlich Seine Majestät der Kaiser auf der Bühne, während der Zuschauerraum sich bereits zu füllen begann. Er fragte, ob Fräulein v. Hagn schon angekleidet sei, und als man antwortete ja und sie sei noch in der Garderobe, mußte ihm dieselbe gezeigt werden, worauf der Kaiser anklopfte und fragte, ob er eintreten dürfe. Wahrscheinlich erfolgte keine Antwort, oder Fräulein v. Hagn glaubte, jemand von dem Hülfspersonale wolle herein; kurz, der Kaiser öffnete die Thür, und da ich ganz in der Nähe stand, so konnte ich

sehen, daß Fräulein v. Hagn in einem weißen Frisirmantel eben noch coiffirt wurde. Mit einem lauten Schrei retirirte Fräulein v. Hagn unter den Garderobentisch, was allerdings ungemein komisch aussah und den Kaiser bewog, lächelnd die Thür wieder zuzumachen.

Als der Kaiser sich umwandte, winkte er mich heran und sagte:

„Sieh da, Schneider, Sie sind ja sehr schön angezogen! Wer seind Sie?“ —

Ich verstand die Frage nicht gleich; der Kaiser wiederholte also die Frage:

„Ich meine, wer seind Sie im Stück?“

„Herr v. Zierl, Eure Majestät, der betrogene Liebhaber; das gewöhnliche Loos der Komiker. Wir werden am Ende eines Stückes nie geheirathet!“ —

„Sehr gut; vortrefflich kostümirt; aber in Uniform sähe Ich Sie doch lieber und am liebsten hinter Ihrem Schreibtische, wenn Sie für Soldaten schreiben. — Ich habe heute in Ihrem Soldatenfreund geblättert, Rauch hat ihn Mir gegeben. Die Armee Ihres Königs ist aber auch die einzige, in der eine solche Zeitschrift möglich ist. — Hoffentlich werden wir von dem heutigen Einmarsch darin zu lesen bekommen?“

„Ich konnte leider nicht hinauskommen, da wir Probe hatten.“

„Schade! Nun denn übermorgen bei der großen Parade! — Ich habe dem Könige schon gesagt, daß Sie hier sind; aber Ich will Ihnen nicht sagen, was Seine Majestät von Ihnen denkt, sonst spielen Sie Mir heute Abend schlecht.“ —

Dabei klopfte Seine Majestät mir ungemein freundlich auf die Schulter und drückte mich mit dem einen Arm an sich, so daß es fast aussah wie eine Umarmung.

Mir war zu Muthe, ich weiß nicht wie! — Ueberselig sah ich dem Kaiser nach und kam erst wieder zu mir, als Pepi, die

Schwester Charlotte v. Hagn's, neben mir sagte: „Ach, was wird sich Ihre Frau freuen!“ —

Ja wohl hat sie sich gefreut! Schreibe ich doch das Vorstehende aus meinem spät nach der Vorstellung an sie geschriebenen Briefe ab und erinnere mich dabei ihrer Erzählung, welche Wirkung dieser Brief auf sie gemacht. —

Die Vorstellung begann erst um $6^3/_4$ Uhr, und ich begriff nun noch vollständiger, warum vorgestern die Ehrenwachen schon um 8 Uhr aufmarschirt waren, um bei der Ankunft der königlichen Prinzen um 12 Uhr dazustehen. Das ganze Theater war nur von Offizieren gefüllt; außer in der kaiserlichen und in der kleinen königlichen Loge sah man keine Damen. Das Stück war auch ganz Nebensache, denn alles stand mit dem Rücken gegen die Bühne, und die Unterhaltung war während der ersten Scenen so laut wie in einem italienischen Theater vor der Sortita der Primadonna assoluta. Nur bei dem ersten Auftreten des Fräulein Charlotte v. Hagn zeigte sich einige Theilnahme, keineswegs aber in dem erwarteten Maße, so daß die sämmtlichen Darsteller ziemlich verblüfft waren und abermals ein für den General v. Rautenstrauch rechtfertigender Gedanke die Gemüther beschlich, nämlich der gute Rath wegen möglichster Abkürzung des Lustspiels. Die bei weitem größere Zahl des anwesenden Publikums verstand kein Wort deutsch, und überdies war der Blick in die kaiserliche Loge bei der Menge von hohen und interessanten Persönlichkeiten viel lohnender als der auf die Bühne. Kurz, das Spiel des Abends ging spurlos zu Ende. Kein Applaudiren, kein herzliches Lachen, nicht einmal ein Verstehen. — Als das Ballet der Spanier, der beiden Taglioni's und der Warschauer Tänzerinnen begann, verließ ich das Theater ziemlich verstimmt, und auch den Kollegen ging es so; denn wir hatten alle das Gefühl, als ob wir gelangweilt hätten. Beim Briefschreiben nach Hause fand ich dann freilich bald meine frohe Laune wieder.

Am nächsten Morgen, Sonntag den 13. September, suchte ich früh einige der Offiziere auf, die ich in dem Bureau des General Grafen v. Benkendorf kennen gelernt, und die mich aufgefordert hatten, sie zu besuchen, und mir mit der größten Bereitwilligkeit alles mittheilten, was ich über die russische Armee wissen wollte, natürlich erst, als ich ihnen meine Vollmacht gezeigt hatte, über die ein jeder, der sie zu Gesicht bekam, erstaunte und nicht begriff, wie ich dazu gekommen sei. — Hier hörte ich denn auch, daß im Lager großer Militär-Gottesdienst stattfinden werde, und da ich weder am Abende in der Theatervorstellung beschäftigt war, noch in der Stadt etwas Bestimmtes zu thun hatte, so war mein Entschluß rasch gefaßt, den ganzen Tag im Lager zuzubringen.

Der erste Gang war natürlich in das Lager der gestern angekommenen preußischen Truppen, neben dem der russischen Garden beim kaiserlichen Pavillon und in der Mitte zwischen der 7. und 8. Infanterie-Division des 3. russischen Infanterie-Korps. Da fanden sich denn viele Bekannte, denen ich und die mir erzählen mußten. Das Verhältniß, sich so mitten unter russischen Truppen zu befinden, war allen noch neu; man sah sich mit Verwunderung um und gegenseitig an, und ich kam bei den preußischen Offizieren in den Geruch einer besonders tiefen Kenntniß der russischen Armee, als ich auf allerlei Fragen nach Uniformen, Namen, Farben und Abzeichen meine erst am Morgen erworbenen Kenntnisse auskramte. Um 10 Uhr machte sich alles zum Antreten in Parade fertig, denn um 11 Uhr sollte der Gottesdienst stattfinden, zu dem die Allerhöchsten Herrschaften um 10³/₄ Uhr vor dem kaiserlichen Pavillon vorfuhren. Als der Kaiser ausgestiegen war, befahl er, daß das Zeichen zum Ausrücken der Truppen aus dem Lager gegeben werden sollte. Eine einzelne Trommel bei der Wache am Pavillon lockte, und augenblicklich antworteten die Trommeln sämmtlicher lagernden Truppen; aus allen Zelten, soweit das Auge reichte, sah man die Soldaten

in die Lagergassen treten, sich formiren, und wenige Minuten nachher rückten die Regimenter der 7. und 8. Division, sowie die preußischen und russischen Garde-Detachements mit Trommelschlag aus den Lagergassen auf den Waffenplatz. In Kolonnen stellten sie sich im Karré um die Divisions-Kapellen-Zelte, während für die preußischen Truppen ein Altar unter freiem Himmel aufgeschlagen war, an dem der Feldpropst Bollert die Liturgie und dann eine Weiherede hielt. — Bei den Preußen stand auch ein Zug des finnischen Scharfschützen-Bataillons, dessen Mannschaften evangelischen Glaubens waren.

Nach dem Gottesdienst rückten die Truppen wieder in das Lager zurück, und jedes Bataillon hielt nun für sich die gewöhnliche sonntägliche Wachtparade mit Ablösung der Fahnen- und Lagerwachen, was man von der Höhe, auf welcher der kaiserliche Pavillon stand, in der ganzen Ausdehnung des Lagers übersehen konnte. — Was nun folgte, das sogenannte Ordonnanzreiten, die Reit- und Fechtübungen des muselmännischen und der kaukasischen Linien-Kosaken-Regimenter, habe ich ausführlich in meinem Buche beschrieben, würde also hier nur eine Wiederholung geben, und wende mich daher zu meinen persönlichen Erlebnissen.

Als die Allerhöchsten Herrschaften zum Diner nach der Stadt zurückgefahren waren und im ganzen Lager Ruhe herrschte, begann ich meine Wanderung durch das russische Lager. Das 1. Infanterie-Regiment der 8. Division war das Regiment Graf Diebitsch Saballansky oder Tschernigoffskisches Nr. 15. Die Lagerposten ließen mich ungehindert passiren, und ich steuerte gerade auf das Zelt der Stabsoffiziere los. — Als ich erfahren, daß der Kommandeur des Regiments Oberst Krummeß heiße, ließ ich mich zum Zelte desselben führen und öffnete mit einiger Befangenheit — da Anklopfen an Leinewand nicht geht — die Thürklappen. Der Oberst saß halb und halb lag er, in einen türkischen Kaftan gehüllt und eine kostbare türkische lange Pfeife

rauchend, auf einem von mehreren Ballen Uniformtuch gebildeten Divan und sah die kleine bürgerliche Figur mit einem unaussprechlichen Blicke an. Ich brachte meine Bitte vor, das Innere der Zelte ansehen zu dürfen, und wurde sofort nichts weniger als gewinnend abgewiesen. Ich gestehe, daß ich das nicht allein erwartet, sondern mich auch sogar darauf gefreut hatte, weil ich nun mit Schüchternheit — das heißt geheuchelter — meinen Talisman aus dem Busen zog und denselben präsentirte.

Schon bei den ersten Worten „Auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Kaisers" verließ der Tschibouk — nämlich die lange türkische Pfeife — die Lippen des Lesenden und wurde bei Seite gestellt; als sich aber der weitere Inhalt des Papiers entwickelte, erfolgte das Aufstehen, mehrere Händedrücke und sonstige Zeichen einer außerordentlichen Freude. Ein anderer Tschibouk wurde mir offerirt — denn Oberst Krummeß hatte den türkischen Feldzug 1828 und 1829 mitgemacht und mit Hülfe seines Regiments in verschiedenen türkischen Städten noch viel verschiedenere türkische Pfeifen gesammelt — der Regiments-Adjutant herbeigerufen und nun gefragt, was ich eigentlich zu sehen wünsche. Das mußte sich bei einem Gange durch die Zeltgassen am besten ergeben, und ich bat daher, daß der Oberst mir jemand mitgeben möge, der mich führen und zugleich mich über alles unterrichten könne. — Um uns gegenseitig gleich in das rechte Verständniß für einander zu setzen, äußerte ich, daß mehrere der Gegenstände, welche ich kennen zu lernen wünschte, später möglicherweise gedruckt werden könnten, und dies machte denselben Eindruck, den ich aus Erfahrung schon kannte; denn es giebt für den Militär nichts Unbehaglicheres, als gedruckt zu werden, außer zu gewissen Zeiten im Militär-Wochenblatte unter der Rubrik: „Ernennungen, Beförderungen und Versetzungen."

Bis dahin war ich den beiden Offizieren eine verwunderliche Person gewesen, jetzt wurde ich ihnen eine beängstigende, aber ich hatte mich sonst wahrlich nicht zu beklagen. Es wurde

mir alles gezeigt und selbst aus dem nicht vortheilhaft Erscheinenden kein Hehl gemacht. Ein von mir aufs Gerathewohl gewählter Mann mußte sich ganz aus- und wieder anziehen, exerziren, sich examiniren lassen; die Packwagen, das Strafzelt, die Handwerkerzelte durfte ich bis ins Genaueste besichtigen, und meine Fragen waren manchmal recht aufdringlich. — Die in meinen militärischen Berichten und in meinem Buche enthaltenen Mittheilungen geben Zeugniß davon. — Als ich mit allem fertig und dabei wirklich sehr hungrig geworden war, lud mich Oberst Krummeß zu einem improvisirten Vesperbrode oder für mich vielmehr zu einem Frühstück ein, bei dem die Zungen gelöst und allerlei merkwürdige, aber vollkommen ungedruckt gebliebene Gespräche geführt wurden.

Die Theaterzeit näherte sich, und da sämmtliche Stabsoffiziere der lagernden Truppen zur Abendvorstellung befohlen waren, so fuhr ich mit dem Obersten Krummeß in einer Telega nach der Stadt. — Beim Aussteigen am Theater kam es erst — ich erinnere mich nicht mehr, durch welchen Umstand — zur Sprache, daß ich eigentlich Schauspieler sei, und nun wurde das Erstaunen des Obersten groß. Den Nachmittag über war ich ihm eine verwunderliche, dann eine beängstigende Person gewesen, jetzt wurde ich ihm unbegreiflich, sein Benehmen gegen mich aber noch liebenswürdiger, was auch später so geblieben ist.

Gegeben wurde heute nur „Goldschmieds Töchterlein“ und dann mehr Tanz als gestern. Da ich nicht beschäftigt war, so ging ich einem möglichen Rautenstrauchschen Mißfallen nebst Wegweisung aus dem Wege und schrieb den Abend und bis nach Mitternacht nieder, was ich heute im Lager erfahren.

Montag den 14. September sollte zu der für den Abend angesetzten Vorstellung des „Balles zu Ellerbrunn“ eine Theaterprobe stattfinden; da aber zugleich die große Parade sämmtlicher russischen und preußischen Truppen befohlen war, so erhob sich eine allgemeine Opposition gegen die beabsichtigte Gewaltmaßregel,

bei einigen in Gestalt besonders eindringlicher Bitten, bei andern in dem Versprechen, sich die äußerste Mühe geben zu wollen, damit das Ausfallen der Probe der Vorstellung keinen Schaden thue, — bei Fräulein v. Hagn endlich in Gestalt der einfach ausgesprochenen und zwanglos mitgetheilten Ansicht, sie komme nicht zur Probe, da sie die Parade sehen wolle. — Wir überließen den Aerger, der daraus entstand, den Regisseuren und hielten uns an das fait accompli, daß ohne Fräulein v. Hagn überhaupt eine Probe weder nöthig noch möglich war. In diesem Bewußtsein erfolgte eine Auswanderung in Masse aus der Stadt nach den Feldern bei Pawlowsk zu den dort aufgestellten Truppen, 59 000 Mann in 60½ Bataillonen und 68 Eskadrons mit 136 Geschützen, — eine Zahl, wie ich sie noch nicht vereinigt gesehen hatte.

Das theatralische Kontingent hatte sich in einzelnen Gruppen hinausmanövrirt, bei der für ein so großartiges Schauspiel aber außerordentlich geringen Zahl von Zuschauern bemerkten sich die einzelnen Gruppen und fanden sich zusammen. Daß dies nun gerade bei mir geschah, mochte wohl seinen Grund darin haben, daß der Gensdarmerie-Kapitän v. Biedermann mich heute zum ersten Male amtlich unter seine Flügel genommen hatte und schon im vollen Erklären begriffen war, als sämmtliche Kollegen, auch Herr Waltz, diesmal aber in einer verhältnißmäßigen Toilette, sich einfanden. Bescheidentlich standen wir in einer durch Militär-, Polizei- und Kosakenposten den Zuschauern angedeuteten wirklich bedeutenden Entfernung und hatten auch bei dem unzweifelhaften Diensteifer jener Posten nur geringe Hoffnung, später näher herangelassen zu werden. So sehr die Ehrerbietung vor den anwesenden gekrönten Häuptern dadurch gewinnen mußte, so wenig fand unsre Schaulust dabei ihre Rechnung. Fräulein v. Hagn half diesem Dilemma sofort in entschiedenster Weise ab, indem sie mit den übrigen Damen aus der Demarkationslinie vorbrach und mitten über das weite Feld

auf die Front der Truppen zuschritt. Mit einiger Besorgniß im Blicke, aber willenlos folgte Kapitän v. Biedermann, und als die von allen Seiten herbeieilenden Posten einen Gensdarmenoffizier bei den Damen sahen, müssen sie uns wohl für berechtigt zu einer so ungeheuren Durchbrechung aller bestehenden Verhältnisse gehalten haben, denn sie standen mitten im Laufe erstaunt stille und ließen uns wirklich gehen.

Glücklicherweise waren die Monarchen mit ihrer überaus glänzenden und zahlreichen Suite eben um den linken Flügel des ersten Treffens gebogen, so daß unser kühnes Häuflein wenigstens von den Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften nicht gesehen wurde; dagegen winkten aber mehrere Generale und Regimentskommandeure mit den Degen, wir sollten da weggehen; eine Andeutung, die aus so bedeutender Entfernung gegeben, auch in Rußland ihre Kraft verlor. Kurz, wir blieben stehen und konnten den späteren Vorbeimarsch von Anfang bis zu Ende ungestört mit ansehen. — Oft erinnert mich die kostbare Vase im Mittelsaale des königlichen Schlosses zu Charlottenburg, wo ich den Befehl Seiner Majestät des Königs zum Beginn der Lektüre erwarte, an diesen imposanten Vorbeimarsch, namentlich an die auf dieser Vase abgebildete Wiederholung desselben in Regimentskolonnen. — Die ganze Parade dauerte von vormittags 10 bis 4 Uhr nachmittags, und alle kamen todmüde nach Hause, besonders wegen des heftigen, austrocknenden Windes, der über die öde Ebene hinstrich.

In unsrer Nähe standen während der Parade einige russische Offiziere von den Garnisontruppen der sogenannten „wnutrenoi straschi“, die allerlei Bemerkungen darüber machten, daß die preußischen Truppen so jung gegen die russischen aussähen, augenscheinlich in der Ueberzeugung, daß niemand von uns russisch verstehe. Da konnte ich mich denn nicht enthalten, zu äußern: „Um so merkwürdiger, daß die jungen Soldaten ihre Sache ebensogut und sogar noch besser machen wie die Russen!“ —

was mir mehrere ungeheure Blicke eintrug, die Unterhaltung der Herren nach dieser Richtung hin aber wesentlich abkürzte. — Ein anderer Vorgang bei dieser Parade machte einen sonderbaren, freilich nicht in demselben Grade angenehmen Eindruck auf uns alle. — Neben uns hielt ein Gensdarm in seiner kleidsamen hellblauen Uniform, mit Kürassierhelm, hohen Stulpenhandschuhen, reichen Achselschnüren u. s. w. zu Pferde. Als Fräulein v. Hagn uns verlassen und der Kapitän v. Biedermann sie galant in seinem Wagen nach der Stadt begleitet hatte, stand unsre Zuschauergruppe lange allein. Plötzlich neigte sich jener Gensdarm zu dem ihm zunächststehenden Kollegen Grua und sprach in so bittendem, demüthigem Tone zu ihm, daß ich herangerufen wurde, um zu erfahren, was er eigentlich wolle. Ich gestehe, daß ich meinen Ohren nicht traute, als der Gensdarm ganz einfach bettelte. Er habe seit 4 Uhr morgens nichts gegessen und bitte daher die fremden Herrschaften um ein kleines Almosen. Ich war so betroffen, daß ich statt dem Gensdarmen sein Benehmen zu verweisen, den Kollegen mittheilte, was er eigentlich gesagt. Diese veranstalteten sofort eine Kollekte und steckten ihm das Geld zu. Ich machte vergebens darauf aufmerksam, daß wohl alle Soldaten, die vor uns in der Parade ständen, in demselben Falle sein dürften, seit heute früh nichts gegessen zu haben, wurde aber wegen unmenschlicher Gesinnung bei offenbarer Noth zur Ruhe gewiesen, und der Gensdarm hatte ein paar Thaler weg. Doch muß ich sagen, daß der unangenehme Eindruck mich noch lange nicht verließ.

Abends fand die Vorstellung des „Balles zu Ellerbrunn“ und hinterher das gewöhnliche Divertissement der Berliner, Warschauer und spanischen Tänzer statt. Die Spanier tanzten heute zum dritten, aber auch zum letzten Male. Ich hatte mich in den letzten Tagen nur wenig um sie bekümmern können, da andere Arbeit mich vollauf in Anspruch nahm, hörte auch, wenn wir uns im Theater sahen, daß sie sich eben in das Unvermeidliche

gefügt. — Von früher wußte ich schon, daß sie ihre Wohnung fast nie anders verließen, als um in das Theater zu gehen, und nicht das geringste Interesse für irgend etwas, außer möglichstem Geldgewinn, hatten. Aber auch damit sollte es hier in Kalisch ein unerwartetes Ende nehmen. — Sie tanzten heute die berühmte Jota aragonesa, einen Bauerntanz, der seiner allerdings etwas kühnen Wendungen wegen ungemein komisch wirkt, aber eben aus dem Standpunkte einer rein nationalen Kuriosität betrachtet werden muß. Diesmal vereinigte sich allerlei, um das Mißfallen Ihrer Majestät der Kaiserin zu erregen. Señora Dubiñon befand sich nämlich in interessanten Umständen, was in diesem Kostüm besonders auffällig hervortrat und die schon erwähnten kühnen Wendungen widerwärtig erscheinen ließ. — Mitten im Tanze verlor sie einen Schuh, und rasch entschlossen riß sie sich die noch befestigten Bänder desselben ab, warf ihn in die Kulisse und tanzte mit einem beschuhten und einem unbeschuhten Fuße weiter. Das zeigte Geistesgegenwart, beim Abreißen des Schuhes aber auch so unschöne Formen, und in dem ganzen Vorgange lag etwas so Unweibliches, daß die Kaiserin aufstand, dem Tanze den Rücken drehte und die Loge verließ.

Das war kein gutes Zeichen! Nur eine Person schien seelenvergnügt darüber, und das war der General v. Rautenstrauch. Ich ahnte indessen doch noch nicht, was sich weiter daraus entwickeln sollte, wurde aber, als ich nach der Vorstellung zu Hause am Schreibtische saß, durch einen Faktor aus dem Hotel de Pologne dorthin gerufen, weil meine Spanier noch in der Nacht Kalisch verlassen sollten. Dort fand ich alles in der größten Verwirrung. Vor dem Hotel stand ein Wagen mit vier Pferden, in welchen, taub für die Vorstellungen des mit ihnen aus dem Hause kommenden Señor Font, zwei Kosaken die Tanzkleider der Gesellschaft so sorgfältig packten, wie ihnen das überhaupt möglich war. Im Zimmer bei den Uebrigen befand sich ein Polizeioffizier und ein Unterbeamter des Warschauer Theaters,

der ihnen in höchst mangelhaftem Französisch vorstellte, daß sie sich dem einmal gegebenen Befehle doch nur fügen möchten. Er hatte ihnen das Honorar für drei Abende gebracht und zugleich angezeigt, daß sie nicht weiter auftreten dürften, da sie der Kaiserin mißfallen. Der Polizeioffizier hatte seinerseits höchst zuvorkommend bereits ihren Paß, einen Wagen und zwei hülfeleistende irreguläre Krieger vom Don oder aus einer andern ähnlichen Gegend mitgebracht, hörte den Vorstellungen des Theaterbeamten mit großer Seelenruhe zu, ließ aber, da die Damen keine Anstalten zum Einpacken machten, sondern sich mit Weinen, gekränktem Künstlerstolze und mehreren anderen Gefühlen beschäftigten, einstweilen die sämmtlichen Habseligkeiten von den beiden Kosaken in den Wagen tragen und schien entschlossen, wenn nur erst das Gepäck im Wagen war, die Personen auf demselben beschleunigten Wege dislozíren zu lassen.

Ich übersah mit einem Blicke, wie die Sache hier stand, und glaubte auch bemerkt zu haben, daß der Wirth des Hotel de Pologne dieser Beschleunigung nicht ganz fremd war, da ihm die so ungemein genügsamen Gäste keinen Vortheil brachten und gewiß schon andere auf die Zimmer spekulirten. Ich begütigte so viel ich konnte, gab ihnen spanisch, dem Polizeioffizier aber russisch vollkommen Recht und brachte es denn auch dahin, daß die Abreise ohne gerade sehr auffälligen Skandal erfolgte, wobei ich im voraus vermuthete, daß nun morgen die Warschauer Tänzerinnen einen Pas mehr tanzen würden. Eine Stunde später waren die peninsularischen Tanzkünstler über den russischen Schlagbaum bei Skalmierczycze weg auf preußischem Grund und Boden und ließen mich noch einmal grüßen, was der Polizeioffizier am nächsten Tage auch pünktlich ausrichtete.

Am Dienstag den 15. September fand früh erst eine Probe von dem Lustspiel „Jugend muß austoben“ statt, die freilich kaum nöthig gewesen wäre, wenn der Regisseur nicht die Hauptrolle gehabt hätte. (Richtig sah ich, wie die Warschauer

Tänzerinnen bereits an einem spanischen Nationaltanze übten, und begriff nun noch vollständiger die Prozedur von gestern Abend.) Dann hatte ich einen ziemlich freien Tag vor mir und eilte in das Lager hinaus, wo am kaiserlichen Pavillon der Kaiser seinem königlichen Schwiegervater und Gaste 100 ausgesucht schöne Pferde für das 6. Kürassier- und 3. Ulanen-Regiment vorführen ließ, die gleich darauf ihren Weg nach Preußen in die Garnisonen der genannten Regimenter antraten. Als der König vom Pavillon nach der Stadt zurückfuhr, mußte er zunächst bei seinem russischen Grenadier-Regimente „König Friedrich Wilhelm III.“, welches noch jetzt seinen Namen führt, vorüber. Ich befand mich bereits bei dem daneben lagernden Regiment „Diebitsch Sabalkansky“, dessen Offiziere mich zum Mittagessen eingeladen hatten, und sah den Auftritt mit an, der sich bei dieser Gelegenheit entwickelte. Die ganze Mannschaft des Grenadier-Regiments stand in Mänteln und Mützen vor ihren Zelten, als der König bei ihrem Lager vorüberfuhr. Ein freudiger Hurrahruf trieb die ganze Masse von Grenadieren an den Lagerweg, und hier folgten, Hurrah rufend und die Mützen schwenkend, tausende von Soldaten im schnellsten Laufe dem Wagen ihres königlichen Chefs. Der betäubende Hurrahruf lockte auch die Soldaten der anderen Regimenter aus den Zelten, und als sie den wirren Knäuel sich in rasendem Laufe die Lagergasse herabwälzen sahen, müssen sie wohl geglaubt haben, es sei so befohlen gewesen; denn auch sie schlossen sich bataillons-, dann regimenterweise der Lawine an, bis endlich, mir fast schon aus den Augen, die ganze Masse plötzlich stillstand und dem lärmenden Rufe ein vollkommenes Schweigen folgte. Ich hörte nachher, daß der Kaiser, als die Masse denn doch endlich zu zehntausend und mehr anwuchs, plötzlich mit der Hand gewinkt habe, und das war vollkommen genug gewesen, um die wild erregte Menge augenblicklich festzubannen.

Durch die Einladung beim Offizierkorps des Regiments

Diebitsch Sabalkansky versäumte ich leider den berühmten Thee, den die beiden uralischen Linien-Kosaken-Regimenter und das muselmännische Kavallerie-Regiment dem königlich preußischen Oberst v. Barner gaben, welcher während der Dauer der Manöver zu ihrem Brigadier ernannt worden war. Dieser „Thee“ fand in dem Dorfe Sulislawice statt, und die Beschreibung des merkwürdigen Festes in meinem Buche ist von dem Regisseur Stawinsky, der das Glück hatte, ihm als Augenzeuge beizuwohnen. Die Allerhöchsten Herrschaften waren ebenfalls bei diesem Thee gegenwärtig, und als die königlichen Prinzen Carl und Albrecht das Wohl des Kaisers und der russischen Armee ausbrachten, wurden sie von den auf ihre Art entzückten Kosaken möglichst zart vom Pferde gehoben und jauchzend auf den Armen gewiegt, während von allen Seiten Freudenschüsse in die Luft knallten. Schade, daß ich nicht selbst gesehen, was ich doch beschreiben mußte. Es soll in der That das Kurioseste gewesen sein, was man nur sehen konnte. —

Bei der Theatervorstellung zeigte es sich, daß nun nach und nach ein ruhigeres und aufmerksameres Publikum das Theater besuchte. Die Erregung der ersten Abende hatte nachgelassen, und nur wer Deutsch verstand, kam überhaupt, so daß größerer Antheil und bessere Würdigung sich zeigte. Gegeben wurde an diesem Abende „Jugend muß austoben“, „Die Verrätherin“ und ein Divertissement, in welchem die Damen Dubiñon und Dolores Serral von den Polinnen Turczynowicz und Szczepanska glücklich ersetzt waren.

Mittwoch den 16. September fand unter dem Kommando des Kronprinzen von Preußen bei dem Dorfe Kokanin ein Manöver der preußischen Truppen im Verein mit den Detachements der russischen Garde statt. — Gern wäre ich hinausgegangen, es wurde aber niemand zum Thore hinausgelassen, und alles Vorzeigen von Vollmachten und Legitimationskarten half diesmal nichts. — „Verboten!“ so lautete die einfache

Antwort auf meine Vorstellungen, und wer je in Rußland gewesen ist, wird wissen, daß an diesem einen Worte dort auch das größte rhetorische Meisterstück scheitert. Indessen wurde ich zu Hause entschädigt. Oberst v. Barner war nämlich gestern Abend nach jenem berühmten Thee noch ins Theater gekommen, und auf mein Bedauern, daß ich nicht gegenwärtig gewesen sei, um Stoff für den Soldatenfreund zu sammeln und womöglich einige der malerischen muselmännischen Kostüme für eine Steindruck-Beilage desselben zu zeichnen, hatte mir der Oberst versprochen, einige derselben zu mir zu schicken; und richtig fanden sich heute vormittag zwei junge Muselmänner, Lieutenant Sidi Muharrem und Fähnrich Mohammed, bei uns ein. Der letztere, fast noch Knabe, war derselbe, welchen der Kaiser beim Exerziren der Kavallerie aus dem Gliede vorgerufen und dem er vertraulich die Backen geklopft. Beide waren in ihren Festkleidern und gleich bereit, sich von dem Theaterinspektor Carl Gropius zeichnen zu lassen. Natürlich sammelte sich während dieser Porträtirung alles im Mittelsaale, und auch die Damen erschienen in besonders kleidsamen Toiletten; denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß es eigentlich zwei persische Prinzen seien. Lieutenant Sidi Muharrem gab übrigens an Liebenswürdigkeit keinem Lieutenant der Welt etwas nach; er sprach etwas Französisch, war ungemein galant gegen die Damen und überreichte Fräulein Hulda Erck mit einem Bouquet ein kleines persisches Gedicht, das ich aus halb russischer, halb französischer Uebersetzung in deutsche Verse brachte. Fräulein Erck hatte nämlich die Waffen der beiden jungen Muselmänner bewundert und Sidi Muharrem in seinem Gedicht daran angeknüpft. Es lautete:

„Die Wunden, die der Speer, der Dolch, das Schwert geschlagen,
Sie heilen leichter als des Herzens Wunden,
Wenn Deine Lippen süßes Wort mir sagen!"

Natürlich brachten diese Verse eine ganz außerordentliche Wirkung auf die Damen hervor. Man hielt sie für augenblicklich

improvisirt. Auch ich! Jetzt weiß ich freilich, daß sie aus einer Ghazele des Hafiz sind, obgleich Sidi Muharrem von seinen Landsleuten vorzugsweise „Muharrem der Dichter" genannt wurde. Das Porträt beider ließ ich später lithographiren, und es findet sich als Beilage zu Nr. 139 des Soldatenfreundes vom 27. Februar 1836. —

Aus diesem Wirbel ging es in einen anderen, nämlich in die Probe des neuen Stückes „Drei Frauen und keine", das hier zum ersten Male gegeben werden sollte, nachdem es schon in Berlin bis zur Hauptprobe einstudirt worden war. Ich hatte die Hauptrolle, also auch die Verantwortung, und das ist immer ein ängstliches Gefühl; hier, wo man durch so unendlich Verschiedenes und rasch Abwechselndes zerstreut wurde, war es doppelt so. Wie alles durcheinander ging und übers Knie gebrochen wurde, davon gab diese Probe wieder den Beweis. Während ich mich zwischen zwei Scenen erholte, kam Fräulein v. Hagn und bat mich so schön, wie eben nur sie bitten konnte, ich möchte ihr für das zweite Stück „Lisette oder Borgen macht glücklich" einige wirksame Schlußverse machen. Wirksam heißt nämlich, daß das Publikum applaudiren muß, auch wenn ihm das Stück nicht gefällt. Natürlich mußte so liebenswürdiger Bitte gewillfahrt werden, und ich verfertigte einige dergleichen zur beliebigen Auswahl. — Wenn ich jetzt überlese, was ich damals gereimt, so werde ich freilich lebhaft an die Umstände erinnert, unter denen es geschah, und wenn ich nicht selbst gehört hätte, daß das Publikum wirklich applaudirte, so würde ich sehr ernstlich daran zweifeln, daß es geschehen ist. — Man bereuet einen begangenen Fehler nie besser, als wenn man ihn eingesteht, und so will ich denn gestehen, welche Gattung von Versen ich damals beging:

„Daß Borgen glücklich macht, möcht' ich wohl auch erfahren;
Geborgt hat uns ein nachbarliches Land.
O, fänden Sie, daß Kapital wir waren,
Des Beifalls Zinsen ruh'n in ihrer Hand!"

Daß in der That in Kalisch für Abwechselung gesorgt war, erfuhren wir gleich nach der Probe, als Lieutenant v. Dachröden, später Intendant des Hoftheaters zu Strelitz, damals in der preußischen Garde-Artillerie, bei unserm Hause vorüberritt und uns erzählte, daß draußen beim Manöver ein Pulverkarren in die Luft geflogen sei, der zwei Artilleristen getödtet und einen verwundet habe. Das Unglück geschah ganz in der Nähe der Stelle, wo der Kaiser und der König zu Pferde hielten. Ueber die Veranlassung zu diesem Unglücksfalle hatte man nur Vermuthungen. Es war ein zweirädriger Munitionskarren, wie er jedem russischen Geschütz nachgefahren wird. In dem Augenblick, wo zwei Artilleristen den Deckel desselben öffneten, um Munition herauszunehmen, erfolgte die Explosion und schleuderte beide, furchtbar zerschmettert, weit fort zu Boden. Ein Arm des einen fiel 600 Schritt davon in die Mitte eines Infanterie-Bataillons. Die einzige Erklärung, die übrig blieb, war, daß eine Schlagröhre von einem der vorn eben chargirenden Geschütze rückwärts in den geöffneten Munitionskarren gefallen sein konnte; aber auch das blieb eben nur Vermuthung. — Die Sache wurde nachher vielfach entstellt, und ein französisches Blatt erzählte sogar seinen gläubigen Lesern, daß die Polen eine Art von Höllenmaschine abgebrannt hätten, um beide Monarchen zu tödten.

Am Abend spielte ich nun zum ersten Male die Rolle des Theaterdichters Fritz Flott, die ich nachher so unendlich oft und namentlich bei allen meinen Reisen gespielt habe. In der häufigen Wiederholung liegt, daß sie mir eben gelang, und das war unter diesen Umständen eigentlich wohl das Verwunderlichste daran.

Am Donnerstag den 17. September war ich schon früh auf die Post gegangen, um die in der Nacht geschriebenen Berichte und Briefe nach Berlin zu senden. Als ich nach Hause kam, fuhr mir alles mit der Neuigkeit entgegen, es sei eben ein

Adjutant des Kaisers hiergewesen und habe sich erkundigt, ob ich verheirathet sei oder nicht. — Man hatte natürlich „Ja" gesagt, und damit habe sich der General — denn unter einem General thaten es meine Kollegen nicht — entfernt. Ich habe nie erfahren, welch' eine Bewandtniß es mit dieser Erkundigung gehabt hat.

Heute fand ein großes Manöver mit sämmtlichen russischen und preußischen Truppen von Kokanin bis Kalisch statt, bei welchem der Kronprinz von Preußen das Reservekorps, Prinz Wilhelm von Preußen die Reserve-Kavallerie-Division, Prinz Carl von Preußen die 2. Reserve-Infanterie-Brigade und Prinz Albrecht von Preußen die 1. Brigade der Reserve-Kavallerie kommandirten. Es war dieses eigentlich in militärischer Hinsicht der glänzendste Tag und das Schauspiel ein in jeder Beziehung großartiges. Um in die angewiesenen Stellungen hinter Kokanin einzurücken, hatten die lagernden Truppen schon um 2 Uhr morgens das Lager verlassen und rückten erst gegen 4 Uhr nachmittags wieder in dasselbe ein. Dicht vor Kalisch selbst brach das Gefecht erst ab, bei dem abermals, so weit das Auge reichte, kein Zuschauer zu sehen war. Ich hatte es diesmal klüger gemacht und folgte in einer Telega, die mir Oberst Krummeß zur Disposition gestellt, zwar in gehöriger Entfernung, aber doch nahe genug, um alles zu übersehen, den Bewegungen der Truppen. Nach Hause zurückgekehrt, kaufte ich allerlei russische Waaren, gestickte Schuhe, Messingschalen für den Hausgebrauch und dergleichen ein. Meine Einkäufe fanden Beifall, und Fräulein Erck bat mich, sie zu begleiten, um auch für ihre Familie etwas zu kaufen. Hier war es, wo uns die Einladung des Fürsten von Warschau für das Regimentsfest der Chevalier-Garde am Nachmittage im Schloßpark traf, von der ich in meinen Erinnerungen (in dem Abschnitte „Im Palais König Friedrich Wilhelms III.") erzählt.

Abends wurde das Lustspiel „Capriciosa", eine meisterhafte Leistung Charlotte v. Hagn's, und wieder ein Divertissement

gegeben. Ich hatte eine unerhebliche Bedientenrolle als Aushülfe übernommen und war kaum angezogen, als der Fürst Wolchonsky auf das Theater kam, mich rufen ließ und fragte, wo ich so rasch aus dem Schloßparke hingekommen sei. Seine Majestät der Kaiser habe mich noch einmal sprechen wollen und mehrere Male ganz laut Schneider! — Schneider! gerufen; es habe mich aber niemand finden können. Das that mir leid genug, aber mein Kostüm war die beste Antwort und die unzweifelhafteste Entschuldigung. Ich hatte in meiner Rolle nur eine Scene und zwar eine ganz unbedeutende; als ich aber abging, applaudirte der Kaiser ganz allein und natürlich das ganze Publikum pflichtschuldigst hinterher, so daß ich mich ganz verwundert umsah und die Mitspielenden noch um vieles verwunderter mich ansahen. Als das Stück aus war, kam der Kaiser auf das Theater und sagte im Vorbeigehen zu mir: „Daß Sie Mir übermorgen ja nicht das Manöver versäumen. Da werden Sie etwas zu beschreiben bekommen! Ich lasse das Gefecht bis in die Stadt gehen!"

Am folgenden Tage, Freitag den 18. September, einem Ruhetage für sämmtliche lagernde Truppen und für das große Feuerwerk am Abende bestimmt, erhielten wir schon ganz früh die Nachricht von dem Fürsten Wolchonsky, daß wir nicht gleichzeitig mit Seiner Majestät dem Könige Kalisch verlassen, sondern „zum Vergnügen der Einwohner" noch einige Tage länger hierbleiben würden. Es verlautete nämlich, daß die wohllöbliche Bürgerschaft den Wunsch geäußert, auch etwas von den dramatischen Herrlichkeiten germanischer Zunge zu hören zu bekommen; was bisher ganz entschieden nicht der Fall gewesen war, da die Billets nur an Militärpersonen und das Gefolge der fremden Herrschaften ausgegeben wurden. Entschiedene Unbilligkeit ließ sich diesem Wunsche nicht vorwerfen, obgleich er mit den unsrigen nicht ganz übereinstimmte. Glücklicherweise reichte das mitgenommene Repertoire für diese Verlängerung der Ergötzlichkeit

aus; für die Gemüthsstimmung des General v. Rautenstrauch war sie aber eine neue Verbitterung, da seinerseits für solchen Fall eine Berufung polnischer Schauspieler aus Warschau bereits vorgeschlagen war.

Nachdem der erste Schreck mit dem Frühstück überwunden war, wozu bei mir das Bewußtsein, einen ganzen freien Tag vor mir zu haben, weil wegen des Feuerwerks nicht gespielt wurde, nicht wenig beitrug, ging ich schon um 9 Uhr nach dem Schlosse, wo eben die Leib-Kompagnie des preußischen 1. Garde-Regiments zu Fuß die Wache bezog. Der Kaiser und der König traten dabei auf den Balkon des Schlosses heraus und sahen diesem gewiß seltenen Schauspiele, wo eine preußische Garde-Kompagnie in fremdem Lande vor einem kaiserlich russischen Schlosse die Bewachung übernahm, zu. Trotz der verschiedenen Reglements bei Ablösungen gab es keinerlei Störung. Nur die Gewehre mußten anders an die Nicken gesetzt werden, als dies damals im preußischen Dienste vorgeschrieben war, nämlich so, wie es seit jener Zeit nach russischer Art geändert ist. — Hat es je Ruck und Schlag, Fühlung und Vordermann bei einem Exerziren gegeben, so war es hier, wo eine preußische und eine russische Garde-Kompagnie sich so nahe gegenüberstanden. Selbst ein Potsdamer Exerzir-Unteroffizier — bekanntlich das Außerordentlichste in dieser Gattung — würde hier nichts mehr auszusetzen gefunden haben. Die Besetzung der Wache durch preußische Grenadiere dauerte aber nur bis 5 Uhr nachmittags; der Kaiser befahl, sie um diese Zeit abzulösen, damit die Mannschaften das Feuerwerk nicht versäumten.

Dann ging es hinaus nach dem Lager, dessen Zugänge auf allen Seiten heute noch strenger und zahlreicher bewacht waren als die Tage vorher, wo man in dieser Beziehung denn doch schon einiges geleistet hatte. Unterwegs begegnete ich einer ganzen Reihe von Wagen, in denen die preußischen Prinzen und die österreichischen Erzherzöge auf den eine Meile von der Stadt

gelegenen Exerzirplatz für die Kavallerie fuhren, um dort das russische Kürassier-Regiment Prinz Albrecht von Preußen vor seinem Chef exerziren zu sehen. In einem der letzten Wagen saß der damalige Oberst vom Generalstabe, spätere Generallieutenant v. Reyher, der Militärzensor meines Soldatenfreundes. Als er mich so einsam den Kolonnenweg entlang gehen sah, lud er mich ein, mit in den Wagen zu steigen; denn daß ich wo anders hin wollte als zum Exerziren, kam ihm nicht in den Sinn, ein Beweis, daß die Zensur auch dazu diente, dem Zensor die richtige Anschauung von den Prädilektionen des Zensirten beizubringen.

Da überhaupt Ruhetag für die Truppen befohlen worden war, so fand auch kein eigentliches Exerziren des Regiments statt, sondern die Kürassiere ritten nur in Jacke und Mütze auf wollenen Decken ihre Pferde in allen Gangarten vor. Um 12 Uhr begaben sich die Prinzen auf die Wiesenfläche vor dem Lager der 9. Division, wo eine russische Batterie im Feuer exerzirte, und um 2 Uhr in die Stadt zurück. Oberst v. Reyher wollte aber erst noch das Innere der für das Feuerwerk am Abende erbauten Festung besehen, und so kam ich mit hinein, was sonst wohl schwerlich geschehen wäre, da eine dreifache Postenreihe den ganzen Platz umgab, auf dem die wirklich riesenhaften Vorbereitungen für die Festlichkeiten des Abends getroffen worden waren.

Außer einem fünf Fuß hohen Wall, der die Festung gegen die Seite der Zuschauer hin umgab, bestand sie ganz aus Dekorationsstücken, aus Leinwand auf Rahmen gespannt. Häuser, Moscheen mit Minarets, selbst Bäume waren gemalt und in solche Gruppen neben und hinter einander gesetzt, daß vom Pavillon des Kaisers her ein überaus malerischer Anblick gewonnen wurde. Statt der Kanonen waren in den Schießscharten Feuerwerkskörper angebracht, überall Gerüste für Raketen befestigt, Kasten mit pots à feu und allem möglichen Feuerwerk in die Erde gegraben und tausende beschäftigt, zu ordnen und

vorzubereiten. Der Boden im Innern der Festung war so zerwühlt, als ob hier eine überladene Mine explodirt wäre. Einige tausend Schritte neben der Festung standen die kolossalen Fronten, mit denen das Feuerwerk beginnen sollte. Auch hier sah es wieder aus, als wäre es gar nicht möglich, daß das alles noch bis zum Abende fertig werden könnte; aber es wurde fertig und auf eine Weise, wie ich außer dem Feuerwerke im Lustschlosse Lazienki zu Warschau im Jahre 1851 es nicht wieder gesehen habe.

Als der Oberst v. Reyher endlich zur kaiserlichen Tafel in die Stadt zurückkehren mußte, ging ich wieder zum Regiment Diebitsch Sabalkansky, wo die Offiziere mich kaum sahen, als sie mich auch schon einluden, an ihrem Mittagessen theilzunehmen. So belebt und unterhaltend es auch war, so eilte ich doch, sobald als möglich wieder ins Freie zu kommen; denn da das Feuerwerk um 8 Uhr anfangen sollte, so war es nach militärischen Begriffen natürlich, daß um 3 Uhr bereits die Kanonen herbeirasselten, welche zum Beschießen jener Festung und zum Taktschlagen für die aufzuführende Hymne dienen sollten. Um 4 Uhr rückten von allen Theilen des Lagers, aus der Stadt und den umliegenden Dörfern die Musikchöre, Trompeter, Trommler und Militärsänger um den Pavillon zusammen, im Ganzen 4300 Mann, die sich in einem weiten Viereck aufstellten. — Im preußischen Lager wurde alles lebendig und sah den nun sich in Eile überstürzenden Vorbereitungen zu. — Ohne Unglück sollte es aber dabei nicht abgehen. Ein heftiger Wind hatte sich aufgemacht und schüttelte die tausende von Zelten. An einem der Gerüste, in den Dimensionen eines kolossalen Triumphbogens bis zur Höhe von 90 Fuß gebaut, sollte die Leinwand eines Transparentbildes aufgezogen werden, welches die russische und preußische Artillerie darstellte, die sich vor ihren Geschützen die Hände reichen. Von der Größe der Leinwandfläche kann man sich einen Begriff machen, da die Figuren der Artilleristen 20 Fuß hoch

waren. Gegen 5 Uhr sollte sie in die leer gebliebene Mitte des Triumphbogens aufgezogen werden. Kaum entfaltete sich das Bild so weit, daß man die allegorische Darstellung erkennen konnte, so faßte der Wind die Leinwand, bauschte sie wie ein Segel und riß sie plötzlich mitten durch, so daß die Russen rechts und die Preußen links mit allen ihren Emblemen in der Luft flatterten. — Ein Wiederherstellen war nicht möglich, das sah man auf den ersten Blick. Es dauerte denn auch nicht lange, so eilten von allen Seiten Artilleristen und Pioniere mit Aexten herbei und hieben das ganze kolossale Gerüst nieder, so daß es prasselnd in sich zusammenstürzte. Das Bild selbst ist nicht verloren gegangen, General C. v. Decker hat es in seinem Buche „Die Truppenversammlung bei Kalisch" kopirt als Titelblatt gegeben.

So vielerlei auch zu sehen war, so dehnte sich doch die Zeit bis zur einbrechenden Dunkelheit unglaublich. Ich hatte mich überall umgesehen, wo wohl ein Plätzchen zum Zuschauen einzunehmen wäre, und fand hinter dem preußischen Lager einen langen Holzschuppen, in dem allerlei Fuhrwerk aufgefahren war. An der Hinterseite und jener Scheinfestung gerade gegenüber lagen unter einem Wetterdache Leitern und sonstiges Baugeräth, welches wahrscheinlich beim Bau des kaiserlichen Pavillons gebraucht worden war. Dahin retirirte ich mich bei guter Zeit und schrieb einstweilen die Notizen nieder, welche ich für meinen Bericht an die Staatszeitung brauchte. Es dauerte aber nicht lange, so erschien ein Kosak und rief mir sein „Wonn!" („Weg da!") sehr deutlich zu. Ich wollte mich in allerlei Kapitulationen einlassen, holte meine Legitimationskarte und meine Vollmacht heraus, um diesem irregulären Steppensohn meine Wünsche begreiflich zu machen, beging aber die Unvorsichtigkeit, während dieser Verständigungsversuche einstweilen ruhig auf meiner Leiter hinter verschiedenen Balken und Fässern sitzen zu bleiben. Für dergleichen passiven Widerstand hatte der rauhe nordische Krieger

aus dem Süden Rußlands aber keinen Sinn, kehrte seine Lanze um und stöckerte mich mit dem ebenfalls nicht ganz unspitzen unteren Ende derselben von meiner Leiter herunter. Auf die dabei von mir hervorgebrachten Töne nahm er durchaus keine Rücksicht, mich aber am Kragen, als ich mich aus dem Baugeräth herausgewickelt hatte, und führte mich in unverhältnißmäßig beschleunigter Gangart nach dem Pavillon, wo ein Polizeibeamter mich in Empfang nahm und mir erklärte, daß an jenem Schuppen niemand stehen dürfe, eine Theorie, die nach soeben erlittener Praxis viel Einleuchtendes hatte. — Als ich sagte, wer ich sei, fügte jener Beamte der Ordnung und Gesetzlichkeit zu der Repressivmaßregel auch die Höflichkeit, mir einen Platz bei den Musik- und Sängerchören anzuweisen, von wo aus ich alles vollkommen übersehen konnte.

Mit einbrechender Dunkelheit hörte man von der 8. Division her das von Bataillon zu Bataillon immer näher kommende Freudengeschrei der Truppen, welches die Ankunft der Allerhöchsten Herrschaften den Lagerweg entlang ankündigte. — Als endlich die Monarchen auf der Plattform des Pavillons erschienen, begann die Musik wieder mit dem Marsche, den der König komponirt, und ging dann in eine Hymne über, deren Takte durch Kanonenschüsse markirt wurden. Es waren zu diesem Behufe hinter den Sängerchören 16 Positionsgeschütze aufgestellt, an denen ein Offizier, laut die vier Viertel des Taktes zählend, entlang ging und die Kanoniere jedesmal auf das Kommando „Vier!“ abfeuerten. Die ersten fünf Schüsse fielen durch alle Verse mit großer Genauigkeit, dann wurden sie unregelmäßig, beim letzten Takte aber wieder richtig. So lange die Schüsse im Takte blieben, war die Wirkung eine außerordentliche; leider dauerte es damit nicht lange, und über dem mangelnden Grundbasse ging endlich der ganze Eindruck der Hymne verloren. Sowie ein Geschütz abgeschossen hatte, wurde es wieder geladen, um für den nächsten Vers in Bereitschaft zu sein.

Nun begann das Feuerwerk. Es beschreiben zu wollen, wäre ein sehr undankbares Geschäft. Ich habe in Paris bei der Krönung Karls X., in London die grandiosen Feuerwerke von Vauxhall gesehen, — alles das war kleinlich gegen dies Feuerwerk bei Kalisch. Es bestand aus drei Abtheilungen, deren letzte das Beschießen und Verbrennen jener Festung bildete. Achtzig Kanonen schleuderten Leuchtkugeln hinein, ungeheure Garben von Raketen stiegen aus dem Innern derselben in die Höhe, und ein Vulkan in seiner Eruption kann kaum einen so großartigen, überwältigenden Anblick gewähren, wie dieser letzte Theil des Kalischer Feuerwerkes. — Statt dieses zu schildern, will ich nur aufzählen, was alles während dieser halben Stunde Lärm machte. — Zuerst spielten sämmtliche Musikchöre, schlugen alle Trommeln, sangen alle Sänger, dann der Donner von achtzig schnellfeuernden Kanonen, das Zischen und Prasseln der Feuerwerkskörper, dann schoß die sämmtliche Infanterie in den Lagern der 3. Division fortwährend kleine Leuchtkugel-Patronen in die Luft und schrie dabei Hurrah! — Es war ein sinnebetäubendes Lärmen! Als die letzte Girandole verplatzt war, folgte der früheren Tageshelle in scharfem Gegensatze die dunkelste Nacht, und nun begann der russische Zapfenstreich, von sämmtlichen Musikchören und Trommlern im Marschiren um den Pavillon ausgeführt. — Auch dieser entsetzliche Lärm verhallte endlich. Abermals tiefe Stille! Da hörte man vom Pavillon herab die sonore Stimme des Kaisers kommandiren: „Na molitwa!“ (Zum Gebete) — und Hornmusik stimmte einen Choral an, dem das stille Gebet aller Anwesenden folgte.

Ganz betäubt von dem Gesehenen und Gehörten wollte ich nach Hause. Der für mich bestimmte Wagen war natürlich von meinen Kollegen benutzt worden, und da ich den langen Weg zur Stadt vor mir hatte, schien der Tag kaum eben so befriedigend enden zu wollen, wie er bis dahin gewesen war. — Während die Allerhöchsten Herrschaften den Lagerweg entlang nach der

Stadt fuhren, wurden die vier Lager durch bengalisches Feuer erleuchtet, bei den tausenden weißer Zelte ein feenhafter Anblick, für mich aber auch nützlich; denn als die vor der Lagerfront ihres Regiments stehenden Offiziere vom Regiment Diebitsch Sabalkansky mich so trostlos den Kolonnenweg herabschleichen sahen, mußte ich bei ihnen eintreten, eine Kibitke war rasch besorgt, und so fuhr ich zur Stadt. Oberst Krummeß hatte mir seinen Dentschik mitgegeben, und als ich vor unserm Hause ausstieg, schleppte dieser einen Ballen Tuch mit hinauf. Als ich verwundert fragte, was das bedeuten solle, bestellte der Dentschik, ich hätte das russische graue Militärtuch für Soldatenmäntel so gut gefunden, daß der Oberst mich bitte, eine Probe davon mit nach Preußen zu nehmen. Auf eine freundlichere Art konnte man einen ganz obenhin ausgesprochenen Wunsch nicht wohl befriedigen, und das Tuch hat mir nachher in meinem Hause gute Dienste gethan.

Der Tag war ein anstrengender gewesen. Die Nacht war es bei alle dem zu Berichtenden nicht minder. Daß auch heute wieder die ganze Stadt illuminirt war, versteht sich von selbst. Bis spät in die Nacht wogte es in den Straßen.

Am andern Morgen wollte ich um 8 Uhr die in der Nacht beendeten Berichte zur Post tragen und dann zum letzten großen Manöver hinauseilen, da mir der Kaiser vorgestern gesagt hatte, daß ich es ja nicht versäumen solle. Als ich aus der Post heraustrat, schlug es eben 8 Uhr, und wie durch einen Zauberschlag waren plötzlich alle Straßenecken mit Polizei- und Garnisonsoldaten besetzt, die jeden Passirenden in die Häuser wiesen, jeden Wagen fortbrachten und jede Zirkulation hemmten, so daß die Straßen wie ausgestorben aussahen. Ich wurde sofort aufgehalten und mir gesagt, ich hätte in der Post zu bleiben, bis das Manöver vorbei und die Truppen durch die Stadt hindurchgegangen seien, weil der Kaiser befohlen, daß die Straßen frei sein sollten. Daß ich unter so bewandten Umständen die Hoffnung

aufgeben mußte, vor die Stadt zu kommen, wurde mir bald vollkommen klar; als ich aber nach Hause oder wenigstens in das Theater verlangte, wollte die Polizei auch das nicht zugeben, sondern bestand mit größter Naivetät darauf, ich solle den Einmarsch der Truppen in der Post abwarten. Da das Manöver erst um 9 Uhr eine gute Meile von der Stadt begann, so konnte das Gefecht in der Stadt selbst auf keine Weise vor 12 Uhr beginnen. Eine hübsche Aussicht! — Einem solchen Dilemma gegenüber ist auch die Lüge erlaubt. Ich setzte also dem Polizeimanne auseinander, daß, wenn ich um 9 Uhr nicht im Theatergebäude sei, keine Probe und folglich auch heute Abend keine Aufführung vor dem Kaiser stattfinden könne. Das wirkte denn endlich so viel, daß er mich durch einen Soldaten bis zum Theater eskortiren ließ, wo dieser sich von der Identität meiner Person überzeugen mußte und mich dann verließ.

So kam ich um das Manöver und sah nur gegen 12 Uhr einige Kolonnen an der Prosnja entlang und beim Theater vorbei mit einem Tirailleurgefechte in den Park eindringen, während rings um die Stadt und in der Stadt selbst gefochten wurde. Die stürmenden Truppen rückten bis gegen das Schloß vor, wo Ihre Majestät die Kaiserin auf dem Balkon erschien und das Manöver endete.

Abends wurden die beiden Lustspiele „Die Schwäbin“ und „Die Schwestern“, wieder mit Solotanz, gegeben. Ich hatte im letzten Stücke den Hammeling zu spielen. Nach dem ersten Stücke kam der Kaiser auf das Theater und, als er mich sah, mit der Frage auf mich zu:

„Nun, haben Sie heute Meine Garden gesehen?“

Leider mußte ich wieder mit „Nein!“ antworten und erzählte auf die Verwunderung des Kaisers den ganzen Hergang, der mich abgehalten. Das mochte wohl etwas drastisch ausgefallen sein, der Kaiser lächelte über meine Debatten mit der Polizei; als

ich aber die Ungeduld der Kalischer schilderte, mehrere Stunden, ehe es nöthig, in ihre Häuser eingesperrt worden zu sein, wurde der Kaiser sehr ernst und sagte:

„8 Uhr ist freilich ein wenig früh! Ich will aber lieber, daß alle Kalischer unzufrieden mit Meinen Anordnungen sind, als daß ein einziger Mensch zu Schaden gekommen wäre, und das würde gewiß geschehen sein, namentlich Kinder, wenn die Truppen zum Gefecht in die Stadt rückten. Im Augenblick der Noth Ordnung zu machen, ist unmöglich. Das muß vorher geschehen. Dann mag es Klagen geben, aber ein Unglück giebt es nicht, und wirklich strenge Maßregeln sind dann nicht nöthig!" —

Ich werde diese Worte des Kaisers nie vergessen.

Am Sonntag den 20. erfuhren wir, daß Seine Majestät der König ebenfalls noch bis Dienstag in Kalisch verbleiben wolle, also aus der auf heute angesetzten Abreise nichts werde. Am gestrigen Abende hatte nach dem Theater noch ein Thé dansant bei dem Fürsten Statthalter stattgefunden, und hier war der König von dem Kaiser und der Kaiserin inständigst gebeten worden, die Abreise noch um einige Tage aufzuschieben. Vor dem Gottesdienste sah ich den König ganz allein mit einem russischen Offizier das Lazareth für die preußischen Soldaten besuchen, das wahrhaft kaiserlich ausgestattet war, wie ich von unsern Offizieren versichern hörte. — In der griechischen Kirche fand ein feierlicher Gottesdienst und mittags große Tafel im Schlosse statt, zu der das Anfahren und Versammeln der Gäste allein schon die Reise hierher werth gewesen wäre. — Abends wurde im Theater das Lustspiel „Die Bekenntnisse" gegeben, und nach der Vorstellung ereignete sich das Außerordentliche, daß der General v. Rautenstrauch uns 24 Flaschen Champagner schickte, — wie wir nachher erfuhren, auf speziellen Befehl des Fürsten Wolchonsky. — Das Erstaunen über die plötzliche Liebenswürdigkeit des anscheinenden Spenders war aber kein Hinderniß für die Gesellschaft, die erwähnten Bouteillen wenigstens theilweise zu

leeren und zwar das erste Glas auf baldige Rückkehr in die Heimat, was eigentlich eine Unhöflichkeit war, da sie eine Trennung von ihm involvirte. Die schon genügende Unfreundlichkeit des General v. Rautenstrauch war übrigens seit gestern noch unfreundlicher geworden; denn wie man hörte, hatten Personen des Hofes sich die weiteren Sprünge der Damen des Korps de Ballet verbeten, so daß sie in der That bei den folgenden Vorstellungen nicht mehr erschienen, sondern nur die Solotänzerin Madame Koß mit dem Tänzerpaare Taglioni zusammen auftrat.

Der Montag — der 21. — war wieder ein militärisch interessanter Tag. Es fand gewissermaßen ein großes Examen im Exerziren statt, das am Vormittag mit einem russischen Garde=Bataillon im Lager vor dem kaiserlichen Pavillon begann. Der Kaiser führte das Bataillon und nach diesem ein Jäger=Bataillon von der Garde dem Könige vor. Die preußischen Offiziere aller Regimenter hatten sich versammelt, um diesem Exerziren zuzusehen, und konnten die Präzision, mit der alle Griffe, Wendungen, Märsche und besonders die Chargirung gemacht wurde, nicht genug bewundern. Einen sonderbaren Eindruck machte es, als das leichte Bataillon zum Schlusse Parademarsch im Laufschritte machte und buchstäblich vorüberhüpfte. Namentlich waren die Epauletts der voraushüpfenden Stabsoffiziere in ihrer nach dem Takte springenden Bewegung ungemein komisch, und es fehlte nicht viel, so wären alle Preußen in ein schallendes Gelächter ausgebrochen. Der König schien von dieser Produktion auch nicht besonders erbaut, warf aber, als die Hilarität der preußischen Offiziere überhand zu nehmen drohte, einen strengen Blick zurück, so daß wenigstens kein Eklat erfolgte. Eine russische Fuß=Garde=Batterie und die Mannschaften des kombinirten russischen Garde=Kavallerie=Regiments wurden dann produzirt, und zum Schlusse mußte die preußische Lehr=Eskadron reiten. Als Erwiderung für das Gesehene lud

der König den Kaiser zum Nachmittage in das preußische Lager ein, wo das Lehr-Infanterie-Bataillon unter dem Kommando des Oberstlieutenant v. Werder exerziren und ebenfalls den Grad seiner Ausbildung zeigen sollte. Um ja nichts zu versäumen, blieb ich gleich im Lager, diesmal bei den preußischen Offizieren, unter denen sich auffallenderweise trotz der wahrhaft kaiserlichen Bewirthung und der ausgesuchtesten Rücksichten keine besonders freundliche Stimmung für die russische Armee bemerkbar machte. Es wurde viel kritisirt und, wie mir schien, oft aus Vorurtheil und Unkenntniß der inneren Zustände und Nothwendigkeiten des Landes. Gegen 4 Uhr erschienen die Monarchen bereits wieder im Lager, und nun exerzirte das Lehr-Infanterie-Bataillon mit solchem Erfolge, daß die aus allen Theilen des Lagers versammelten russischen Offiziere nicht laut und lebhaft genug ihre Bewunderung aussprechen konnten. Als sie vollens erfuhren, daß dieses Bataillon aus Mannschaften aller Infanterie-Regimenter der preußischen Armee zusammengesetzt und die meist noch ganz jungen Soldaten erst seit dem 1. April in demselben vereinigt seien, da wollten die Lobeserhebungen kein Ende nehmen. Ich urtheile nicht nach dem, was die russischen Offiziere den preußischen laut sagten, sondern nach dem, was sie unter sich sprachen. Der Refrain war dann immer: „Mit unsern Leuten ist das aber nicht möglich!"

Gegen 6 Uhr begaben sich die Herrschaften nach der Stadt zurück, wo sie das Theater besuchten. Zwischen der „Braut aus der Residenz" und den „Zerstreuten" wurde heute ein Pas de deux getanzt, zu welchem die Frau Prinzessin Wilhelm von Preußen (später Prinzessin von Preußen) die Musik komponirt hatte. Auch diese Ueberraschung war eine Aufmerksamkeit des kaiserlichen Wirthes. Ich war nur anfangs im Theater anwesend, weil ich den Abend und diesmal die ganze Nacht dazu verwendete, den vom Flügel-Adjutanten des Fürsten von Warschau Buturlin erhaltenen Dislokationsplan der sämmtlichen Truppen-

theile der drei Korps der aktiven Armee ins Deutsche zu übersetzen. Welch eine anstrengende Arbeit das war, beweist der Umfang derselben, wie sie in meinem Buche über Kalisch abgedruckt ist. Weiteres auf diese verstohlene Uebersetzung und deren Veröffentlichung Bezügliche habe ich in diesen Erinnerungen aus meinem Leben in dem Abschnitte „Im Palais König Friedrich Wilhelms III.“ niedergeschrieben.

Am 22. September, Dienstag, erfolgte nun die Abreise Seiner Majestät des Königs und der königlichen Prinzen aus Kalisch, während die Theatermitglieder den Befehl erhalten hatten, bis auf weiteren Befehl noch dort zu bleiben. Obgleich von der Nachtarbeit sehr ermüdet, war ich schon um 7 Uhr vor dem Thore. Die königlichen Reisewagen standen bereits auf der Chaussee, die preußischen Truppen aber und das russische Garde-Detachement auf freiem Felde um einen Altar, an welchem um 8 Uhr der Feldpropst Bollert eine wunderbar ergreifende Abschieds- und Weiherede hielt. Oft hat nachher das Wort dieses vortrefflichen Geistlichen in der Garnisonkirche zu Potsdam mich erbaut und getröstet, einen so mächtigen Eindruck wie bei dieser Trennung der Monarchen und ihrer Truppen hat es aber nicht wieder auf mich gemacht. Unmittelbar nach dem Gottesdienste bestiegen der König und die Prinzen die Wagen, und die preußischen Truppen setzten sich nach der Grenze zu in Bewegung. Der Kaiser ließ sie noch einmal bei sich vorbeidefiliren, umarmte und küßte fast alle Stabsoffiziere und nannte die vorbeimarschirenden Soldaten wiederholt seine lieben Gäste. Ein ungemein bewegtes Bild gewährten die tausende russischer Soldaten, die, nur in Mänteln und Mützen, Hurrah rufend auf den Feldern neben der Chaussee herliefen und den preußischen Kameraden Lebewohl sagten. Ich ging bis zum Grenz-Schlagbaum bei Skalmierczyze neben unseren Soldaten her und hatte die Freude, zu hören, wie der erste Zug, welcher über den Schlagbaum hinauskam, sofort und wie aus einer

Brust das Lied „Ich bin ein Preuße, kennt Ihr meine Farben" anstimmte.

Lange sah ich den abmarschirenden Landsleuten nach und wäre, obgleich ich so viel Freudiges und Ehrendes in Kalisch erlebt, doch lieber gleich mitmarschirt. Nachdenkend schlenderte ich die Chaussee nach der Stadt zurück. Als ich fast bei unserer Wohnung angekommen war, kehrte der Kaiser aus dem Lager, wo er die russischen Garden eben vor ihrem Abmarsch nach Petersburg noch einmal besichtigt und dann entlassen hatte, in das Schloß zurück. Als mich der in einem Wagen vorüberfahrende Oberst v. Rauch bemerkte, winkte er mir, ich möge mitkommen, und machte dabei eine Miene, als wenn noch etwas sehr Wichtiges vorgehen würde. — Natürlich eilte ich dem Wagen nach und sah, wie der Kaiser in der Mitte des Schloßhofes zu Pferde hielt, als ob er jemand erwarte. Als Oberst v. Rauch mich außerhalb des Gitters ankommen sah, winkte er mir, ich möge in den Hof des daneben liegenden ehemaligen preußischen Kadettenhauses gehen, wo sich die Wohnung des Fürsten Statthalters befand. Dort stand vor der Thür derselben eine Kompagnie des Orloffskischen Jäger-Regiments Nr. 18 mit den vier Fahnen desselben aufmarschirt. Es dauerte aber wohl über eine halbe Stunde, bis der Kaiser mit dem Fürsten Statthalter in den Kadettenhof trat. Niemand schien zu wissen, was hier vorgehen solle, und auch der Fürst von Warschau blickte ganz verwundert um sich her, bis der Kaiser seinen Feldherrn vor die Mitte der Kompagnie führte und ihm sagte:

„Iwan Feodorowitsch! Nicht um Sie zu belohnen, das vermag Ich nicht, sondern um das Regiment, welches Sie selbst im Jahre 1810 gebildet und organisirt haben, zu ehren und auszuzeichnen, soll das Orloffskische Regiment künftig Ihren Namen führen, Jäger-Regiment des Fürsten Feldmarschall Paskewitsch Eriwanski!"

Ich stand zu weit entfernt, um diese Worte zu hören. Sie

haben aber nachher so in der Zeitung gestanden, obgleich es mir schien, als habe der Kaiser viel länger gesprochen. Nun kommandirte der Kaiser selbst: „Präsentirts Gewehr!" die vier Fahnen senkten sich vor dem neuen Chef und wurden ihm in das Haus nachgetragen, als der Kaiser den Fürsten bis in sein Zimmer begleitete. Auch Oberst v. Rauch ging mit hinein und winkte mir wieder, als sollte ich auch in das Haus folgen. Diese Winke waren aber sehr viel leichter gegeben als befolgt; denn schon in den Hof hatten mich die Schildwachen nicht lassen wollen, wie viel weniger würden die Posten vor dem Hause mich in die Wohnung des Fürsten gelassen haben. Nachher erfuhr ich denn, daß der Oberst v. Rauch dem Fürsten Feldmarschall als Geschenk Seiner Majestät des Königs einen überaus kostbaren, mit Brillanten besetzten Degen überreicht habe, und erinnere mich noch genau einer Stelle der begleitenden Kabinets-Ordre, die mir sowie eine Beschreibung des ganzen Vorganges Oberst v. Rauch später mittheilte. Sie lautete:

„Sollte sich noch eine Gelegenheit zeigen, sich des Degens für Ihren kaiserlichen Herrn zu bedienen, so wünsche Ich, daß Sie vorzugsweise diesen Degen wählen mögen, um Ihren Kaiser und Ihr Vaterland zu vertheidigen."

Oberst v. Rauch machte mir Vorwürfe, daß ich nicht näher heran und mit in das Haus gekommen sei, da er doch so deutlich gewinkt habe. Ich erklärte die Umstände oder vielmehr die Unterschiede zwischen einer Obersten-Uniform und einem Civilfrack und war vollkommen entschuldigt.

Mit dieser Verleihung eines Regiments war es auch mit allen Festlichkeiten und merkwürdigen Vorgängen in Kalisch vorüber. Es trat eine vollständige Ruhe ein. Die Stadt vereinsamte. — Der Kaiser holte durch angestrengtes Arbeiten im Kabinet die während der Festlichkeiten aufgeschobenen Geschäfte wieder ein, und wir dachten an die Abreise, zu der alle Vorbereitungen mit großem Eifer getroffen wurden. Alles fühlte sich

müde von so großartigen Festlichkeiten und dachte nur an die Rückkehr zu geordneten Verhältnissen. Am Abende wurde zum vorletzten Male im Theater gespielt und zwar nur das kurze Lustspiel „Mirandolina", dem ein Pas de trois folgte. Diesmal bestand das Publikum fast nur aus Einwohnern der Stadt, die schweigend und ehrfurchtsvoll dem fremden Spiele zusahen und kaum lächelten, weil sie es ersichtlich nicht verstanden.

Mittwoch der 23. September war der letzte Tag unsers Aufenthalts in Kalisch. Ich benutzte ihn zu einem Abschiedsbesuch im Lager, wo jetzt eine fast trübe Stille herrschte, verglich die gesammelten Notizen noch einmal, um nichts Falsches drucken zu lassen, und beurlaubte mich bei allen Personen, die mir während meines Aufenthaltes mannigfache Freundschaft erwiesen. Die unangenehmen Erfahrungen auf der Herreise von Glogau über Kobylin hatten die Verabredung veranlaßt, die Rückreise über Breslau anzutreten, und den einen Tag länger unterwegs hofften wir in Berlin schon verantworten zu können. Alles sah mit Spannung dem Abende entgegen, denn der polnische Regisseur Koß hatte geäußert, daß der General v. Rautenstrauch kostbare Geschenke für sämmtliche Schauspieler aus Berlin erhalten habe und diese heute Abend bei der letzten Vorstellung austheilen werde. Die Damen schwelgten ersichtlich in der Voraussetzung außerordentlicher Bracelets, Kolliers und Ohrringe, und es schien sich allgemach eine versöhnlichere Stimmung für den General v. Rautenstrauch einzufinden. Was in der Abendvorstellung — das Lustspiel „Lüge und Wahrheit" von der Prinzessin Amalie von Sachsen war angesagt — nicht mehr nöthig war, wurde eingepackt und der Reisewagen schon am Nachmittage beladen. — So war die glänzende Zeit denn vorüber und sollte bald nur noch in der Erinnerung leben!

Während der Vorstellung wurden denn richtig die kaiserlichen Geschenke von dem General v. Rautenstrauch ausgetheilt. Ich kam durch einen glücklichen Zufall um die verletzende Art, mit

der diese Vertheilung bei einigen geschah. Der General ließ nämlich jeden Einzelnen laut rufen, vor seinem Stuhle, den er hinter der ersten Kulisse des Theaters einnahm, zu erscheinen, und händigte ihm den Ring, die Dose oder sonst ihm Bestimmtes ein. Die ganze Prozedur sah so unmanierlich wie möglich aus, und da ich mir bewußt war, eine besondere Vorliebe des Generals nicht zu verdienen, so überlegte ich mir, wie einer vielleicht unangenehmen Form am besten zu begegnen sei. Plötzlich hörte ich auch meinen Namen rufen, aber nicht in der Gruppe, die den Stuhl dieses Juppiter tonans umgab, sondern von einem Offizier, dessen silberne Achselschnüre ihn als einen Flügel-Adjutanten bezeichneten, und der nach mir fragte. Ich trat hinzu, und der Offizier händigte mir einen kostbaren Ring von Seiner Majestät dem Kaiser ein. General v. Rautenstrauch sah das, stand auf und sagte russisch zu dem Adjutanten, das sei wohl ein Irrthum, da das Geschenk für mich schon in seiner Hand sei und mir demnächst werde ausgehändigt werden. Der Adjutant erwiderte aber, dies sei ein besonderes Geschenk des Kaisers für mich und gehe das Theater gar nichts an. Die Folge davon war, daß General v. Rautenstrauch das in seiner Verwahrung befindliche Geschenk selbst holte und mit einigen höchst verbindlich klingenden Redensarten mir einhändigte. So kam es, daß ich binnen wenigen Minuten zwei kaiserliche Geschenke empfing. —

Am andern Morgen erfolgte die Abreise. — Die Stadt Breslau, wo ich als Kind mit meinen Eltern einige Tage gewesen war, lernte ich auf der Rückreise zum ersten Male genauer kennen, und in Krossen fanden wir auf dem Tische des Wirthshauses einen Berliner Theaterzettel liegen, auf dem „Die Jungfrau von Orleans“ angekündigt war. Bekanntlich erfordert dieses Stück das zahlreichste Personal für die Darstellung, und Hofrath Esperstedt hatte uns bewiesen, daß, obgleich dreiundzwanzig Personen, unter denen vierzehn der ersten darstellenden Mitglieder, nicht in Berlin waren, die Berliner Bühne doch ein

solches Stück geben könne. Eine Illustration für die geträumte Unentbehrlichkeit Vieler! —

Aus den Akten habe ich später ersehen, daß die Kosten der ganzen Detachirung eigentlich nicht bedeutend waren. Die Post und allerlei Material belief sich auf 1922 Thlr. 29 Sgr. 5 Pf. und die Diäten auf 999 Thlr. 8 Pf. Mit der Verpflegung und den Geschenken würde sich freilich eine andere Summe herausstellen.

War zwei Jahre vorher während der ähnlichen Reise nach Schwedt, trotz alles Mangels und aller Drangsal, Scherz, Humor und Zufriedenheit an der Tagesordnung gewesen, so war die Reise nach Kalisch, trotz aller Bequemlichkeit, Rücksicht und Fülle, doch Ursache zu unbegreiflicher Mißstimmung, Zerwürfniß und Gereiztheit. Nicht für mich; denn ich zähle Kalisch zu den angenehmsten Erinnerungen meines Lebens.

Geschrieben in Potsdam im Februar 1854.

Eine kuriose Honorar-Angelegenheit.

1842.

Auf meiner zweiten Reise nach Paris im Frühjahr 1830 sah ich in dem Théâtre de l'Odéon die erste Aufführung des Trauerspiels „Stockholm, Fontainebleau et Rome“ von Alexander Dumas. Da ich mit dem Dichter persönlich bekannt geworden und auf das freundlichste von ihm in Theater-Angelegenheiten gefördert worden war, interessirte mich diese Aufführung in hohem Grade, und ein bezahlter Klaqueur hätte mit seinen enthusiastischen Beifallsbezeugungen kaum mehr Lärm machen können, als ich in meinem Baignoire des ersten Ranges. Das Stück war eine Fortsetzung des Kampfes, den damals die romantische Schule gegen die klassische durchfocht. Viktor Hugo hatte mit seinem „Hernani“ begonnen und ließ bald nachher „Marion de l'Orme“, „Lucrezia Borgia“ und „Le roi s'amuse“ folgen, die von den Romantikern vergöttert, von den Klassikern aufs heftigste verworfen wurden. Hörte ich doch im Théâtre français bei der dreiundzwanzigsten Aufführung noch die bekannte Stelle „Vieillard stupide!“ mit Eklat auspfeifen.

Zwischen dem vierten und fünften Akte befand ich mich in dem Ankleidezimmer der berühmten Mars, welche die Donna Sol spielte, um mir das am Nachmittage von ihr versprochene

Porträt mit ihrer eigenhändigen Unterschrift zu holen. Dort erschien auch Viktor Hugo in seinem bekannten schwarzen, mit Schnüren besetzten polnischen Rocke, um unbefangen mit seiner besten Darstellerin zu plaudern. Ich hörte, wie sie den Dichter beschwor, dieses verhängnißvolle „Vieillard stupide!“ auszulassen, da doch nun einmal jeden Abend der Sturm dabei aufs neue losbreche. Ruhig und klug lächelnd stand Viktor Hugo, die Hände auf dem Rücken, vor dem wärmenden Kamine und setzte den dringenden Bitten der Schauspielerin nur hin und wieder ein ablehnendes Wort entgegen.

„Sie werden sich endlich doch an Wahrheit auf dem Theater gewöhnen müssen“, war der Refrain seiner Antworten.

„Unschöne Wahrheit wird nie künstlerische Wahrheit werden!“ zürnte endlich der eisigen Ruhe des verwöhnten Dichters gegenüber die geistreiche Künstlerin.

„Shakespeare hat ganz andere Dinge auf der Bühne gesagt.“ —

„Das ist möglich, aber Shakespeare war auch kein Franzose und lebte in Gott weiß welchem Jahrhunderte!“ —

„Aber seine Werke leben noch und werden ewig leben!“ —

„Vieillard stupide wird nie französisch werden!“ —

„Aber es wird immer menschlich bleiben!“ — —

So drehte sich das Gespräch hin und her, führte indessen zu keinem Resultate. Offenbar mit einer kleinen Bosheit fragte endlich Mlle. Mars, ob Viktor Hugo denn schon das Quatrain auf ihn gelesen habe, was seit einigen Stunden im Foyer zirkulire? — Das „Nein“ des Dichters klang etwas weniger ruhig als die bisherige Unterhaltung, und die triumphirend lächelnde Schauspielerin holte hinter ihrem Toilettenspiegel ein Blättchen hervor, auf dem die damals von Hand zu Hand und von Mund zu Mund gehenden Verse standen, die das mit dem moyen age kokettirende Französisch des Chefs der romantischen Schule persifliren. Es lautet:

Où, o Hugo, huchera-t-on ton nom?
Justice enfin rendu que net'a-t-on?
Quand donc, au noble corps qu' Académie on nomme,
Grimperas tu de roc en roc, rare homme? —

Viktor Hugo lächelte. Die Mars lachte und wiederholte in den rauhesten Tönen, zu denen die so liebliche Stimme nur zu forciren war, den Schlußvers mehrere Male.

„Un français ébouriffant, pyramidal, moyen age!“ so bestärkte die muthwillige Künstlerin ihren kleinen Triumph. Da rief es draußen: „Au rideau!“ — und die Unterhaltung hatte ein Ende. Ich begriff damals schon in der Aufführung des „Hernani“ das spätere Wort Viktor Hugo's: „Dans l'art, le laid, c'est le beau!“

Mit größerem theatralischen Geschick als Viktor Hugo hatte Alexander Dumas in seinem „Henry trois et sa cour“ dem romantischen Bühnenwerke einen augenblicklichen Sieg verschafft, und sein „Stockholm, Fontainebleau et Rome“ fand im April des Jahres 1830 die glänzendste Aufnahme. Die Aufführung war eine durchaus vortreffliche und namentlich die Treue des Kostüms wahrhaft überraschend. Am meisten frappirte die an dergleichen nicht gewöhnten Pariser, daß alle Personen des schwedischen und französischen Hofes, sogar die Königin Christine von Schweden, einen Stock trugen, und das Parterre schien anfangs nicht übel geneigt, gegen diese Neuerung zu opponiren. Es bedurfte am andern Tage eines Artikels in der Theater-Zeitung, in welchem nachgewiesen wurde, daß Alexander Dumas die Studien für das Kostüm in der Privat-Bibliothek des Herzogs von Orleans, dessen Bibliothekar er sei, gemacht habe, — um den Sturm gegen den Stock in der Hand einer Dame zu beschwichtigen.

Ich war sehr erfüllt von dem Eindrucke, den das Stück mit seinen sieben Akten (fünf Akten, einem Vorspiel und einem Nachspiel) auf mich gemacht hatte. Er ließ mich fast die ganze

Nacht nicht schlafen, und ich übersetzte das Werk schon in Gedanken für die Berliner Bühne. So wie es war, konnte es in Deutschland nicht gegeben werden, schon seine Länge wäre einem deutschen Publikum unerträglich gewesen; spielte es doch bei seiner ersten Aufführung in Paris von 7 Uhr bis fast um Mitternacht.

Kaum erlaubte es die Schicklichkeit für eine Pariser Morgenstunde, so eilte ich zu dem glücklichen Dichter und theilte ihm meine Absicht mit, das Stück für die deutsche Bühne zu bearbeiten. Er war sichtlich erfreut darüber — war er doch damals noch im Anfange seiner schriftstellerischen Laufbahn — und hatte auch gar nichts dagegen, als ich ihm auseinandersetzte, daß wesentliche Aenderungen nöthig sein würden. Um das ausführlich zu besprechen, lud er mich zu einem Frühstück im Café anglais auf dem Boulevard des Italiens ein, und nachdem rasch einige Geschäfte geordnet waren, schlenderten wir in der behaglichsten Stimmung dorthin. Statt aber von dem Stück und seiner Bearbeitung für Deutschland zu hören, war ich nicht wenig erstaunt, den anscheinend sorglosen Litteraten und Theaterdichter als einen profunden Politiker und Mann der Revolution kennen zu lernen. Wie oft habe ich, als die ersten Nachrichten von der Juli-Revolution nach Berlin kamen, an unser Gespräch bei diesem Frühstück gedacht. Ganz offen sagte er mir damals schon die nahende Katastrophe voraus, und seine Stellung als Bibliothekar des Herzogs von Orleans erklärte mir später, wie berechtigt er dazu war. Alexander Dumas hatte Unterstützung beim Hofe Karls X. erbeten; er wurde abschläglich beschieden und eben deswegen sofort mehr nominell als wirklich vom Herzoge von Orleans zum Bibliothekar ernannt. — Der Hof liebte das klassische Repertoire. Grund genug, um den Herzog von Orleans zum Protektor der romantischen Schule zu machen. Ich staunte über das, was mir der Bibliothekar eines Fürsten von der nächsten Zukunft erzählte, und hielt ihn fast für wahnsinnig, als

er mit vollkommener Zuversicht behauptete, in drei Jahren werde Frankreich eine Republik sein. Einige Monate später hielt ich ihn nicht mehr für wahnsinnig. Die glorieuses journées hatten ihm nur zu sehr Recht gegeben! Fern von jeder politischen Anschauung und Erfahrung hatte ich damals gar keinen Begriff von der furchtbaren Wahrheit, die in den Voraussagungen und Berechnungen des Dichters lag.

Ich sah das Stück noch dreimal, das letzte Mal auf der Bühne selbst mit an, um das scenische Beiwerk genau kennen zu lernen, und wurde mit dem Autor über die für Deutschland zu treffenden Aenderungen einig. Schon in Paris begann ich die Uebersetzung, zu der ich Verse wählte, obgleich das Original diese nicht bedingt. Als die erste Scene fertig war, mußte ich sie Alexander Dumas vorlesen, der zwar kein Wort Deutsch verstand, aber aus der Situation und den Personen das Gesprochene errieth. Er konnte sich nicht genug über den rauhen Klang der deutschen Sprache wundern, hielt sie für Scenen des Hasses, der Wuth und Rache für geeignet, aber für ganz unfähig, sanftere Gefühle auszudrücken. Eine Schauspielerin des Odeon-Theaters, die damals dem ziemlich leichtfertigen Dichter die Honneurs in seiner Wohnung machte — es war eine mariage au treizième arrondissement — wunderte sich, daß ich das Stück ins Deutsche und nicht ins Preußische übersetzen wolle, da ich doch Comédien ordinaire du Roi de Prusse sei. Daß ich solcher Naivetät gegenüber jede philologische Erklärung unterließ, versteht sich von selbst; ich erwiderte ihr nur, daß alle Stücke, die in Preußen gegeben würden, erst dem deutschen Kaiser in Wien vorgelegt werden müßten, und da dieser kein Preußisch verstehe, so müsse die Uebersetzung zuvor ins Deutsche geschehen. —

Nach Berlin zurückgekehrt, beendigte ich die Bearbeitung des Stückes bald, drängte die sieben Akte des Originals in drei zusammen und hielt mich mehr an die Geschichte, als der

Verfasser es gethan. Mein Freund, der Major und Feuerwerksmeister Förster, damals noch Lieutenant und zur Lehr-Eskadron kommandirt, half mir über manchen holprigen Vers hinweg — wie ich eben beim Durchsehen des im Bühnen-Repertoire des Auslandes gedruckten Stückes bemerke, leider nicht über alle — und so reichte ich es unter dem Titel „Monaldeschi, Trauerspiel in drei Abtheilungen von L. W. Both" — mein Dichtername für dramatische Arbeiten, insofern sie nicht Original waren — bei der General-Intendantur der königlichen Schauspiele ein.

Das Urtheil der Prüfenden war ein sehr günstiges. Es wurde angenommen und vortrefflich besetzt. Madame Crelinger sollte die Königin Christine, Rebenstein den Monaldeschi, Lemm den Sentinelli spielen. Es wurde eine besondere Dekoration für die Hirschgallerie im Schlosse zu Fontainebleau gemalt und die Aufführung für Montag den 14. März 1831 festgesetzt, so melden es die Anschlagzettel vom 12. und 13. Am 13. fand die Hauptprobe statt, und es wurde in dieser von allen Seiten so vortrefflich gespielt, daß die Berliner Aufführung jedenfalls die Pariser weit übertroffen haben würde. Das war so augenfällig, daß ich am Ende der Probe den Darstellern mit meinem Danke für die allseitig bewiesene Lust an der Sache auch sagte: „Das Stück wird so vortrefflich gespielt, daß, wenn es nicht gefällt, die Schuld allein an dem Verfasser und an meiner Uebertragung oder Bearbeitung liegen kann!"

Als ich am andern Morgen ausging, um das noch Nöthige für Dekoration, Kostüm und Requisiten zu ordnen, war ich nicht wenig überrascht, statt des „Monaldeschi" den „König Enzio" auf den Anschlagzetteln angekündigt zu sehen. Darunter stand:

„Wegen Unpäßlichkeit des Herrn Lemm kann das Trauerspiel Monaldeschi nicht gegeben werden."

Besorgt eilte ich zu dem mir sehr befreundeten Künstler, fand ihn aber sehr vergnügt in einer keinesweges unpäßlichen Stimmung. „Sie sind krank, werther Freund?"

„Gott sei Dank, nein; aber die General-Intendantur wünscht, daß ich einige Tage als unpäßlich auf dem Zettel figurire!“

„Sonderbar! und warum?“

„Weil die Aufführung des Monaldeschi verboten ist und wahrscheinlich gar nicht stattfinden wird.“ —

„Und die Gründe?“

„Kennen Sie Ihren Falstaff so schlecht? — Und wenn Gründe so wohlfeil wären wie Brombeeren oder wie stinkige Makrelen, so sollt Ihr doch keinen Grund von mir erpressen!“ —

Das war die deutlichste Undeutlichkeit, die mir nur werden konnte. Indessen doch noch nicht ganz aufgeklärt und noch weniger beruhigt, eilte ich auf das Intendantur-Bureau und fand hier auch schon die Zitation zu dem Herrn General-Intendanten, der mir eröffnete, das Stück müsse auf höheren Befehl einstweilen zurückgelegt werden. Die Gründe seien solcher Art, daß man wünsche, es werde so wenig als möglich darüber gesprochen, weshalb man es mir auch zur Pflicht mache, keinerlei Beschwerde zu führen.

Mit dieser angenehmen Neuigkeit kehrte ich nach Hause zurück und fand dort eine Einladung vor, mit meinem Vater am Abende zum Thee im Hause des General v. Witzleben zu erscheinen. Mein Vater pflegte mich wohl hin und wieder dahin mitzunehmen, nie war aber eine Einladung dazu erfolgt. Das mußte seine Bedeutung haben und hatte sie wirklich. Seine Excellenz, der Wohlthäter und wahrste Freund meines Vaters, ließ mich in sein Arbeitszimmer kommen und theilte mir mit, daß man Bedenken habe, auf der königlichen Bühne so kurz nach der Juli-Revolution in Frankreich und in mannigfach aufgeregter Zeit ein Stück darstellen zu lassen, in welchem eine Thronentsagung, die Ausschweifungen der Königin Christine und ein von ihr befohlener Mord geschildert werden. Bei meiner An-

hänglichkeit an den König hoffe man, daß ich die Sache so nehmen würde, wie sie liege, damit namentlich jede öffentliche Besprechung des Verbotes vermieden würde.

Ich war nun besorgt, daß, da das Stück bereits im Drucke erschienen war, auch für diesen ein Verbot eintreten werde, wurde aber darüber beruhigt. Das Erscheinen im Buchhandel sei eine rein litterarische Angelegenheit, die Aufführung auf der königlichen Bühne könne aber zu einer Demonstration führen.

So war die Sache abgethan. Trotz aller Fragen, die an mich gerichtet wurden, fand keine Besprechung des Verbotes in den Zeitungen statt, und auf den Anschlagzetteln des nächsten Tages war das Stück und die Unpäßlichkeit Lemms verschwunden. Daß von einem Honorar für das Stück, obgleich in aller Form zur Darstellung angenommen und nur durch äußere Gründe unmöglich gemacht, keine Rede war, versteht sich von selbst und wurde damals gar nicht von mir beachtet.

Sieben Jahre später wurde Seydelmann nach glänzenden Gastspielen für die königliche Bühne gewonnen. Nachdem er seine Glanzrollen als Gast und während des Debuts gespielt, schien es wünschenswerth, ihn auch in einer für Berlin neuen Rolle, womöglich in einem Stücke auftreten zu sehen, das an und für sich selbst eine Bereicherung des Repertoires genannt werden könne. Seydelmann schlug dazu den „Michel Perrin" vor, den er bereits in Stuttgart und sonst auf deutschen Theatern mit Glück gespielt habe. Der Vorschlag war um so willkommener, als eine Uebersetzung dieses vortrefflichen Stückes von Theodor Hell bereits seit 1835 eingereicht war, aber noch unbenutzt dalag, weil die Besetzung der Hauptrolle Schwierigkeiten gemacht hatte. Der Uebersetzer hatte nämlich von Dresden aus verlangt, daß man den Michel Perrin von Herrn Rüthling darstellen lassen möge, weil derselbe in der ebenfalls von Theodor Hell übersetzten Posse „Die Benefiz-Vorstellung" den Souffleur Flüsterleis so vortrefflich gespielt. Die General-Intendantur

fand diesen Grund für die hiesigen Verhältnisse indessen nicht ausreichend, um so weniger, als sich Eduard Devrient um die Rolle bewarb, der Regisseur Weiß aber unzweifelhaft der begabteste Darsteller gerade für diese Rolle gewesen wäre. Seine Bescheidenheit aber und Liebe zum Frieden veranlaßte ihn, das Stück lieber liegen zu lassen, als Rollenstreitigkeiten unter den Kollegen zu veranlassen, von denen der eine den Wunsch des Uebersetzers, der andere die größere Fähigkeit für sich gehabt haben würde. Das Engagement Seydelmanns löste diese Schwierigkeit, und man konnte das bisher liegen gebliebene Stück hervorsuchen.

Seydelmann erklärte indessen, er könne keine andere Uebersetzung des „Michel Perrin" neu lernen, da er bisher die Uebersetzung von Schneider gespielt und diese auch auf fast allen deutschen Theatern gegeben worden sei. — Man erwiderte, daß Schneider seine Uebersetzung nicht eingereicht und die Theodor Hellsche bereits damals angenommen worden sei. Seydelmann aber erklärte, sich zu keiner andern verstehen zu wollen; man mußte sich also fügen, schickte, ohne sich an mich zu wenden, in die Buchhandlung, kaufte das Stück in meiner Uebersetzung für 7½ Silbergroschen, ließ es ausschreiben und vertheilte die Rollen, ohne mich, wie sonst wohl zu geschehen pflegt, nach meinen Wünschen deshalb zu fragen.

Daß ich meine Uebersetzung nicht eingereicht, hatte seinen Grund in einer Aeußerung Eduard Devrients gegen mich, als ich angefangen, mein „Bühnen-Repertoire des Auslandes" herauszugeben und rasch hintereinander einige Stücke, wie „Die junge Pathe", — „Der Erwartete", — „Der erste Eindruck", — leichte französische Blüetten, die ich eingereicht, gefallen hatten. Der wegen seines ernsten Strebens stets von mir hochgeachtete Künstler sagte mir, daß ich auf dem besten Wege sei, das deutsche Theater mit französischen Produkten zu überschwemmen, daß er bei meinem Eifer für die Hebung des Schauspielwesens im allgemeinen den

Willen dazu bei mir nicht voraussetzen könne, und daß er mit Schrecken sehe, wohin mein Fleiß und mein leichtes Arbeiten in dieser Richtung führen müsse.

Eine so ernste Mahnung hatte die Folge, daß ich in der That seit dem Jahre 1832 von den einhundert und einundzwanzig Stücken, die ich nach und nach für das Bühnen-Repertoire aus dem Französischen, Englischen, Spanischen und Russischen übersetzt, keines mehr zur Darstellung bei der königlichen Bühne in Berlin noch sonstwo einreichte und den Druck derselben nur als eine litterarische Veröffentlichung betrachtete. Von jener Zeit an habe ich nur Originalarbeiten von mir in Berlin zur Darstellung gebracht. Hätte ich freilich gewußt, daß Eduard Devrient nach seiner Pariser Reise sogleich ein französisches Stück „Der Fabrikant" übersetzen und in Berlin zur Aufführung bringen würde, so möchte die damalige ernste und gewiß gut gemeinte Warnung doch nicht so strikte befolgt worden sein. Dessenungeachtet bin ich ihr noch jetzt dankbar, denn sie hat mich in der That vor jener theatralischen Vielschreiberei bewahrt, die so viele unangenehme Erfahrungen in ihrem Gefolge führt. — So war es denn gekommen, daß meine Uebersetzung des Michel Perrin zwar gedruckt und fast auf allen deutschen Theatern gegeben wurde, aber von mir in Berlin nicht zur Darstellung eingereicht worden war.

Daß die Besetzung der Rollen ganz ohne meinen Beirath geschah, wunderte mich zwar, mochte aber wohl eben darin liegen, daß man das Stück für 7½ Silbergroschen gekauft hatte und daher von dem ganz nahe vorhandenen Uebersetzer keine Notiz nehmen wollte. Daß jenes überhaupt geschehen, erfuhr ich ebenfalls nur ganz zufällig von Herrn Seydelmann, sowie dessen Zweifel, ob der Schauspieler Freund, dem man die Rolle des Polizeiraths Desaunais gegeben, wohl komische Darstellungskraft genug haben werde, um dem ernsten Seydelmann das wirksame Stichwort zu geben. Dieses gerechte Bedenken veranlaßte mich,

aus meiner Zurückhaltung in dieser ganzen Angelegenheit herauszugehen und von dem Regisseur Weiß zu verlangen, daß ein Komiker diese Rolle spielen müsse, wenn man überhaupt Wirkung von den entscheidenden Scenen des Stückes erwarte. Auf der französischen Bühne spielte ein Komiker die Rolle des Michel Perrin, sie bedurfte also keiner komischen Folie von Seiten des Mitunterredners. Hier sollte der ernste Seydelmann den Michel spielen, also mußte ihm das Stichwort wenigstens mit komischer Kraft gebracht werden, sollten die Scenen nicht geradezu weinerlich wirken und das Ganze aus dem Bereich des Lustspiels heraustreten. Wer aber soll die Rolle spielen? war die nächste Frage, als mein Bedenken bei genauerer Durchsicht des Stückes gerechtfertigt befunden wurde. — Gern, der stets unfehlbar wirkende Gern? — Er hatte gerade einen längeren Urlaub angetreten. — Rüthling? — Konnte man dem so achtbaren Künstler zumuthen, eine zweite Rolle in dem Stücke zu übernehmen, dessen Hauptrolle von Theodor Hell, dem Bühnenkundigen, ihm vorzugsweise bestimmt war, wovon er damals in Kenntniß gesetzt worden war. — Dann blieb kein anderes Mittel übrig, ich selbst mußte den Desaunais spielen, obgleich ich damals erst 33 Jahre alt war und mich noch nie in einer älteren komischen Charakterrolle versucht hatte. — Man hatte allerlei Bedenken, die ich sehr gerecht fand, die aber doch meine noch gerechteren Bedenken für die Wirkung des Stückes nicht zu beseitigen vermochten. — So spielte ich denn die Rolle mit großer Zaghaftigkeit, aber unerwarteter Wirkung.

Am 26. Juli 1838 fand die erste Darstellung des Stückes statt. Seydelmann feierte einen seiner schönsten Triumphe, und es wurde nicht allein ein gerngesehenes, sondern ein sogenanntes Zugstück.

Als die zehnte Aufführung stattgefunden, fragte mich eines Tages der Hofrath Esperstedt im Vorbeigehen, ob ich Lust habe, 10 Thaler zu verdienen. „Warum nicht, wenn es auf anständige

Weise geschehen kann." — „Das freut mich; sehen Sie, lieber Freund, wir müssen jetzt das Honorar für Michel Perrin bezahlen. Theodor Hell hat, wie Sie wissen, seine Uebersetzung eingereicht, sie ist angenommen worden, muß also honorirt werden. Er bekommt 30 Thaler. Da das Stück aber gefallen und sogar einige Mal Kasse gemacht hat, so können wir 40 Thaler aus der Honorarkasse zahlen, und die 10 Thaler sollen Sie haben." — Ich muß gestehen, daß ich einige Augenblicke den Vorschlag sprachlos anstaunte, dann aber folgendermaßen deduzirte: „Wenn man mir 30 Thaler und für die Uebersetzung, welche nicht gegeben, 10 Thaler Entschädigung geben wollte, so ließe sich das begreifen. Wenn man die Summe zwischen uns beide theilen wollte, so wäre auch das begreiflich. Wenn man mir endlich gar nichts giebt und das sonderbare Zusammentreffen der Umstände als Grund anführt, so würde ich das um so natürlicher finden, als ich ja keinerlei Anspruch erhoben. Daß ich aber 10 Thaler, weil meine Uebersetzung gegeben worden, und Theodor Hell 30 Thaler bekommen soll, weil die seinige nicht gegeben, dafür fehlt mir in der That der Begriff. Ich bin mit den 7½ Silbergroschen, die das Stück beim Buchhändler gekostet hat, vollkommen zufrieden und freue mich, wenn es der Bühne, der ich angehöre, genutzt hat."

Damit war diese im Vorübergehen angeknüpfte Unterhaltung zu Ende. Was weiter aus der Sache geworden ist, weiß ich nicht; daß ich aber nie ein Honorar für das Stück bekommen habe, weiß ich ganz gewiß. Gegenseitig wurde kein Wort mehr darüber verloren.

Der Humor sollte aber nachkommen, und das ist eben das Kuriose dieser Honorar-Angelegenheit.

Am 9. April 1842 wurde zum ersten Male die Tragödie „Monaldeschi" von Heinrich Laube gegeben. Der Dichter hatte denselben Stoff gewählt wie Alexander Dumas, dieselben Personen, Christine, Monaldeschi, Sentinelli, Pater Lebel, standen

auf dem Zettel. Die allgemeinen Vorgänge im Stücke waren dieselben, selbst der Doppelschauplatz Stockholm und Fontainebleau, die Bearbeitung des Stoffes natürlich eine wesentlich andere.

Am 11. wollte ich meinen Urlaub zu einer Reise nach London benutzen, konnte aber dem Humor nicht widerstehen, die Aufführung des Laubeschen Monaldeschi zu einer kleinen Friktion mit der Verwaltung der Bühne zu benutzen. Ich erging mich daher am 10. in einem etwas geschraubten Briefe, der sich noch bei den Akten befinden muß, und der etwa Folgendes enthielt:

„Nach dem im Jahre 1838 von dem Herrn Hofrath Esperstedt gegen mich ausgesprochenen Grundsatze, daß Herr Theodor Hell für seine Uebersetzung des Lustspiels „Michel Perrin", die angenommen aber nicht gegeben wurde, 30 Thaler, ich aber für meine Uebersetzung, welche mit Beifall und Nutzen für die Theaterkasse gegeben worden ist, 10 Thaler erhalten könne — eine Summe, auf deren Besitz ich aus vielleicht übel verstandenem litterarischen Ehrgefühl damals ergebenst verzichtete — erlaube ich mir gehorsamst darauf anzutragen, mir für das gestern zur Aufführung gekommene Trauerspiel des Herrn Heinrich Laube geneigtest drei Viertel des dafür bestimmten Honorars, dem Herrn Heinrich Laube aber ein Viertel desselben auszahlen lassen zu wollen. Der Fall ist nämlich nach meinem Dafürhalten ganz analog mit dem von mir eingereichten, im Jahre 1831 angenommenen und zur Darstellung bis zur Hauptprobe vorbereiteten Trauerspiele „Monaldeschi", welches am Tage der Aufführung wegen Unpäßlichkeit des Herrn Lemm zurückgesetzt und seitdem nicht gegeben worden ist.

Zu diesem gehorsamsten Antrage veranlaßt mich zunächst das entschiedene Unglück, welches ich in Erlangung schriftstellerischer Honorare bei der königlichen Bühne in Berlin habe. Für „Michel Perrin" hat mein Buchhändler 7½ Silbergroschen, für meine drei Genrebilder „Der spanische Kontrebandier", „Der pyrenäische Gebirgssänger" und „Hans und

Grete" habe ich aber gar nichts bekommen. Dieselbe Negativität in Erlangung eines Honorars hat auch bei meinem Vaudeville „Versuche" und meiner neuen Bearbeitung des alten Lustspiels „Jeder fege vor seiner Thür" stattgefunden.

Also bitte ich ergebenst und gehorsamst u. s. w. u. s. w."

Erklärend muß ich hier hinzufügen, daß damals die französischen Schauspieler, welche ein Benefiz hatten, gewöhnlich zu mir kamen, um meine Mitwirkung in demselben zu erbitten. So spielte ich für Mlle. Desgranges den „Menteur véridique" in französischer Sprache, dann für Mlle. Dechanel den „Jovial, l'Huissier Chansonnier" und schrieb für eine ähnliche Gelegenheit die drei genannten Genrebilder. Als sie gefielen, wurden sie auch auf den deutschen Theatern fortgegeben. Da die Kosten für das Ausschreiben der Musik von dem französischen Benefizianten bezahlt worden waren, so wurden der Verwaltung auch diese erspart, und selten wird eine Bühne so durchaus kostenfrei gute Geschäfte gemacht haben, wie die Berliner mit diesen und den darauf folgenden Genrebildern, namentlich dem „Kurmärker und die Picarde". Das Vaudeville „Versuche" hatte ich ursprünglich für Fräulein v. Schätzel geschrieben. Es war angenommen und ausgeschrieben worden, kam aber damals nicht zur Aufführung, weil die Hauptrolle weniger gesangskünstlerische als Darstellungsfertigkeit verlangte. Ich schenkte es meiner Schwester Maschenka in Dresden, und diese spielte es als Gast auf der Berliner Bühne. Nun war es einmal aufgeführt, hatte keine Kosten verursacht und wurde ungestört mit Mlle. Grünbaum weiter gegeben.

Da diese Umstände notorisch waren und nur keine Beachtung gefunden, weil ich nie davon gesprochen, so verfehlte mein Brief nicht, einen ganz besondern Eindruck zu machen. — Während mich nur der Humor prickelte, glaubte man mich in einer sehr gereizten Stimmung, und da ich im Begriff war, nach London abzureisen, so kombinirte man aus dem unerhörten Vorgange,

daß ich auch einmal eine Geldangelegenheit berührt, die seltsamsten Dinge von „Nichtwiederkommen“ — „Im Zorn die Bühne verlassen“ — und dergleichen absonderlichen, aber allerdings hin und wieder vorkommenden Begebenheiten. — Ich hatte nicht im entferntesten eine Antwort auf meinen Brief erwartet, erhielt aber im Augenblick der Abreise die folgende:

In Bezug auf Ihre gestrige Zuschrift erwidere ich hierdurch, daß in der Honorar-Angelegenheit des Monaldeschi von Laube in fünf Akten, als einer deutschen Originalarbeit, und der Uebertragung des Trauerspiels Monaldeschi in drei Akten aus dem Französischen auf die beiden Uebersetzungen des Michel Perrin nicht wohl zu exemplifiziren ist.

Ich kann Ihnen daher für die Uebertragung des Dumasschen Trauerspiels und für die Genrebilder — die, wenn Sie es verlangt hätten, in die ganz abgeschlossene Rechnung des vorigen Jahres hätten kommen müssen — ein Honorar nicht anweisen, bin aber bereit, für die in diesem Jahre erschienene talentvolle Arbeit „Versuche“ eine Zahlung von 60 Thalern auf die Theaterkasse anzuweisen.

Was schließlich nun „Jeder fege vor seiner Thür“ betrifft, so habe ich erfahren, daß Sie ohne weiteres Zuthun die Umarbeitung einzelner Scenen selbst gewünscht haben.

Berlin, den 11. April 1842.

Der General-Intendant der königlichen Schauspiele.

Mit dieser Antwort kam zugleich der Theaterdiener, um mir — ein ganz außerordentlicher Vorgang — die erst angewiesenen 60 Thaler für die „talentvolle Arbeit“ des Vaudevilles „Versuche“ — einzuhändigen. Dergleichen wird sonst nur bei persönlichem Erscheinen auf der Haupt-Theaterkasse verabfolgt. — Wahrscheinlich sollten diese 60 Thaler zu Erhöhung meiner Reisegenüsse dienen und eine Captatio benevolentiae wegen des Wiederkommens sein.

Nachher ist nie wieder von dieser „Exemplifikation“ die Rede gewesen. Ich hatte also für „Jeder fege vor seiner Thür“ die Belehrung, daß ich die Bearbeitung selbst gewünscht, für die Genrebilder das Bewußtsein, daß sie eigentlich hätten auf die Rechnung des vorigen Jahres gebracht werden müssen, für die „Versuche“ 60 Thaler und für den „Michel Perrin“ mein Verleger 7½ Silbergroschen.

Geschrieben in Potsdam am 26. Juli 1853.

London.

1842.

Als es mit den beiden Vaudeville-Rollen des „Reisenden Studenten" und des „Fröhlich", sowie mit mancher andern Rolle plötzlich eine so günstige Wendung in meiner Stellung bei der Bühne genommen, kam der Gedanke, mir ein ganz besonderes und eigenthümliches Feld für die Möglichkeit zu schaffen, daß ich doch einmal die Berliner Hofbühne verlassen und dann ausschließlich auf meine eigene Kraft für den Unterhalt meiner Familie angewiesen sein könnte, mir nicht aus dem Sinn. Daß ich für Besonderes und Ungewöhnliches eine unverkennbare Begabung hatte, das bewiesen später meine Genrebilder in fremden Sprachen, die wenigstens seitdem noch nie jemand nachgeahmt hat; — so wurde denn immer wieder der Gedanke lebendig, einen Versuch mit den so durchaus eigenthümlichen Darstellungen zu machen, welche ich im Jahre 1830 bei meiner zweiten Anwesenheit in London von dem berühmten Charles Matthews gesehen. Er spielte einen ganzen Abend vollkommen allein; das war furchtbar anstrengend, aber es war auch unabhängig und lohnend. Schon damals hatte mich der ganze Apparat zu diesen Vorstellungen ungemein interessirt, aber der Gedanke, Aehnliches einst selbst ausführen zu können, lag mir noch so fern, daß ich wohl sah, mich ergötzte und auch wohl wünschte; aber bei dem

Mangel aller künstlerischen Geltung in der Heimat und auch wohl bei meiner Jugend, den Eindruck festzuhalten oder sofort durch ernstes Studium zu verwerthen, kam mir nicht in den Sinn. Als die Erfolge in Berlin begannen, trat die Erinnerung an jene Vorstellungen in London desto lebhafter hervor, und obgleich Matthews schon gestorben war, so mußte sich doch an Ort und Stelle alles sammeln und erkunden lassen, was den Apparat zu seinem Alleinspiel gebildet. Die Einrichtung der Bühne, das überraschend schnelle, ja geradezu unbegreifliche Umkleiden, Bekanntschaft mit den Dichtern, die für ihn geschrieben, kurz, das ganze Außenwerk dieser merkwürdigen Leistungen war jedenfalls dort leichter zugänglich als von Berlin aus. Vielleicht waren seine Erben auch noch im Besitz nachgelassener Manuskripte, vielleicht war Fertiges und Vorbereitetes zu erlangen, an dessen Ausführung der Tod ihn verhindert; kurz, der Entschluß zu einer abermaligen, dritten Reise nach London reifte immer mehr und mehr und wurde denn auch im Frühjahr 1842 ausgeführt.

Diesmal hatte ich die Freude, mit meiner Frau reisen zu können, die überhaupt noch keine größere Reise gemacht hatte, und an der ich alle die Eindrücke meiner früheren Besuche Londons wieder beobachtete und noch einmal durchlebte.

Ueber Köln, Aachen, Lüttich und Brüssel ging es nach Antwerpen und von dort mit dem Dampfer nach London, wo diesmal die ersten Berührungen sehr unerfreuliche waren. Von all den Wundern und Erwartungen, auf die ich meine Frau schon jahrelang aufmerksam und neugierig gemacht, wollte sich am ersten Tage nicht das Geringste zeigen. Wer keinen Sinn für merkantile Größe hat, muß nicht auf der Themse und noch weniger an einem Nebeltage in London ankommen. Man sieht da nur Trübes, Geschwärztes, Schmutziges. Zum Unglück gab es im Zollhause (Custom-House) Steuerplackereien, und ein Lohnbedienter führte uns in ein unbeschreiblich schlechtes Hotel in der Nähe von Leicester-Square, wo ein ungeheiztes, unreinliches

Zimmer mit der Aussicht auf Schornsteine uns empfing; als ich ausging, um Freunde aufzusuchen, erstickte das rasch angezündete Kohlenfeuer meine Frau fast, so daß ich sie bei der Rückkehr in Thränen schwimmend fand und alles Mögliche anwenden mußte, sie nur zu beruhigen, denn sie wollte gleich wieder nach Berlin. Kurz, der erste Tag in London war diesmal ein unglaublich unangenehmer. Als wir aber die Freunde erst besucht, von denen ich damals keine Ahnung hatte, daß ihr Sohn mein Schwiegersohn werden würde, ein behagliches Quartier in Dean-Street Soho gemiethet worden war, nahm London für meine Frau eine andere Physiognomie an.

Theater und militärische Einrichtungen waren damals die einzigen Gegenstände für mein Suchen und Sammeln. Was ich nach ersterer Richtung hin gesehen und gefunden, schrieb ich im Winter zu 1843 nieder und stellte es in eine Uebersicht der Londoner Theater zusammen, die ich in dem von Gubitz herausgegebenen „Gesellschafter" Nr. 82 bis 97 1843 abdrucken ließ. Ich wähle daraus für meine Erinnerungen an Durchlebtes das Folgende.

I.

Das Covent-Garden-Theater.

Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas.

Diesmal mein erster Theater-Abend in London. Da die Bühne in acht Tagen geschlossen werden mußte, um den Vorstellungen der deutschen Operngesellschaft Platz zu machen, überdem der zeitige Direktor (Manager), Charles Matthews, mein persönlicher Freund war, so überwog bei der Prüfung aller 23 Anschlagzettel der verschiedenen Theater für den ersten Tag Covent-Garden jede andere Versuchung, und mit dem Schlage halb sieben, wo die Eingangsthüren geöffnet wurden, saß ich erwartend auf den bequem gepolsterten Bänken des geräumigen Covent-Garden-Theaters.

Zuerst einige Nachrichten von dem Direktorpaare Charles Matthews und seiner Gattin, der berühmten Madame Vestris. Vor zwölf Jahren lernte ich ihn im Hause seines Vaters, des bekannten Matthews, kennen, der elf Jahre hindurch im Stande gewesen war, London durch seine merkwürdigen Leistungen einen ganzen Theaterabend hindurch allein zu unterhalten. Durch unangenehme Verhältnisse mit den Direktoren der verschiedenen Bühnen, bei denen er als Schauspieler engagirt war, wurde der Entschluß in ihm rege, der eigenen Kraft ausschließlich zu vertrauen, und so begann er, von fähigen Schriftstellern unterstützt, dem erstaunten Londoner Publikum jene eigenthümliche Art

humoristisch-dramatischer Abendunterhaltungen vorzuführen, die ihn in kurzer Zeit zum reichen Manne machten und auch auf dem Kontinente durch seinen Nachahmer Alexander bekannt geworden sind; sie waren aus Erzählungen, Vorlesung, launigen Liedern, komischen Scenen, Verkleidungen, Bauchreden u. s. w. zusammengesetzt und sind mit ihm von der englischen Bühne auch wieder verschwunden.

Auf das höchste überrascht und für den versatilen Darsteller eingenommen, suchte ich damals die Bekanntschaft desselben und brachte manche mir unvergeßliche Tage im Hause desselben zu. Dort, von fürstlichem Reichthum umgeben, lernte ich Charles Matthews, den Sohn, kennen. Er hatte Architektur studirt, hatte Frankreich und Italien durchreist und zeichnete sich durch die feinste Weltbildung, verbunden mit gründlichem Wissen, aus. Der Gedanke, selbst jemals Schauspieler zu werden, lag ihm damals fern; ja in seiner Unterhaltung sprach er gegen mich sein Bedauern aus, daß sein Vater Schauspieler sei. Wer hätte denken sollen, daß alles das sich so schnell ändern sollte!

Wenn man Joy Cottage in Kentish-Town, den Landsitz Matthews, betrat, so glaubte man, solch ein Wohlstand, solch ein ausgesuchter Luxus in Aufstellung der edelsten Kunstschätze könne nicht enden — und doch hat er geendet! Matthews der Vater hatte eine Sammlung von Oelgemälden, Statuen und Kupferstichen von ausschließlich dramatischem Interesse, auf die er alles wandte, was seine unermüdliche und stets reich belohnte Thätigkeit nur irgend gewann, — eine Sammlung, die so außerordentlich in ihrer Art war, daß ihre Aufstellung ein eigenes Haus erforderte, dessen Mittelsaal die werthvollsten Gemälde enthielt, während die Bibliothek, die Kupferstiche und Kuriositäten, alles Gegenstände, die auf irgend eine Weise mit dem englischen Theater, seiner Geschichte und seinen Künstlern in Berührung standen, in den übrigen Zimmern aufgestellt waren.

Matthews starb und hinterließ seiner Wittwe ein fürstlich

eingerichtetes Haus, eine zahlreiche Dienerschaft, den ganzen Luxus eines reichen, unabhängigen Mannes, aber nicht die Mittel, diesen Hausstand zu erhalten. Alles mußte zu Gelde gemacht werden, und Mistreß Matthews, eine der liebenswürdigsten, gebildetsten Frauen, selbst früher Darstellerin, glaubte einen Antheil, den ihr Gatte ihr an dem Grundeigenthum des Theaters der englischen Oper (English Operahouse) hinterlassen, dadurch zu verwerthen und einträglich zu machen, daß sie ihr ganzes Vermögen in das Unternehmen steckte. Mit dem Bankerott dieser Bühne verlor sie alles, so daß sie jetzt von einer Pension lebt, die ihr aus der Unterstützungskasse des Covent-Garden-Theaters, deren beitragendes Mitglied Matthews bis zu seinem Tode gewesen, bewilligt worden ist.

Einen schmerzlichen Eindruck machte es auf mich, diese vortreffliche Frau unter so veränderten Umständen wiederzusehen. Noch von den Resten der früheren Einrichtung umgeben, lebte sie in einer beschränkten Häuslichkeit, durch die liebende Sorgfalt ihres Sohnes, der unterdessen selbst Schauspieler, Theaterdichter und Direktor des Covent-Garden-Theaters geworden war, anscheinend behaglich. Sie zeigte mir in dem Tagebuche ihres verstorbenen Gatten einige Stellen, in denen er sich über mich bei meiner früheren Anwesenheit ausgesprochen, und versicherte, daß er oft meiner gedacht.

Ein Vorfall eigener Art gewährte uns diesmal frohe Erinnerung an jene Zeit. Matthews hatte nämlich damals von einem österreichischen Grafen, der seine Darstellungen gesehen und bewundert, aus Deutschland einen Dompfaffen zum Geschenk erhalten, von dessen Geschicklichkeit im Pfeifen ganzer Melodien der das Geschenk begleitende Brief nicht genug Rühmens machen konnte. Der Vogel war über Hamburg auf einem Schiffe nach England gekommen, hatte aber seit mehreren Wochen nur ein trauriges Zirpen hören lassen, so daß Matthews glaubte, der Graf habe sich einen Scherz mit ihm gemacht oder der Vogel

sei unterwegs vertauscht worden. In einem kostbaren Bauer hing der Vogel im Garten an einem Baum, unter dessen Schatten wir Abends Thee tranken. Das Gespräch führte auf das Geschenk des deutschen Edelmannes, und Matthews sprach sein Bedauern darüber aus, daß der Vogel nur jenes eintönige Zirpen hören lasse. Einer der Anwesenden meinte, vielleicht sei der Vogel nur verstummt, weil ganz andere Gegenstände ihn umgäben und er nur englisch um sich her sprechen höre, fremde Laute, die ihn einschüchterten. Der Versuch, ihn deutsch anzureden, lag nahe. Ich rief die gewöhnlichen liebkosenden Worte, mit denen man in der Heimat wohl einen Vogel zum Singen auffordert: „Mein Mätzchen, singe doch! — singe doch, mein Vögelchen!" — Und siehe da — der Dompfaffe wurde aufmerksam, sträubte die Federn, wiegte sich hin und her und begann bald darauf zur Ueberraschung aller eine ganze Melodie zu pfeifen. Der Eindruck, den diese Scene auf mich und uns alle machte, wird mir unvergeßlich sein und war es auch der Gattin des verstorbenen Freundes geblieben, das bewies mir ihre Erinnerung daran nach zwölf Jahren.

Dergleichen Gedanken und Erinnerungen an vergangene Zeiten verkürzten mir die halbe Stunde bis zum Anfange der Vorstellung. Das ganze Innere des Zuschauerraumes war ungleich prächtiger, eleganter und bequemer eingerichtet, als ich es früher gekannt; auch hier eine so gleichmäßige und vortreffliche Beleuchtung, daß die Musiker im Orchester keiner besondern Lampen bedürfen, um die Noten zu lesen. Statt an der Rampe standen die Glaszylinder, in denen die Gasflammen brennen, so am Fuße des Prosceniums, daß der Zuschauer im Parterre durch sie hindurch auf den vordern Theil der Bühne sehen konnte, wegen eines schmalen Blechschirms, der die Hälfte des Glaszylinders umgab, aber die Flamme selbst nicht bemerkte. Die Thüren, welche sich sonst im Proscenium befanden, und durch welche die ersten Schauspieler nach der alten Sitte des englischen

Theaters aufzutreten pflegten, sind hier und in Drurylane verschwunden. Ein offenbarer Fortschritt! Es machte sonst einen eigenthümlichen Eindruck, mitten im Stück eine dieser Thüren aufgehen und einen der beliebtesten Schauspieler — denn nur diese hatten das Recht dazu — auftreten zu sehen. Elegante Prosceniumslogen haben jetzt die Stelle dieser Thüren eingenommen. Nur in einigen der kleineren Theater haben sie die alte Sitte noch beibehalten, obgleich sie selten von den Schauspielern in Anspruch genommen wird.

Man gab heute ein fünfaktiges Lustspiel „Court and City" (Hof und Stadt) von Jerrold. Ein sonderbares Stück! Der Verfasser, sonst als ein rüstiger Versorger der Bühnen mit Neuigkeiten aus dem Gebiete des Melodramas und der Posse bekannt, hatte einige Charaktere und Situationen aus den Romanen Richard Steeles und Sheridans zu einem Sittengemälde der Zeit von 1786 zusammengestellt. Das Ganze war eine merkwürdige und interessante Schaustellung, die den Eindruck eines Genrebildes machte und durch die vortreffliche Ausstattung im Kostüm, in der Dekoration und dem sämmtlichen Beiwerk jene Zeit bis auf die kleinsten Details repräsentirte. Selbst auf den Pariser Theatern habe ich nicht ein so treues, bis in die geringfügigste Kleinigkeit genaues Halten an der Aufgabe bemerkt, wie hier. Namentlich gewährte das Kostüm in seiner Allgemeinheit einen eigenen Reiz. Gespielt wurde durchweg vortrefflich. Es war unter den 17 Darstellern nicht ein einziger, der seiner Aufgabe nicht vollständig genügt hätte, vor allen Mr. Farren, Mad. Vestris, Charles Matthews und Mrs. Nisbett. Mittelmäßig oder gar störend war eigentlich keiner. Tüchtige Einübung und Bühnengewandtheit gab sich in dem oft schwierigen Ensemble kund, das nie durch die Stimme des Souffleurs gestört wurde. Bekanntlich leidet das englische Theater keinen Souffleur vor der Bühne, sein Platz ist hinter der ersten Kulisse, wo er nur dann laut wird, wenn wirklich schon eine Störung

eingetreten ist, die stets ein Zischen und Stöhnen des Publikums in ihrem Gefolge hat.

Es war heut Harleys, des beliebten Komikers, Benefiz, der bei seinem Auftreten mit dem herzlichsten, anhaltendsten Beifallsgruße bewillkommnet ward. — Der rüstige, immer thätige Künstler, der mir nach zwölf Jahren fast noch kräftiger, jedenfalls aber derber erschien, als ich ihn früher gesehen, spielte eine Art von „Baldrian Klau" oder „Peter" aus „Menschenhaß und Reue", mit so getreuer Porträtirung des gemeinen englischen Volkes, daß ein Deutscher leicht Anstoß daran genommen haben würde, das englische Publikum aber jubelte. Was würde ein deutsches Parterre dazu sagen, wenn ein Komiker gegen seinen Vater auf der Bühne die Zunge ausstreckte oder von hinten mit dem Fuße nach ihm stieße? — Mr. Bartley, der kleine, rührige, dicke Mann, der beste lebende Falstaff des englischen Theaters, spielte den Vater, einen alten, polternden Landedelmann, mit jener drastischen Wirkung, die ich schon von ehedem an ihm kannte. Eine wahre Perle sinniger, ruhiger Darstellung, die sich stets bewußt blieb und das gewohnte Herrschen über die Umgebung erkennen ließ, war Farren — das Prototyp des feinen englischen Lustspiels seit Charles Kembles Abgang. Eine sonderbare, ausschließliche Erscheinung, dieser Farren! Ein Schauspieler, der eigentlich nie jung gewesen ist; denn mit 20 Jahren spielte er bei seinem Debut schon alte Rollen, in denen er jetzt eine Sicherheit und Vollkommenheit erreicht hat, die ihn zum gesuchten Mitgliede jeder großen Bühne beim Beginn der Saison machen.

Ich lernte Farren 1830 auf eine sonderbare Art kennen. — Schon damals bewunderte ich im Haymarket-Theater den ausgezeichneten Schauspieler in ihm und bat den nun verstorbenen Fawcett, Regisseur von Covent-Garden, mich bei ihm einzuführen. Ein kleines Rekommandationsschreiben in der Hand, betrat ich voll Ehrfurcht und Freude, den vortrefflichen Schauspieler persönlich kennen zu lernen, die Treppe, welche von dem hintern

Eingange des Haymarket-Theaters zur Bühne führte. Es war gerade Probe und Farren in seiner Eigenschaft als Regisseur anwesend. Ich trug dem Portier auf, eine Pause in der Probe abzuwarten, dann aber meine Karte abzugeben und um einige Worte zu bitten. Mir lag daran, das Bühnengeschäft einer englischen Theaterprobe in seinen Details kennen zu lernen, und ich hatte daher gerade diese Zeit gewählt, mich Mr. Farren vorzustellen. Meinen Rekommandationsbrief behielt ich in der Tasche und wollte ihn erst nach der gewöhnlichen Besprechung als schweres Geschütz wirken lassen. Endlich kam der Ersehnte — im schwarzen Frack, mit weißen Glacéhandschuhen, als ob er ein Parterrebillet zur italienischen Oper besessen, in sorglichster Toilette, mit der Amtsmiene eines im Zusehen unterbrochenen Regisseurs.

Ein so amtliches, formelles Auftreten hatte ich nicht erwartet. Er war auch hier der junge, blühende Mann mit dem alten Gesicht und dem mißtrauischen Blick des Onkels, von dem der lebenslustige Neffe Geld haben will.

„Sir?" war seine Anrede.

Ich war etwas verlegen, wie ich mich einer solchen Persönlichkeit gegenüber introduziren sollte, und griff in die Tasche, um Fawcetts Brief sprechen zu lassen. Diese Bewegung mußte dem Regisseur einer beliebten und aufgesuchten Bühne, dem bestürmten und erfahrenen Schauspieler wohl schon anderweitig bekannt sein, und ein achselzuckendes „Sir, no free admission granted" (mein Herr, freies Entree kann nicht bewilligt werden) stürzte mich aus allen meinen Himmeln. — Als ob ich wegen eines Freibillets zu ihm gekommen wäre — ich, der ich erst am Abend vorher die italienische Oper für 10 Schillinge und 1 Schilling für Hut und Stock besucht.

Nach dieser Aeußerung schien mir die nähere Bekanntschaft mit dem gewaltigen Regisseur schon viel weniger wünschenswerth. Auch fiel mir plötzlich ein, daß ich ja im Covent-Garden- und

Adelphi-Theater die Proben mit weit größerer Bequemlichkeit ansehen könne. Stolz zog ich mich in mein Bewußtsein zurück, machte eine höfliche Verbeugung und war bald darauf wieder auf der Straße.

Später stellte mich Liston dem Gefürchteten zufällig vor, und wir wechselten einige höfliche Worte. Es schien, als wäre er verlegen, weil er vielleicht unsrer sonderbaren ersten Bekanntschaft gedachte; mir war auch nicht zutraulich zu Muthe, und ich machte ungefähr ein Gesicht wie der Besitzer eines Freibillets, wenn er in Berlin an den Ecken liest: „Die freien Entrees sind heute ohne Ausnahme nicht gültig.“

Heute sah ich nun Farren wieder. — In diesem Fache wirklich ein vollendeter Schauspieler. Er weiß aber auch, daß er der Erste in seinem Fache ist, und spielt nie etwas Anderes. — So ist er stets einer der Ersten, nach denen sich der neue Direktor der drei National-Theater umsieht, wenn sein Vorgänger bankerott ist und er eine neue Gesellschaft zusammensetzen muß. Vorzugsweise spielt er im Winter in Covent-Garden und im Sommer in Haymarket, den beiden eigentlichen Schauplätzen seines Ruhmes. Selten und nur mit großen Vorbereitungen spielt er eine neue Rolle, da die alten ihm sichere Siege gewähren. Wohlhabend und unabhängig, genießt er das Leben auf die angenehmste Weise. Fern vom Geräusche der Welt, wohnt er auf einem bequemen Landsitze und fährt stets in einem Kabriolet zum und aus dem Theater. Wenn er sich nur nicht verführen läßt, auch einmal Direktor sein zu wollen; das sollte mir leid thun um seine lange, ehrenvolle Künstlerlaufbahn.

Neben ihm zeichnete sich Charles Matthews als leichtsinniger junger Lebemann vortheilhaft aus. Es ist stets ein angenehmes Gefühl, den Bekannten, den Freund auf der Bühne anerkannt und geehrt zu sehen, noch mehr aber, wenn man diese Anerkennung in künstlerischer Gewissenhaftigkeit theilen kann. Charles Matthews hat jenes leichte, elegante Benehmen auf der Bühne,

das die Vertrautheit mit den Formen der bessern Gesellschaft, der bevorzugten Stände erkennen läßt. Er ist einer von den wenigen englischen Schauspielern, der gut französisch spricht, ein Vortheil, der für sein Fach und seine Darstellungsweise unberechenbar ist. Außer ihm ist mir nur noch Charles Kemble bekannt geworden, der ziemlich gut deutsch spricht und es vollkommen versteht. Sonst ist Sprachkenntniß nicht das hervorstechende Verdienst der Engländer überhaupt.

Hatte mich die Darstellung Charles Matthews erfreut, so erfüllt sie mich jetzt in der Rückerinnerung mit Bewunderung; denn damals wußte ich noch nicht, in welchem Gemüthszustande der Arme spielte — doch davon später. Erst einige Worte von seiner Gattin, der berühmten, leider in manchen Beziehungen auch nicht vortheilhaft berühmten Madame Vestris, dem eigentlichen Direktor, da das ganze Unternehmen unter ihrem Namen ging.

In Neapel geboren, war sie in ihrer Jugend Tänzerin bei dem Ballet des San Carlo-Theaters, kam nach England zur italienischen Oper, heirathete hier einen gewissen Armand Vestris, einen Nachkommen des berühmten Tänzers, und erschien zuerst im Jahre 1822 als englische Schauspielerin in Drurylane. Von ihrer ersten Rolle an wurde sie der erklärte Liebling des Publikums, dessen Gunst sie besonders durch Giovanni in London und den Kapitän Mac Heath in der Beggars-Opera zu fesseln wußte. Eine vortreffliche Stimme, große Gesangsfertigkeit, siegende Schönheit und die früh geübte Tanzkunst machten sie besonders für das Fach munterer Liebhaberinnen und koketter Frauen zur unumschränkten Herrscherin dieser Rollen. Das Publikum nahm den lebhaftesten Antheil an allem, was die junge und schöne Wittwe — ihr Gatte war bald nach der Verheirathung gestorben — that, und hatte ihr viel zu verzeihen; denn von der ganzen Blüthe des englischen Adels, von Künstlern und Reichthum umgeben, bot ihr Privatleben Stoff zu manchem Vorwurf, der, von dem tausendzüngigen Gerücht vergrößert, sich bald allgemeine

Geltung verschaffte. Tausende und aber Tausende wurden ihr zu Füßen gelegt und zerrannen in dem üppigsten, glänzendsten Leben, das wohl je eine Schauspielerin geführt. Ihre Biographie — freilich ein Erzeugniß der schmutzigsten Spekulation — ist eins der merkwürdigsten Bücher, die je geschrieben wurden, und, wenn auch nur zur Hälfte wahr, ein Spiegelbild des abenteuerlichsten, buntbewegtesten Künstlerlebens. Sie hat es nie anerkannt, den Verfasser und Herausgeber gerichtlich verfolgen lassen und die Konfiskation des Buches erreicht, aber nicht verhindern können, daß es heimlich gekauft und gelesen wurde, obgleich es zu den größten Seltenheiten gehört. — 1837 übernahm sie als Direktrice das ganz in Verfall gerathene Olympic-Theater und machte es in kurzer Zeit zum Sammelplatz der ganzen feinen Welt Londons. Sie führte hier die Eleganz, Nettigkeit und Behaglichkeit des Théâtre de Madame (Gymnase dramatique) in Paris ein, gab zwar nur kleine Stücke, aber mit so geschickter Auswahl und so musterhaftem Zusammenspiel, daß es ihr gelang, in diesem kleinen Theater große Summen zu gewinnen. Sie engagirte Charles Matthews, in dem sie wohl den geeigneten Dichter und Darsteller erkannt haben mochte, und beide verheiratheten sich, sie, ohne den Namen ihres Gatten anzunehmen. Von den Erfolgen im Olympic-Theater verführt, übernahmen beide im Jahre 1839 das Covent-Garden-Theater und begannen auch hier damit, eine ausgesuchte Eleganz auf der Bühne und in dem Zuschauerraum einzuführen, brachten große Opfer und erhielten das Unternehmen drei Jahre lang auf einer achtungswerthen Höhe, bis endlich — aber das hängt ja mit der traurigen Katastrophe zusammen, über die ich erst weiterhin sprechen will.

Madame Vestris als Mistreß Matthews ist nicht mehr jung, aber noch eine hübsche Frau mit gefälligem Benehmen, graziös in allem, was sie thut, und noch immer eine eben so angenehme Sängerin wie fertige Tänzerin; Darstellungen im höheren Drama

sind ihr versagt — ihr ganzes Wesen ist das Lustspiel, der leichte, elegante Scherz. Sie ist die Dejazet der englischen Bühne — aber sie ist es schon zu lange, um es noch mit ganzer Kraft sein zu können. Hinreißend ist ihr Lächeln, ihr neckisches Wesen, wenn sie die tausend kleinen Liederchen singt, von denen „Cherry ripe“ und „Meet me by moonlight alone“ in das ganze Volksleben übergegangen sind. — Lacht sie aber, so fühlen sich die Zuschauer so unwillkürlich von ihrer sorglosen Heiterkeit angesteckt, daß ihr der Sieg gewiß ist. — Ich lernte die merkwürdige Frau vor zwölf Jahren auf eine sonderbare Art kennen.

Damals war Wallack, dem es jetzt nach seinem Bankerott sehr schlecht geht, Direktor von Drurylane. Durch Fawcett an ihn empfohlen, verdankte ich ihm eigentlich alle Annehmlichkeiten, deren ich mich zu jener Zeit unter den Schauspielern der Londoner Bühne erfreute. So oft ich ihn besuchte, fand ich ihn beschäftigt, die Oper „Andreas Hofer“ zur Aufführung vorzubereiten. Proben, Bestellen und Besichtigen der Kostüme, das Malen der Dekorationen, das Einstudiren der Chöre und Solopartien nahm seine ganze Zeit in Anspruch, so daß ich stets fürchtete, ihm lästig zu fallen, durch sein liebenswürdiges, zuvorkommendes Wesen aber immer beruhigt wurde. — „Andreas Hofer“ war eine Umarbeitung des Rossinischen „Wilhelm Tell“, dieselbe, welche später auch in Berlin gegeben worden ist, und da ich von Paris nach London gekommen war, dort aber mehrere Vorstellungen des „Guillaume Tell“ gesehen hatte, so konnte ich bei der Scenirung und der Arrangirprobe meinem Freunde Wallack manchen nützlichen Wink geben, der auf das freundlichste aufgenommen und benutzt wurde. Auf der Generalprobe war ich gegenwärtig und überzeugte mich, wie Recht Wallack hatte, als er den Chor um Gotteswillen bat, lebhafteren Antheil an der Handlung zu nehmen. Man konnte in der That nichts Mangelhafteres sehen als das Spiel des Chors, und rasch entschlossen, glaubte Wallack den Uebelstand am besten zu vermeiden, wenn

er sich selbst mit anzöge und als Koryphäe das Ganze belebte. Ich war dabei, als er bei dem Garderobier einen Anzug bestellte, dachte an mein eigenes Chorsingen in der „Stummen von Portici" und bot mich ebenfalls zum Koryphäen an, indem ich dabei die Lust an der Gelegenheit nicht unterdrücken konnte, auf einer englischen Bühne ohne Verantwortlichkeit zu erscheinen.

Mein Anerbieten wurde mit Jubel aufgenommen — aber mit dem Kostüm sah es schlimm aus. Für Wallack war schon keins mehr vorhanden, da die neu angefertigten den Choristen bestimmt waren. Schon war es 3 Uhr, und um 7 Uhr sollte die Oper beginnen. Rasch fuhren wir zu einem Kostüm-Verleiher, der alle Maskeraden, Liebhaber-Theater u. s. w. versorgte. Auch eine Anstalt, die in ihrer Großartigkeit nur in der Weltstadt möglich ist. Wir hatten bald, was wir brauchten, zwei vortreffliche tyroler Bauernanzüge, fast zu reich und glänzend für den Zweck. So debutirte ich denn in Drurylane. Da niemand mich mitwirkend bei den Proben gesehen, so wurde ich natürlich von allen Seiten gemustert und verwundert angesehen. Wallack und ich, wir gaben uns aber solche Mühe, griffen so lebhaft in die Handlung ein, daß man mich bald gewähren ließ. Gleich die Introduktion, Chor der Bauern, wurde lebhaft applaudirt. Wallacks Freude war außerordentlich! — Da traten Miß Stephens, die erste Sängerin, Madame Vestris und der Bassist Philipps zu dem Terzett des ersten Akts auf; die auf der Bühne versammelten Bauern mußten die Kommenden sogleich herzlich und vertraulich begrüßen. Ich ging ungenirt auf Madame Vestris zu, da Wallack mir zurief: „Ich gehe zu Miß Stephens!" Der Situation gemäß schüttelte ich der Begrüßten die Hände — sie starrte mich verwundert an, bald mein auffallend nettes Kostüm, bald mein Gesicht prüfend, ging aber auf das Spiel ein, und wir waren dem Publikum gegenüber alte Freunde und vertraute Bekannte. Mitten unter diesen Begrüßungen flüsterte Wallack ihr zu: „Das ist der junge Mann aus Berlin, von dem ich

Ihnen schon erzählt, Mr. Lewis Schneider." — „Ah so!" — Und nun wurden die Händedrücke, die Freude des Wiedersehens, die Umarmungen noch um eins so herzlich und lebhaft als früher — bis das Terzett sie in den Vorgrund rief und die sonderbare Präsentation unterbrach.

Ich lachte jetzt, 12 Jahre später, von Herzen mit Mistreß Matthews, die den Vorfall dabei ihrem Manne erzählte, über das Ungewöhnliche desselben.

Nächst Farren, Charles und Mistreß Matthews zeichneten sich Mistreß Nisbett, die schönste Frau der englischen Bühne, Mstr. Lacy im Fache der ersten muntern Liebhaber und Mstr. F. Matthews, kein Verwandter des schon erwähnten, vortheilhaft aus. Das alles waren lebendig gefühlte und empfundene Charaktere, mit jener Sicherheit dargestellt, die nur gewissenhafte Einübung und Abwesenheit des Souffleurs giebt. Ich hatte eine herzliche Freude an der ganzen Darstellung und freute mich des günstigen Eindrucks, den gleich der erste Abend auf mich machte.

Am Schlusse des Stückes frappirte mich die Wiedereinführung einer alten Sitte der englischen Bühne, nach welcher jedes Stück mit einem Tanz der sämmtlichen Charaktere schließt. Madame Vestris hatte der Tendenz des ganzen Lustspiels zu entsprechen geglaubt, als sie diesen alten Gebrauch wieder hervorsuchte, und es machte einen fremdartigen, aber nicht unangenehmen Eindruck, die Schauspieler alle ohne Ausnahme, erste und letzte, sich zu einer Quadrille vereinigen zu sehen, in der sie den im Stücke gespielten Charakter auch im Tanze fortsetzten. Farren hüpfte zierlich und gravitätisch, Madame Vestris muthwillig und auffordernd, Bartley sprang wild und Mr. Harley gemein und unbändig. Das alles ging wie am Schnürchen. Man sah, es mußte eben so sein, obgleich man sehr wohl fühlte, daß der Tanz überhaupt bei den Haaren herbeigezogen sei. — Ich gedachte mitten in dem Vergnügen, das mir aus der Anschauung erwuchs,

heimatlicher Zustände und des Bedenkens, welches sich aller Wahrscheinlichkeit nach erheben würde, wenn irgend ein Dichter, und wäre es ein Preisdichter, verlangte: Seydelmann,*) Rott, Devrient, die Damen Crelinger, Wolff und v. Hagn sollten am Schlusse eines Stückes des bessern Eindruckes wegen eine Quadrille aufführen!

Nach dem Lustspiel bereitete sich auch wieder etwas ausschließlich Englisches vor. Farren hatte sich rasch umgezogen, erschien nach der Zwischenmusik vor dem Vorhange und sang das beliebte komische Lied „The old english gentleman“ mit Begleitung des Orchesters und einer Wirkung, wie ich auf mich selbst selten eine ähnliche wahrgenommen. Ohne alle Stimme, nur durch den Vortrag anziehend, sang Farren die sechs Verse des Liedes, das mit Unrecht als ein komisches angekündigt war, da es ungefähr den Eindruck des bekannten Hobelliedes im „Verschwender“ macht. — Kostüm, Haltung und Geberde unterstützten die Worte des Gedichtes, das darauf berechnet war, dem Nationalgefühl der Engländer zu schmeicheln. Unter stürmischen Beifallsbezeugungen zog Farren sich zurück. Ich schüttelte den Kopf und wußte nicht recht, was ich dazu sagen sollte, als schon sein Nachfolger mit einem zweiten, diesmal aber wirklich und ausschließlich komischen Liede vor den Vorhang trat. Es war Harley, der Benefiziant, der eine tolle Parodie auf die Catalanischen Variationen „Oh dolce contento“ noch toller und maßloser als die Sache selbst vortrug. Er war im feinsten Gesellschaftskostüm, den runden Hut in der Hand — auch eine ungewöhnliche Erscheinung bei dem Vortrage eines komischen Liedes. — Der rauschendste Beifall verstand sich übrigens bei dem enfant gaté des Publikums von selbst. Ich konnte aber nicht einstimmen und blieb beim Kopfschütteln, diesmal freilich nicht gegen die Sache, sondern gegen die Ausführung.

---

*) 1842 geschrieben.

Eine vortreffliche Sitte ist es übrigens, daß in allen Londoner Theatern die Musik des Zwischenaktes mit dem Fallen des Vorhanges beginnt und so lange ununterbrochen fortdauert, bis der Vorhang sich wieder hebt. So erfüllt die Zwischenmusik wirklich ihren Zweck und giebt nicht zu so begründeten Klagen und Beschwerden Anlaß wie in Deutschland. Von einem lärmenden Hinausgehen und störenden Wiedereintreten ins Orchester ist in London nie die Rede. Alles geht in dieser Beziehung eben, wie es überall gehen sollte. Einige kleinere Theater, namentlich das „Strand-Theater" und „Pavillon", lassen sogar die Musik in demselben Augenblick beginnen, wo die Kasse geöffnet wird, so daß das Publikum in der halben Stunde vor Anfang des Stücks vollständige Unterhaltung hat. Freilich war im Pavillon-Theater die Wahl von fünf Straußschen Walzern vor Shakespeares „Romeo und Julia" eben nicht die beste; — aber wie reich wäre die Auswahl, wenn man in Deutschland Aehnliches einführen wollte.

Nun gab es ein Stück, bei dem man in Verlegenheit käme, wollte man die Gattung definiren. „Die weiße Katze" (The white cat) nämlich, ein sonderbares Gemisch von Tanz, Musik, Gesang, komischen Scenen, Verwandlungen, Pracht in Dekorationen, Kostümen, kurz, ein Fastnachtsspiel. Es ist bekannt, daß die englischen Theater zu Weihnachten und Ostern, auch wohl gegen das Ende einer Saison, also dicht vor dem Bankerott, eine sogenannte Pantomime geben, die dann entweder „Christmass-Pantomime", „Easter-Pantomime" oder „Concluding-Pantomime" genannt wird. Gewöhnlich wählt der Dichter irgend ein Feenmärchen, eine Volkssage zum Stoffe, aus dem er das bunte Gemisch zusammenbraut. Die Komiker, die Dekorateure und die Mise en scène übernehmen dann die Vertretung vor dem Publikum, das sich auch nach einer Shakespeareschen Tragödie die Pantomime nicht nehmen läßt. Im sonderbaren Gegensatze mit dem sonst ernsten, prüfenden Charakter der Engländer bewahrt

sich das Publikum eine Frische und Empfänglichkeit für dieses dumme Zeug, die mich schon früher in Erstaunen gesetzt, und die ich jetzt womöglich noch gesteigert fand. Die Direktionen gehen indessen auch von dem Grundsatze aus, die besten Kräfte für diese Stücke zu verwenden; so spielte heute wieder Madame Vestris den „Prinzen Paragon", der erste Komiker den Hofnarren „Jingo", die erste Tänzerin Miß Marstall die „weiße Katze", und die erste Sängerin sang im zweiten Akte eine Händelsche Arie. Ich kam aus dem Kopfschütteln gar nicht heraus, daß nach einem so vortrefflich gegebenen Lustspiel ein solches Stück überhaupt möglich war; ja, es that mir weh, solche Kräfte daran verschwendet zu sehen. Von der Ausstattung sage ich nichts — sie war in Dekorationen, Kostüm, Tanz und dem ganzen Beiwerk so, daß manches große deutsche Theater sechs große Opern damit versehen könnte. Uebrigens wurde „The white cat" täglich bis zum Schlusse Covent-Gardens gegeben und hatte heute, wo die zweiundzwanzigste Vorstellung stattfand, wieder ein volles Haus gemacht.

Ich war froh, als es aus war, und nahm mir fest vor, es nicht noch einmal zu sehen — aber umsonst! der Zufall wollte, daß ich noch zweimal damit regalirt wurde und der Gesellschaft wegen, in der ich mich befand, nicht ausweichen konnte.

Am Tage darauf besuchte ich Charles Matthews in seinem Allerheiligsten, dem Direktions-Zimmer (Managers-room) von Covent-Garden. Nur mit Mühe und nach einem genauen Examen des Portiers und des Theaterdieners gelang es mir, bis zu ihm zu dringen. Ich sollte bald genug erfahren, aus welchem Grunde das so schwierig war. Die alte, vertraute Bekanntschaft war schnell wieder erneuert, und wir erzählten, berichteten, schwatzten von vergangenen Zeiten und unseren Lebenswegen. Nach dem Allgemeinen folgte das Spezielle, und da begannen denn die Klagen, die mit dem Geständniß endeten, daß auch er in einigen Tagen schließen müsse, weil der Bankerott unver-

meidlich sei. — Ich that einen tiefen Blick in die inneren Verhältnisse der englischen Bühnen und gedachte dankend und freudig der Heimat.

Covent-Garden, Grundstück, Gebäude und Parlamentsakte für das Recht, jede Gattung des Schauspiels zu geben, gehört einer Gesellschaft reicher Männer, die aus der jährlichen Pachtsumme des jedesmaligen Unternehmers eine bestimmte und sehr bedeutende Rente ziehen. Unter diesen Grundbesitzern ist Charles Kemble, der frühere Direktor von Covent-Garden, einer der am meisten Betheiligten. — Als Charles Matthews unter dem Namen seiner Gattin vor drei Jahren die Pacht übernahm, hatten drei aufeinanderfolgende Bankerotte — von Eliason, Bunn und einem dritten, dessen Name mir entfallen — unwiderleglich bewiesen, daß die Pachtsumme von 5000 Pfund Sterling (35 000 Thaler) jährlich nicht zu erschwingen sei. Im Vertrauen auf das im Olympic-Theater gehabte Glück bot Charles Matthews 3500 Pfund Pacht, und sein Anerbieten wurde angenommen, da den Grundbesitzern daran liegen mußte, auf irgend eine Weise zu ihrer Rente zu kommen. Als indessen der Kontrakt gemacht wurde, bedeutete man dem nichts Arges ahnenden Matthews, daß man schriftlich keine andere Summe als 5000 Pfund nennen könne, da der Grundvertrag einmal eine solche Summe festsetze; dies sei aber nur zum Schein und für einen etwaigen Nachfolger, da man kein Präzedenz zugeben wolle; wenn Matthews indessen nur jene 3500 Pfund richtig zahle, so werde man über das Ganze quittiren. Demgemäß wurde der Kontrakt und mit ihm der Ruin des neuen Direktors vollzogen. Nach drei Jahren wurde der Kontrakt, der eigentlich auf zehn Jahre lautete, gekündigt und nun nicht weniger als 4500 Pfund (31 500 Thaler) als restverbliebene Pacht der vergangenen Jahre nachverlangt, da Matthews erweislich gute Geschäfte gemacht habe. Das Letztere war allerdings wahr, denn so glänzender Saisons, wie die drei letzten es gewesen, wußte man

sich gar nicht zu erinnern. Die Einnahme hatte 47 000 Pfund (täglich also durchschnittlich 235 Pfund) betragen, ein gewiß glänzendes Resultat; aber nur die außerordentlichsten Anstrengungen hatten es herbeiführen können. Matthews hatte alles, was er gewonnen, wieder in die Unternehmung gesteckt, weil er wohl einsah, daß er in den ersten fünf Jahren säen müsse, was er in den letzten fünf Jahren des Kontraktes zu ernten hoffte. Mit dieser Forderung aber sah er sich ruinirt, ohne Rettung seines ganzen Vermögens beraubt. — Gegen eine Unterschrift giebt es keine Appellation, und die mündliche Uebereinkunft konnte nicht vor Gericht gestellt werden.

Die öffentliche Meinung beschuldigte Charles Kemble in dieser ganzen Angelegenheit der Intrigue. Bekanntlich hatte dieser große Künstler sich vor einigen Jahren ganz von der Bühne zurückgezogen und beschlossen, sein Alter in Ruhe und Zurückgezogenheit zu genießen. Seine Tochter Fanny, deren merkwürdige Laufbahn sie in wenigen Jahren zum Abgott Londons, zur ersten tragischen Schauspielerin und dann plötzlich zur Frau eines amerikanischen Kaufmanns machte, war wieder nach London gekommen und, wie es scheint, die alte Theaterlust aufs neue in ihr erwacht. Seine zweite Tochter Adelaide, die berühmte und mit Recht gefeierte Sängerin, glänzte jetzt nach langem Studium in Italien als erste Sängerin des Covent-Garden-Theaters, und er selbst, durch den steigenden Ruhm und die außerordentlichen Erfolge Macreadys in Drurylane vielleicht angeregt, fühlte sich nicht glücklich in seiner Geschäftslosigkeit; daher der Wunsch, selbst wieder die Direktion zu übernehmen, wobei er von seinen beiden Töchtern unterstützt werden konnte. Die Zukunft wird lehren, ob er wohl daran gethan.*)

Genug, Charles Matthews war bankerott. Kaum war die

*) Hat es bereits gelehrt, denn sein Unternehmen hat ebenfalls mit einem Bankerott geendet.

Kündigung des Pachtkontrakts ruchbar geworden, so stürmten von allen Seiten die Schuldforderungen auf ihn ein; denn er hatte Schulden gemacht, die er mit Gewißheit bei gleichem Erfolge in den letzten Jahren bezahlen zu können hoffte. Verhaftsbefehle waren gegen ihn erlassen, und die Sheriff-Officers suchten seiner habhaft zu werden. Noch war es ihm durch große Geldopfer gelungen, ihren Nachstellungen zu entgehen, oder wenn sie in seine Nähe kamen, sie zu beschwichtigen, um wenigstens die Saison mit Ehren zu Ende zu bringen. Hatte die letzte Vorstellung aber stattgefunden, so war er entschlossen, sich arretiren zu lassen, um als insolvent debtor durch einen vollständigen Bankerottprozeß vor dem Gerichtshofe der Queens-bench ein für alle Mal der traurigen Angelegenheit los zu sein.

Bei allen diesen niederschlagenden Nachrichten war Charles Matthews nichts weniger als niedergeschlagen. Der alte Humor verließ ihn keinen Augenblick, und als er mir alle die komischen Scenen mit den Sheriff-Officers erzählte, die er seit mehreren Wochen fast täglich gehabt, war es, als hätten wir Leseprobe von einem Lustspiel, in dem der leichtsinnige Neffe seine Schulden von einem reichen Onkel in Ostindien bezahlen läßt, was doch sonst fast jeder Schauspieler wenigstens einmal in seinem Leben von sich sagen kann. — Vor der Hand dachten er und seine Frau nur an das Benefiz, welches sie als letzte Vorstellung der Saison zu geben beabsichtigten.

Die unangenehmen Verhältnisse, in denen er seit Kündigung des Kontraktes lebte, hatten ihm alle Lust verleidet, selbst noch bis dahin aufzutreten, und ich hätte ihn auf diese Art als Schauspieler nicht wiedergesehen. Auf mein herzliches Bedauern, ihn nicht wenigstens in einer derjenigen Rollen kennen zu lernen, die er selbst für sich geschrieben, und die ihm eigenthümlich sind, setzte er rasch zwischen Oper und Spektakelstück noch die kleine Posse „Patter versus Clatter“ auf den Zettel und wollte so eine seiner besten Rollen nur

mir zu Liebe geben, ehe er Gastrollen in der Queensbench gab.

Wir sahen uns bis zu dem verhängnißvollen Benefiz-Abende öfter, ich vermied aber natürlich, über die unangenehmen Verhältnisse zu sprechen, die bald genug über ihn zusammenschlagen sollten. Drei verschiedene Direktionen hatten ihre Geschäftslokale in Covent-Garden aufgeschlagen: erstens die noch thätigen Charles Matthews und Madame Vestris, und wahrlich, das war nicht die ruhigste der drei; Charles Kemble, der künftige Direktor, in dessen Zimmer häufig die eintraten, die Charles Matthews eben verlassen hatten, und endlich Bunn, als Unternehmer der deutschen Oper, welche sofort nach der letzten Vorstellung der Engländer die ihrigen beginnen sollte. — Es war vormittags dort eine Verwirrung, ein Durcheinanderrennen, daß der Fremde wirklich in Verlegenheit kam, wohin er sich wenden sollte. — Am tollsten sollte es aber am Abend des Benefizes selbst zugehen.

Bis der Benefiz-Abend herankam, sah ich in Covent-Garden noch den ersten Akt der Mozartschen Oper „Die Hochzeit des Figaro“ so ausgeführt, daß mir für meine Landsleute bange wurde, welche diese Oper ebenfalls gleich anfangs auf ihr Repertoire gesetzt hatten. Namentlich frappirten mich Adelaide Kemble als „Susanne“, Scheffer als „Figaro“ und vor allen Madame Vestris als „Page“, den ich noch nie so gut gesehen, wie ich ihn hier sah, ja in solcher Vollkommenheit und Bedeutung bis jetzt noch nicht gekannt hatte. Alles Uebrige war Mittelgut, nur die Rolle der „Marcelline“ trat auf eine ungewöhnliche Weise hervor und bewies aufs neue, daß Beaumarchais allen seinen Charakteren eine zu prägnante Physiognomie gegeben, als daß sie von mittelmäßigen Schauspielern dargestellt werden dürften. Auch hier überraschte mich die außerordentlich reiche Ausstattung, ganz das Werk der sinnigen Vestris, die in der That alles aufgeboten, um in dieser Beziehung das bisher Bekannte und Ge-

wöhnliche zu übertreffen. Wie in dem Lustspiele „Court and City“ alles im strengsten Rococo-Geschmack ausgestattet war, so war in der „Hochzeit des Figaro“ überall der Styl der Renaissance bemerkbar. Die kostbarsten Fußteppiche, Tische mit Marmorplatten, nicht etwa nachgeahmten, schwere Vergoldung an den Möbeln, Blumen, Spiegel, Kaminschirme, Ruhebetten, Altane und alle die tausend eigentlich unnöthigen und doch so gefälligen Dinge athmeten Reichthum und Geschmack und zwar in so hohem Grade, daß ich die erstaunten Gesichter der deutschen Sänger nie vergessen werde, als sie dieselbe Dekoration, dieselbe Ausstattung auch bei ihrer Darstellung der Oper erhielten. Es mochte allerdings wohl ein kleiner Unterschied zwischen Mainz und London in dem Begriffsvermögen derselben sich herausstellen.

Den zweiten Akt versäumte ich übrigens, weil ich mit Charles Matthews in seinem Zimmer plauderte. — Dagegen entging ich dem Genuß der „weißen Katze“ nicht, da meine Gesellschaft erklärte, sich vortrefflich zu amüsiren, und ich anstandshalber dieses Amüsement mit erdulden mußte.

Nun zum Benefiz-Abende! — Aus Vorsicht versäumte ich die Oper: „La Somnambula“, in der Adelaide Kemble die Hauptrolle sang, weil das Olympic-Theater gerade ein neues Lustspiel gab, von dem ich Rühmliches gehört. Doch betrat ich noch zur rechten Zeit Covent-Garden, um die Abschieds-Adresse des bisherigen Direktors an das Publikum zu hören und „Patter versus Clatter“ zu sehen. Am Eingange fand ich Mr. Degville, unsern gemeinschaftlichen Freund, der mich schon erwartete, um mich in die der Bühne zunächst liegende Prosceniumsloge zu führen, von wo ich am bequemsten die Bühne überschauen und auch gut verstehen konnte. Kaum war ich eingetreten, so begann auch das Stückchen, in welchem Charles Matthews eigentlich nur mir etwas vorspielte. Es ist eine Art von Schwätzer, oder: „Nur Er will sprechen“, wie man dergleichen besondere Fertigkeitsproben auch auf dem deutschen Theater kennt; denn in dem

ganzen Stücke, das über eine Stunde spielt, spricht wirklich nur der Eine, der Darsteller der Hauptrolle. Dabei hatte Charles einige ungemein frappante und glücklich gewählte Verkleidungen angebracht, die sich dadurch von der gewöhnlich bekannten Art unterschieden, daß sie im Angesicht des Publikums und durch die allereinfachsten Hülfsmittel geschahen. Das Ganze war leichte Waare und machte keinen andern Anspruch, als den das Spiel der Darsteller erlaubte. Mit außerordentlicher Sicherheit, Bühnengewandtheit und Kenntniß seines Publikums, das denn auch mit lebhaftem Antheil folgte, führte er seine schwere Aufgabe durch — wäre aber doch beinahe einmal stecken geblieben, und das ging so zu.

Degville hatte mich, auf den besonderen Wunsch unseres Freundes, in jene Parterreloge des Prosceniums geführt, da sie zu Anfang der Vorstellung noch nicht verkauft gewesen war. Da ich aber erst um neun Uhr kam, so hatte der Kassirer geglaubt, ich würde keinen Gebrauch von derselben machen und, weil der Andrang sehr groß war, sie an die Familie des Lords Pembroke verkauft; davon wußte Degville nichts und führte mich auf den angewiesenen Platz. Plötzlich, kaum war die erste Scene vorüber, erschienen die rechtmäßigen Inhaber, und unter tausend Entschuldigungen komplimentirte der Logenschließer uns hinaus. Charles Matthews, der gleich bei seinem Auftreten die Blicke auf unsere Loge geheftet und mich verstohlen gegrüßt, sieht von der Bühne herab, was dicht neben ihm vorgeht, macht ein langes Gesicht, schüttelt den Kopf und ist so frappirt über unser wirkliches Hinausgehen, daß ihn das Gedächtniß verläßt und er vollständig stecken bleibt. — Ich sah das nicht mehr; denn natürlich trieben wir den Logenschließer zur Eile an, uns einen andern Platz zu verschaffen, was denn auch geschah, aber leider im dritten Range und so entfernt von der Bühne, daß mir vieles verloren ging und der Eindruck, den ich empfing, nur ein ganz allgemeiner war.

Nach Beendigung der Posse wurden Dichter, Darsteller und Direktor in Einer Person herausgerufen, und nun sprach er die angekündigte Abschieds-Adresse in ehrerbietiger, aber männlicher Haltung gegen das Publikum:

„Ladies and Gentlemen!

Keine Saisons, ausgenommen Thompsons Seasons (Jahreszeiten) sind mit Unsterblichkeit begabt, und so ist denn auch die unsrige auf der großen Eisenbahn der Zeit zu ihrem Ziele gelangt. Soll ich dem gewählten Gleichniß der Eisenbahn weiter folgen, so möchte ich mir ein Zeugniß von ihnen erbitten — was sich am besten durch einen Handschlag bekräftigen ließe — daß Sie mit uns zufrieden gewesen sind, daß die Maschinerie ihre Pflicht gethan, daß die Sitzplätze bequem, die Preise mäßig, die Kondukteure aufmerksam und dienstfertig, überhaupt die ganze Unternehmung — gut im Gange war. Wir hatten das Direktorat dieser Eisenbahn übernommen, weil wir hofften, sie würde von Covent-Garden bis nach der Bank von England führen, aber leider scheint sie eine andere Richtung, und zwar nach Queens-bench, bekommen zu sollen. — Während der drei Jahre, welche ich und meine Gattin die Ehre hatten, Direktoren dieser Bühne zu sein, sind weder Mühe noch Kosten von uns gespart worden, um Ihre Zufriedenheit zu erlangen, und diese ist uns oft zu Theil geworden; dafür unsern herzlichsten Dank! — Aber ach! alles Irdische ist vergänglich — so auch die Direktion von Covent-Garden. — Warum wir gezwungen sind, sie aufzugeben, gehört nicht vor das Publikum; genug, wir verlassen dies Haus und überlassen es unserm Nachfolger nicht allein in guter Ordnung, sondern mit unserm redlichen Wunsche für bessere Erfahrungen, als wir sie gemacht. Ist unser Nachfolger wirklich jener berühmte Mann, dessen Name in der Geschichte unsers englischen Theaters gleichbedeutend mit Ruhm und

Hochachtung ist, dessen Tochter wir zuerst das Glück hatten dem Publikum von Covent-Garden vorzuführen, so kann ich nur sagen, daß wir ihm seine Bemühungen vergeben, so weit ein Direktor einem andern etwas vergeben kann, und von Herzen wünschen, daß der Wechsel zu seinem und Ihrem Vortheile ausschlagen möge. Für mich und meine Frau erlauben Sie mir, Ihnen den aufrichtigsten und gefühltesten Dank zu sagen. Sie haben uns stets sowohl als Darsteller wie als Direktoren eine so dauernde Gunst gezeigt, daß das Bewußtsein, im Besitz derselben gewesen zu sein, uns auf unsern späteren Lebenswegen immer aufs neue anfeuern wird, sie auch unter andern Verhältnissen zu verdienen. — Ladies! Gentlemen! Im Namen der sämmtlichen Darsteller dieses Theaters sage ich Ihnen ehrerbietig Lebewohl!"

Ein enthusiastischer Beifall entließ den beliebten Schauspieler. Das Publikum war in der höchsten Aufregung, denn bei der Stelle, wo Matthews seinen Nachfolger Kemble bezeichnet, hatten sich alle Blicke nach der Loge gerichtet, in der Charles Kemble mit seinen beiden Töchtern der Vorstellung zusah. Einzelnes Stöhnen, das gewöhnliche Zeichen des Mißfallens, wurde sogar hier und da gehört. — Jetzt mußte die Stimmung der Menge irgend einen Vorgang haben, an dem sie sich schadlos halten konnte. Madame Vestris wurde herausgerufen, erschien von ihrem Gatten geführt, wurde mit Blumen beworfen, die Damen in den Logen schwenkten ihre Tücher, sie mußte einen Kranz aufsetzen, der ihr zu Füßen fiel, brach in Thränen aus, fiel in Ohnmacht und mußte bewußtlos von der Bühne geführt werden.

Alles das sah ich nur halb; denn gleich nach der Abschiedsrede war ich auf die Bühne geeilt und hatte hier des Interessanten genug zu bemerken, zu hören, zu erfahren. Es war ein unbeschreibliches Gewühl auf der Bühne; das ganze Personal hatte sich vereinigt, dem abgehenden Direktorpaare ein kostbares

Silbergeschirr als Zeichen seiner Liebe und Anhänglichkeit zu überreichen. Wenn man bedenkt, daß das Verhältniß einer Theaterdirektion in London ein rein merkantiles ist, das weder selbst auf Dauer rechnen kann, noch anderen Dauer gewährt, so ist dieser Ausdruck der Gesinnung eines ganzen Personals gewiß der beste Beweis für das redliche Streben und die Ehrlichkeit, mit der beide die dreijährige Verwaltung geführt. — Gleichzeitig überreichten alle Ouvriers, Musiker, Theaterarbeiter, selbst der Lieferant der Gasbeleuchtung ihre quittirten Rechnungen; keiner wollte für das Benefiz bezahlt nehmen.

Während dies alles im Versammlungszimmer und zwischen den Kulissen geschah, bot sich am hintern Eingange zur Bühne ein Schauspiel ganz anderer Art dar. Kisten und Kasten, Koffer und Gepäck der deutschen Operngesellschaft waren mit Eintritt der Dunkelheit von dem Zollhause angekommen und wurden von den großen Lastwagen in die Fenster hineingewunden, die zu dem hintern Theil der Bühne führten. Beim Portier saßen deutsche Choristen, Schneidergesellen, Musiker, die nicht wußten, wo sie die Nacht zubringen sollten, viele noch leidend und elend von der überstandenen Seekrankheit. Niemand ließ sich sehen, der den armen Leuten Rath gab oder Beistand leistete. Auf die Bühne durften sie nicht, da die Engländer noch spielten; überall Verwirrung, Unruhe, Gewühl. Weder Herr Bunn, der englische Unternehmer der deutschen Oper, noch die beiden deutschen Direktoren, ein Schneidermeister und ein Theaterinspizient aus Mainz, waren gegenwärtig. Mir that es in der Seele leid, die Verlegenheit meiner Landsleute zu sehen, und ich konnte doch nicht helfen.

Oben sah es auch nicht besser aus. — Madame Vestris war durch die Vorgänge so angegriffen, daß sie einen Weinkrampf bekam und in der unvermeidlichen „White cat“, die auch heute den Beschluß machen sollte, nicht spielen konnte. Schon wurde das Publikum draußen ungeduldig und lärmend — alles lief

verwirrt durcheinander — endlich erholte sie sich, und der Vorhang konnte aufgehen; daß ich in dieser Stimmung nicht wieder in die Loge ging, versteht sich von selbst; ich blieb auf der Bühne und mußte so, bis Charles Matthews zugänglich war, wider Willen den ersten Akt der „White cat“ noch einmal aus den Kulissen mit ansehen. Während des zweiten Aktes war ich natürlich bei dem Freunde, in dessen Stube bereits ein Sheriffs-Officer ganz bequem und komfortabel auf dem Sopha saß und wartete, bis der „Bankerotteur“ das Theater verlassen würde, um ihm bis zu seiner Wohnung Gesellschaft zu leisten. Das eben Geschehene war natürlich Gegenstand unsers Gesprächs. In welcher Gemüthsstimmung hatte der Arme heute spielen müssen! — Den ganzen Tag über das von dem Aufgeben eines so komplizirten Verwaltungswesens unzertrennliche Geschäft — die Freundlichkeit des Publikums gegen ihn — die Anwesenheit des Gerichtsdieners — das für mich gespielte Stück und der Aerger über unser, für ihn unerklärliches Verschwinden — die kleinlichen Trakasserien der Eigenthümer, welche ihm jetzt im Augenblicke des Abganges tausend Jämmerlichkeiten anrechneten, in den Weg legten und Rechenschaft verlangten — die Beweise herzlicher Anhänglichkeit von Seiten des ganzen Personals, alles das war auf ihn eingestürmt — und dabei diese Rolle, deren Erfolg ganz allein von seiner ungeschwächten Kraft abhing! — Wahrlich, es gehörte die ganze Festigkeit seines Charakters dazu, um sich nicht übermannen zu lassen.

Wir schieden — er mit aufrichtiger Versicherung seiner Freundschaft, ich mit dem lebhaftesten Antheil an seinem Schicksal. — Einige Tage darauf erhielt ich einen Brief aus dem Gefängniß der Queens-bench datirt, in dem er mich einlud, ihn zu besuchen. Was die Zeit betreffe, so könne ich sicher sein, ihn zu Hause zu finden. Natürlich fuhr ich sofort zu dem auf der Surrey-Seite der Themse liegenden Schuldgefängniß, war aber nicht wenig erstaunt, als ich ihn ganz bequem und elegant ein-

gerichtet traf. Seine Gattin theilte das Gefängniß mit ihm, und nach dem Anschein zu urtheilen, fehlte es ihnen an keiner Lebensbequemlichkeit. Er hatte nämlich von dem Augenblick der Kündigung sein Schicksal vorausgesehen und bei Zeiten dafür gesorgt, daß es ihn nicht ganz zu Boden schlage.

Lord Waldegrave, der kurz vorher ebenfalls wegen Schulden in der Queens-bench gesessen, hatte sich seinen Kerker so nett und elegant als möglich einrichten lassen. An den Fensterscheiben befanden sich die Namen junger Edelleute, die ihn hier besucht und bei Wein und Spiel dem Gefangenen die Zeit vertrieben. An Spuren von Champagnerpfropfen fehlte es nicht. — Dieses Zimmer hatte Charles Matthews sich im voraus gemiethet und konnte so in Ruhe den Ausgang seines Prozesses erwarten, der, wie man allgemein hörte, durchaus ehrenvoll für ihn sein mußte. Selten mag wohl in einem Gefängniß so viel über Theater, Schauspielkunst und Bühnenverhältnisse gesprochen worden sein, wie es diesen Vormittag zwischen uns der Fall war. Doch athmete ich leichter auf, als ich die dunklen, unheimlichen Mauern dieses „irdischen Jammerthales" hinter mir wußte.

Am Sonnabend hatten die englischen Schauspieler geschlossen, am Montag eröffneten die deutschen Sänger ihre Vorstellungen mit dem „Freischütz", so daß der Teufelsspuk und das Hexenwerk der „White cat" gleich fortgesetzt werden konnte. Das ganze Unternehmen begann eben nicht unter den günstigsten Auspizien. Schumann, dessen Name zwar oft genannt wurde, war selbst gar nicht anwesend, da der frühere Bankerott ihn unfehlbar ins Gefängniß geführt haben würde, wenn er sich in London sehen ließ. Seine Befugniß als Direktor übten, wie schon erwähnt, ein Schneidermeister und ein Theaterinspizient aus — denn Bunn, die eigentliche Seele des Ganzen, der nervus agens, nannte sich sehr bescheiden nur Stage-manager (Regisseur) und wollte klüglicherweise mit der Verantwortlichkeit nichts zu thun haben.

Staudigl war in künstlerischer Hinsicht der eigentliche Mittelpunkt, um den sich alles drehte, und man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen — er that, was er konnte. Die Kräfte waren im Ganzen ungenügend. Nächst Staudigl wurden nur Madame Stöckel-Heinefetter, Madame Schodel und Herr Eichberger bemerkt. Der Chor war zahlreich und gut — beinahe 80 Personen. Das Orchester machte dem deutschen Namen Ehre. Ungeheure Anschlagzettel von 6 Fuß Höhe und 7 Fuß Breite verkündigten, daß die ersten Talente Deutschlands sich diesmal vereinigt hätten, um die deutsche Oper in England würdig zu repräsentiren. — Mlle. Lutzer, Herr Mantius und Herr Breiting waren darauf angekündigt und sollten später eintreffen. Ich habe mir der Merkwürdigkeit wegen ein solches Zettelmonstrum mitgebracht. Man denke: 6 Fuß hoch und 7 Fuß breit! — Dabei waren die Preise gegen die Unternehmungen früherer Jahre bedeutend erniedrigt und die Anfangszeit auf 8 Uhr gestellt.

Ich habe keine Vorstellung gesehen, denn begreiflicherweise war ich nicht nach London gekommen, um den „Freischütz", „Fidelio" und „Die Hochzeit des Figaro" zu sehen. Nur auf einigen Proben war ich gegenwärtig und sah, als ich Abschied von Befreundeten nahm, eine Scene der „Iphigenia in Tauris", hatte aber das Unglück, gerade die zu hören, wo der Furienchor im zweiten Akte so vollständig umwarf, daß eine empfindliche Störung eintrat. Ich hörte, die Choristen seien so unmuthig, daß sie gar keinen Eifer mehr zeigten, weil ihnen gleich am ersten Gagentage statt drei Pfund nur ein Pfund ausgezahlt worden sei. Obgleich ich den Vorstellungen selbst nicht beigewohnt, erfuhr ich doch durch Bekanntschaft mit den Sängern manches, was mir eben nicht zur Empfehlung des ganzen Unternehmens zu dienen schien. — „Don Juan" wurde z. B. ohne eine ordentliche Probe gegeben. Und die ihn gaben waren nicht etwa eine eingespielte Gesellschaft, sondern aus allen Theatern Deutschlands zusammen-

gewürfelt. Dazu kam die Nachricht von dem gänzlichen Scheitern der deutschen Oper in Paris, was auch eben nicht dazu beitrug, den Muth in London besonders zu beleben. Spätere Ereignisse rechtfertigten auch meine Befürchtungen.

Wäre es möglich, eine wirklich gute deutsche Oper mit allem, was dazu gehört, was man an Ballet, Ausstattung, grandiosem Orchester in Deutschland gewohnt ist, nach London zu führen, der Erfolg müßte ein außerordentlicher sein. Bis das geschieht, bleiben die Erfolge pia desideria.

An dem Tage der Eröffnung bot die Verwaltung des ganzen Covent-Garden-Theaters ein eigenthümliches Schauspiel dar. In dem Direktionszimmer der abgegangenen Direktion war eine Kommission versammelt, welche die Geschäfte derselben regulirte und gewissermaßen nachträglich dirigirte. — In einem andern Geschäftslokale hatte sich Charles Kemble installirt, schloß Kontrakte, las Stücke für die nächste Saison und führte eine künftige Direktion, während die Bühne, alle Garderoben, Gänge und Flure mit Deutschen angefüllt waren, die geschäftig für die gegenwärtige Direktion durcheinanderliefen. In all diesem Treiben lag so viel Merkantilisches und so wenig Künstlerisches, so viel Geld und so wenig Kunst, so viel Geschäft und so wenig Spiel, daß mir ganz unheimlich zu Muthe wurde, und hätten mich später einige Visiten bei Charles Kemble und der Abschied von einigen befreundeten deutschen Kollegen nicht hingeführt, so würde ich das Innere des Theatergebäudes von Covent-Garden seit jenem Benefiz-Abende nicht wieder betreten haben.

II.

Theatre royal Drurylane.

's ist ein Wallon'! Respekt vor dem!
Von des Pappenheims Kürassieren!

Covent-Garden und Drurylane sind die beiden ältesten sogenannten National- oder Patent-Theater Londons, das heißt, sie dürfen alle Gattungen dramatischer Dichtkunst ohne Ausnahme dem Publikum vorführen, eine Berechtigung, die von den kleinen Theatern unter tausenderlei Vorwänden mit jedem Jahre mehr beeinträchtigt wird, umsomehr, als die beiden Patent-Theater sich selbst durch Pferde-Komödien, Ausstellung der Menagerien des Thierbändigers Carter, Jongleur-Vorstellungen und dergleichen Zeug zu einer Konkurrenz mit ihnen erniedrigt haben. Noch tiefer als Covent-Garden war Drurylane in den letzten Jahren vor Macreadys Direktion gesunken und hatte den Unternehmern eine ganze Reihe von Bankerotten gebracht.

Was ich von Macready und seinem Wirken fern von England gehört, hatte mich sehr neugierig auf ihn und die Leistungen seiner Bühne gemacht. Schon der zweite Abend meiner Anwesenheit führte mich daher nach Drurylane, wo — willkommener Zufall! — „Macbeth" und eine alte Händelsche Oper „Acis und Galathea" gegeben wurde.

Der Wunsch, einen Mann kennen zu lernen, den die unbefangene Kritik und der gebildete, dem Theatertreiben fernstehende

Theil des Publikums den Regenerator der englischen Tragödie, die Tagespresse einen Lump, schlechten Schauspieler und noch schlechteren Direktor nannte, und der von fast allen Schauspielern, mit denen ich persönlich verkehrte, gemieden, gehaßt oder getadelt wurde, — dieser Wunsch war eben so lebhaft wie natürlich. — Daß eben alle Schauspieler gegen ihn eingenommen waren, bestärkte mich nur in der vorgefaßten guten Meinung für ihn, und ich wendete mich an mehrere meiner Freunde, um die in England so unvermeidliche Empfehlung und Einführung bei ihm zu erhalten. Ueberall erhielt ich ausweichende Antworten und die Warnung, lieber die persönliche Bekanntschaft des gefürchteten theatralischen Diktators zu vermeiden. Ja Wallack, den ich als geraden, aufrichtigen Mann kennen gelernt, widerrieth mir geradezu jede Annäherung, schlug mir auch einige Zeilen der Empfehlung auf das bestimmteste ab. — Was war da zu thun? — Ich mußte Macready kennen lernen, mußte es, noch ehe ich sein Wirken auf der Bühne selbst gesehen, gerade um dadurch den Schlüssel zu manchem zu erhalten, was ich mir als fremdartig entgegentretend dachte. — Der Fremde findet ja Entschuldigung, wenn er auch einmal den eisernen Reifen der Landessitte durchbricht. — Ich gab also bei dem Portier von Drurylane meine Karte ab und wurde an den Theaterdiener gewiesen, der, wie es schien, auch den persönlichen Dienst bei dem Direktor hatte. Dieser betrachtete zweifelhaft die Karte, prüfte mich von oben bis unten und wußte eigentlich nicht recht, was er mir für Antwort geben sollte. Wahrscheinlich hielt er mich für ein Mitglied der deutschen Oper, die demnächst in Covent-Garden ihre Vorstellungen beginnen sollte. Dieser Ungewißheit gegenüber mußte ich der Karte meine Personalbeschreibung und besondere Kennzeichen schon hinzufügen. — „Sagen Sie Herrn Macready, ich wolle weder Engagement noch Freibillet“ — wobei ich das schon gekaufte Billet vorzeigte — „und hätte keinen andern Wunsch als den, einem so ausgezeichneten Künstler meine Achtung

zu bezeigen." — Bei dieser Erklärung erheiterte sich das Gesicht meines Inquirenten, und er versprach, mir bald Antwort zu bringen.

Fünf Minuten darauf saß ich im Kabinet Macreadys, das zugleich Direktionszimmer und Ankleidezimmer ist und zu diesen Zwecken die mir längst bekannten Requisiten enthielt. — Grün tapeziert, wie alle Versammlungs- und Direktionszimmer englischer Theater — eine Tradition aus den ältesten Zeiten der englischen Bühne, wo die Schauspieler sich bei den Nachmittags stattfindenden Vorstellungen in einer Laube beim Theatergebäude aufzuhalten pflegten, daher das Wort green-room sich als gleichbedeutend mit Versammlungszimmer festgestellt hat — enthielt es nur wenige Möbel, Verzeichnisse der darstellenden Mitglieder, des Chors, Ballets, Orchesters, das Repertoire der Woche; die Zettel der übrigen Londoner Bühnen hingen an den Wänden. Auf dem Tische lag aufgeschlagen eine neue Tragödie „Gysippus", deren Blätter deutliche Spuren des Regiebleistiftes trugen. — Ich gestehe gern, daß mich ein andächtiger Schauer überlief, als ich daran dachte, daß hier Garrick verkehrt, wenn auch nicht genau in demselben Zimmer — denn das alte Theater ist 1809 abgebrannt — aber doch in dem Direktionszimmer dieser alten, ehrwürdigen Bühne. — Es gemahnte mich an die Verfolgungen, den Tadel und die Verkennung, die Garrick während seines Lebens erfahren, um meine Besorgniß vor dem Zusammentreffen mit Macready und der Aufnahme, die ich bei ihm finden würde, zu verringern.

Wie glänzend hat die durch Matthews vor wenigen Jahren veröffentlichte Korrespondenz Garricks die Beschuldigung des Geizes, Neides und der Selbstsucht widerlegt, mit denen die Biographen des außerordentlichen Mannes, ein Murphi, Dennis und andere ihn belastet.

Eben hatte ich ja im „Satyrist", diesem schamlosen Blatte, gelesen, Macready sei ein Holzkopf, ein jämmerlicher Schauspieler,

ein Esel, er müsse mit faulen Aepfeln von der Bühne geworfen werden, kein anständiger Mensch müsse mehr sein Theater, das entweihte, durch ihn herabgewürdigte Drurylane, besuchen. Eben hatte ich aber auch das Billet für den heutigen Abend gekauft und erfahren, daß nur mit Schwierigkeit ein Plätzchen noch zu haben, so drängte sich das Publikum nach Macreadys Darstellungen. — Da hatten wir ja die alte Verfolgung und Rechtfertigung wieder! — Ich war ruhig und sah mit Vertrauen der näheren Bekanntschaft entgegen.

Macready trat ein. — Unter gewöhnlichen formellen Begrüßungen leitete das Gespräch sich ein, gewann aber bald eine Wärme und ein Interesse, das mich über eine Stunde an den merkwürdigen, um die Kunst hochverdienten Mann fesselte.

Seine äußere Erscheinung erinnerte mich lebhaft an Viktor Hugo, den ich 1830 in Paris in der Garderobe der berühmten Mars bei der dritten Vorstellung seines Trauerspiels „Hernani" kennen gelernt. Dieselbe hohe Stirn, derselbe schwermüthige Zug um die Augen, dieselben kalten, ernst geschlossenen Lippen, nur mit dem Unterschiede, daß Viktor Hugos Lächeln ein freudiges, zuversichtliches, wenn auch ein leidendes war, Macreadys Lächeln aber etwas Bitteres, Höhnendes hatte und wohl geeignet war, eine freundliche Annäherung fernzuhalten. Ich weiß jetzt, wie gerecht diese Bitterkeit ist, und finde in ihr alles erklärt, was Macreadys Wirken zum Vorwurf gemacht wird. —

Offen sagte ich ihm, daß es mir unmöglich gewesen, eine Einführung bei ihm zu erhalten, und bat, es dem lebhaften Wunsche des fremden Schauspielers zu Gute zu halten, wenn ich die englische Sitte nicht beachtet. — Ich fühlte aus seiner Antwort, daß der Vorgang ihm allerdings ungewöhnlich erschien, merkte aber ebenso bald aus seinem Gespräch und seinen Fragen über den Zustand des deutschen Theaters, daß er prüfen wollte, wie weit der Fremde ein Recht habe, seine Bekanntschaft zu suchen. Die eisige Kälte seines Gesichts wich bald dem Ausdruck

der Theilnahme, und ersichtliche Freude glänzte in seinen Augen, als er erfuhr, daß man auf dem Kontinente sehr wohl seine Bestrebungen für die englische Bühne kenne und anerkenne.

Das führte denn auf die Anfeindungen, die er seit dem Augenblick zu erdulden gehabt, wo er die Direktion von Drury-lane übernommen. In der That übersteigen die Mißhandlungen, zu deren Ziel die Presse ihn macht, selbst in England alles Maß. Jeder erdenkliche Schimpf wurde ihm täglich angethan, denn er hatte es gewagt, sich von dem tyrannischen Einflusse der Zeitungen emanzipiren zu wollen, und sämmtlichen Berichterstattern sofort den freien Eintritt entzogen. Das hatte sich noch nie ein Direktor, ein Schauspieler unterstanden. Mit wachsender Bitterkeit fiel alles über den kühnen Neuerer her; ja selbst eine vom ganzen Publikum gebilligte Maßregel, die Vertreibung der öffentlichen Dirnen aus dem Foyer und den Logengängen, wurde zum Vorwand genommen, den geachteten Künstler und Menschen in der allgemeinen Meinung herabzusetzen. Ohne Wirkung glücklicherweise, wie jeder auf falsche Gründe basirte Angriff, aber doch nicht ohne Kränkung für das redliche Streben Macreadys. — Es gehört wahrlich die ganze Gewohnheit des Engländers, dem eine so zügellos wirkende Presse nichts Neues ist, dazu, um ihr gegenüber noch den Muth zu behalten, für den höhern Zweck der Kunst fortzustreben.

Die Unterhaltung verbreitete sich bald über die wichtigsten Interessen und Eigenthümlichkeiten unsers Standes. Die Stellung deutscher Bühnen den englischen gegenüber gab Stoff zu manchen belehrenden Vergleichen. Wie sehnsüchtig blickte Macready nach der ruhigen, gesicherten Wirksamkeit, deren sich deutsche Schauspieler bei großen, mustergültigen Bühnen erfreuen! Wie abschreckend schilderte er die Kämpfe, Entbehrungen, Unsicherheit und Hoffnungslosigkeit selbst der besten englischen Schauspieler, wenn sie eben nicht dem allgemeinen Strudel folgen wollen, allein zu stehen und durch fortwährende Gastrollen sich eine

augenblicklich glänzende Stellung zu verschaffen. Weit entfernt, daß der Staat irgendwie in England das Theater befördert, geschieht im Gegentheil alles Mögliche, um es immer mehr zu einem gewöhnlichen Vergnügungsorte herabzuwürdigen und ihm jeden Aufschwung zu Höherem unmöglich zu machen. — Aber genug davon! — Zur Aufführung am Abende!

Andächtig hatte ich mich im Garrick-Klubb durch wiederholtes Durchlesen des Macbeth vorbereitet und saß erwartend schon früh im ersten Range so nahe wie möglich der Bühne. Der Zuschauerraum Drurylanes unterscheidet sich wenig oder gar nicht von Covent-Garden. Dieselbe Größe, Räumlichkeit und verschwenderische Pracht in der Verzierung. Alle Plätze waren besetzt, obgleich „Macbeth“ in dieser Saison bereits über vierzig Mal gegeben worden war. Eine schlagende Erwiderung auf die ungerechten Angriffe der Kritik.

Mit dem Beginn der sinnig gewählten Ouverture hob sich der Vorhang und ließ einen zweiten, aus schwerem dunkelgrünem Zeuge sehen, der in natürlichen Falten das Bühnenbild bis zum Ende der Musik verhüllte; eine eigenthümliche Sitte, die ich sonst nirgends auf einer englischen Bühne bemerkt. Doch möchte ich sie empfehlen. Es ist dem Zuschauer, als beginne mit der Ouverture das ganze geistige Leben der Darstellung; der allegorisch gemalte Vorhang verschwindet, man ist der Wirklichkeit entrückt und sieht sich schon im Geiste mitten in dem, was der zweite, grüne Vorhang noch verhüllt.

Was soll ich von dieser Aufführung sagen? Es war das Vollkommenste, was ich je im Gebiete der Tragödie auf irgend einer Bühne gesehen. Hier kam die siegende Wahrheit über mich, daß die würdig ausgeführte Tragödie mit ehernem Fuße jede andere Gattung des Drama niedertritt und der medusenhäuptige Schild an ihrem Arme den Zweifel an ihrer Macht erstarren läßt.

Macready hatte gefühlt, daß die Tragödie mehr als jedes

andere dramatische Gedicht die höchste Würde in ihrer Erscheinung bedingt, und ihr daher Oper und Ballet dienstbar gemacht. Pracht, Massen, Hülfsmittel, die man sonst nur in der Oper zu finden wußte, wurden hier Requisit des Trauerspiels, und mit welcher Wirkung! — Wie kalt würde hier die Beschreibung sein! — Genug, es war der außerordentlichste Genuß, den ich je von einer Darstellung gehabt. Das Spiel der Hauptrollen war keineswegs so über alles Maß der Vergleichung mit den Nebenrollen hinaus, wie man dies in Deutschland sieht. Alles stand auf einer gleich würdigen Höhe — nirgend Unbeholfenheit und Härte. Ueberall wohlthuendes Gleichgewicht, aus dem nur das vom Dichter Gewollte hervorragte. — Macready selbst, Mistreß Warren als Lady Macbeth und Bennet als erste Hexe waren die einzigen berühmten Namen auf dem Zettel. Alle Uebrigen hatten nichts als ihre Einübung unter Macreadys Leitung in die Wagschale zu legen. Aber welche Einübung mußte das gewesen sein, wenn jeder Gedanke an Mittelmäßigkeit während des ganzen Abends verbannt blieb. — Wie wirkungsreich waren diese Hexenchöre und Tänze, die wie der Chor antiker Tragödien das furchtbare Walten des Schicksals erklärten! — wie sinnig und neu das ganze Arrangement der Gruppen, der Ausfüllung dieses großes Bühnenbildes!

Hier begegnete ich ganz neuen Auffassungen. Ganze Scenen wurden im Hintergrunde der Bühne gespielt, während vorn das Gefolge mit dem Rücken gegen das Publikum stand, doch so, daß man durch die Lücken desselben hindurch sehen konnte. Oft war es, als wäre gar kein Publikum vorhanden, als belauschte man durch einen besonders günstigen Zufall nur ein selbstständig sich schaffendes Kunstwerk, das eben gar keine Ahnung habe, belauscht zu sein oder gar belauscht sein zu wollen. Daß die Hexen von Männern gespielt wurden, fiel mir nicht mehr auf, da es längst der Gebrauch der englischen Bühne ist und auch in Deutschland wohl geschehen sollte; aber die scenische Anordnung

des Gastmahls, der Gefechte im fünften Akte, sowie sämmtlicher Hexenscenen war vortrefflich.

Ich fühlte mich ganz betäubt und überwältigt von dem, was ich gesehen, und wäre nicht im Stande gewesen, jetzt noch eine Oper zu sehen, wie der Zettel ankündigte. Im Freien suchte ich Sammlung und Erholung. Es war eine helle Mondnacht. Die Statue Shakespeares auf dem Peristyl Drurylanes erglänzte wie im feuchten Silberlicht. Nach und nach wurde es ruhig in mir, so ruhig, daß ich der Einladung Macreadys vom Vormittag folgen konnte, ihn nach Beendigung des Stückes in seiner Garderobe zu besuchen. — Zuvorkommend führte mich der schon meiner harrende Diener zu ihm, und ich genoß nun doppelt, da ich dem empfangenen Eindruck Worte leihen konnte. Macready lag, auf das äußerste erschöpft, in wollene Decken gehüllt, auf einem Ruhebett und reichte mir ohne ein Wort zu sprechen, die Hand. Ich bat ihn, ähnliche Zustände wohl kennend, ja nicht zu sprechen, da sein Organ durch die Anstrengungen des fünften Aktes bis zum Erlöschen angegriffen war, und schilderte nun, was ich empfunden — die Unterschiede und Aehnlichkeiten mit dem in der Heimat Gewohnten, das mir neu und nachahmungswerth Scheinende, behielt mir aber vor, das, was Zweifel in mir angeregt, zu ruhigerer Stunde mit ihm zu besprechen. — Zu ruhigerer Stunde! Wahrlich, das war nöthig. Denn was stürmte nach dieser Anstrengung alles auf den armen Schauspieler, der auch Direktor ist, ein! — Da kam der Kassirer und brachte den Rapport der Tageseinnahme — der Theaterdiener wegen der morgenden Proben — der Garderobier mit Klagen über heute beschädigte Kleidungsstücke — der Korrektor mit dem Zettel der nächsten Vorstellung und all das kleine Geschäftstreiben der Verwaltung. Macready hörte alles an, prüfte genau das ihm Vorgelegte und entschied durch Winke oder ein kurzes Wort. — Beim Durchsehen der Freibilletliste fand er meinen Namen nicht und machte mir ernstlichen Vorwurf, seine Gastfreiheit nicht

in Anspruch genommen zu haben — ja er erklärte es für eine Beleidigung, wenn ich ferner Drurylane für Geld besuchen würde. Der Kassirer erhielt sofort Anweisung, mir einen beliebigen Platz im ersten Range zu reserviren, so lange mein Aufenthalt in London dauere, und es wäre ungezogen gewesen, so freundlicher Zuvorkommenheit gegenüber an meiner sonstigen Gewohnheit haften zu wollen.

Die Oper war unterdessen fast zu Ende, als ich Macreadys Garderobe verließ. Ich sah im Vorübergehen dem Bühnengeschäft und der Handhabung der höchst vollkommenen Maschinerie und Beleuchtung zu, konnte mich aber nicht entschließen, in den Zuschauerraum zurückzugehen. Als ich spät nach 11 Uhr in meine Wohnung zurückgekehrt, nahm mein Tagebuch die Eindrücke auf, von denen ich mich noch immer nicht losreißen konnte.

Später sah ich auch „Hamlet" in Drurylane, aber die Vorstellung ließ mich kalt im Verhältniß zu dem, was ich in „Macbeth" gesehen. Zunächst war Macready selbst schuld daran. Er stand nicht auf der Höhe der Rolle; sein Naturell weist ihn mehr auf Darstellung großartiger Leidenschaften, Rache, Haß, Ehrgeiz an, als daß es ihm Mittel für den Hamlet böte. Ueberhaupt war die ganze Vorstellung nicht so gelungen, wie die des Macbeth. Hauptsächlich erschien es mir wohl deshalb so, weil der Deutsche an eine ganz andere Auffassung des Hamlet gewöhnt ist. Dazu war selbst Macready nicht stark genug gewesen, dem Unwesen der von Garrick herstammenden Veränderungen, Abkürzungen und Auslassungen zu steuern. Hier wucherte die alte Gewohnheit noch in ihrer ganzen Kraft. So z. B. war Polonius zu einer unbedeutenden Nebenrolle herabgesunken, die ganze Scene mit Laertes und Ophelia im ersten Akte bis auf wenige Worte des Abschiedes zusammengestrichen und alles ausgelassen, was der Vater dem scheidenden Sohne an Lebensregeln mitgiebt. Bis auf die meisterhaft gemalte Dekoration von

Stanfield erschien auch das gesammte Beiwerk ärmlich und vernachlässigt. — Genug davon!

Am Tage darauf traf es sich, daß ich kurz hintereinander Macready in Drurylane und Charles Kemble in Covent-Garden über den „Hamlet" sprach. Wie verschieden waren die Ansichten beider Künstler über diese Aufgabe, für deren Lösung sie anerkannt die beiden würdigsten lebenden Repräsentanten waren. Macready geht von der Ansicht aus, Hamlet *stelle* sich nur wahnsinnig. Charles Kemble behauptet, er *sei es wirklich*, und hat ihn auf diese Grundidee hin stets gespielt. Es war von hohem Interesse, die Gründe beider für eine so verschiedenartige Ansicht zu hören. Das wichtigste Argument Charles Kembles für den wirklichen Wahnsinn ist die Lüge, deren Hamlet sich allerdings ohne bestimmt erkennbare Veranlassung schuldig macht. Hamlet kann nur lügen, wenn er nicht Herr seines Verstandes ist, so argumentirte Charles Kemble. Hamlet lügt, um den höheren, einmal erkannten Zweck der Rache an dem Bruder seines Vaters zu erreichen, so argumentirt Macready. Beide waren unerschütterlich in ihrer Ueberzeugung; beide beriefen sich auf die Wirkung, welche ihre Auffassung auf das Publikum gemacht; beide wiesen jede andere vermittelnde Ansicht entschieden zurück.

Ein eigenthümlicher Gegenstand rief überhaupt diese Besprechung hervor. Ich fragte nämlich beide nach ihrer Meinung über den Monolog „Sein oder Nichtsein!" — Hamlet stellt in ihm Betrachtungen über die Wahrscheinlichkeit einer Fortdauer nach dem Tode an, die dem Menschen Vergeltung bringt. Er fragt sich: „Schlafen? — vielleicht auch träumen?" — während der Geist seines Vaters ihm von dem Traum des Jenseits gesagt, bei dessen Beschreibung „sein Blut gerinnen, sein Haar gleich den Stacheln eines Stachelschweins sich sträuben werde." — Er spricht von einem Lande, einem unentdeckten Lande, aus dessen Grenzen kein Wandrer zurückkehrt — und doch ist ihm, *ihm* vor allen anderen, ein Wanderer von dort zurückgekehrt, ja,

sein ganzer Zustand ist nur eine Folge des Zurückkehrens von dort, dieser gewissen Ueberzeugung, daß es eine Vergeltung nach dem Tode giebt. Der ganze Monolog von Anfang bis zu Ende widerspricht dem, was Hamlet selbst gesehen, selbst erfahren. Ohne irgend eine Vorbereitung dazu in der vorhergehenden Scene tritt Hamlet auf und spricht dieses Meisterstück philosophischer Erörterung. Sollte der Monolog nicht ursprünglich an einer andern Stelle gestanden haben? — Daß Shakespeare ihn da, wo er jetzt steht, nicht geschrieben hat, beweist die älteste gedruckte Ausgabe des Hamlet, wo er im zweiten Akte ganz abgerissen und ohne Verbindung mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden beginnt. Wenn also eine Versetzung desselben überhaupt nachgewiesen werden kann, sollte man dann dem Vorschlage nicht Raum geben dürfen, die Betrachtung Hamlets über die Möglichkeit eines Traumes im Todesschlafe **vor** der Erscheinung des Geistes beginnen zu lassen? — Der Monolog des ersten Aktes: „O, daß dieses allzufeste Fleisch doch schmelzen möchte! oder daß der Ewige nicht sein Gebot gegen den Selbstmord gekehrt“ — entwickelt bereits denselben Stoff, dem die Betrachtung über Sein oder Nichtsein sich natürlich anschließt. Welche Wirkung, wenn unmittelbar nach diesem so verlängerten Monologe Horatio die Nachricht bringt, daß er den Geist von Hamlets Vater, jenen Wanderer aus unentdecktem Lande, selbst gesehen!

Diese Idee regte beide Künstler seltsam an. Wir gingen aufmerksam jedes Wort des Monologs durch und konnten nirgend einen Beweis gegen dieselbe finden.

Charles Kemble wies sie dessenungeachtet zurück, weil gerade hier wieder ein Beweis für seine Ansicht liege, daß Hamlet wirklich wahnsinnig sei. Macready äußerte das Bedenken, daß beide Monologe so nah zu viel des Schönen zusammendrängen und die Kraft des Darstellers schon im Anfange des Stückes paralysiren würden. Ich machte ihn aufmerksam, daß dies gerade ein Grund mehr für meine Vermuthung sei, da so wie er auch

die Schauspieler früherer Zeit gedacht und dadurch die Verlegung des Monologs in den dritten Akt veranlaßt haben könnten. Von der Willkürlichkeit, mit der man in England Shakespeares Meisterwerke für die Bühne zugestutzt, hat man in Deutschland keinen Begriff. Ich erinnerte Macready, daß er selbst in „Macbeth“ die ganze Rolle des Pförtners ausgelassen, der unmittelbar nach dem Morde des Königs erscheint und durch die ganze Niedrigkeit seiner Erscheinung im schreienden Gegensatz zu dem Ungeheuren des nächtlichen Vorganges steht. Und doch — wer möchte die Scene ausgelassen sehen?

Jedenfalls gehört die Besprechung dieses Gegenstandes mit zwei so außerordentlichen Darstellern zu dem Interessantesten meiner Bühnenerfahrung, umsomehr, als ich gestehen muß, auf die Behauptung Charles Kembles von dem wirklichen Wahnsinne Hamlets, sogar schon vor der Schauspielscene, nicht gefaßt gewesen zu sein.

Noch einige Worte über Macready. Gerade während meiner Anwesenheit stürmte Mannigfaches auf ihn ein. Eine Zeitung hatte es mit Schändung seiner Ehre als Künstler und Direktor so arg gemacht, daß er bei dem Gerichtshofe in Queens-bench einen Prozeß anhängig machte und auf einen Schadenersatz von 1000 Pfund klagte. Der Gerichtshof entschied, daß er als Schauspieler jedes, auch das kränkendste Urtheil über seine Leistungen ertragen müsse, daß er aber als Direktor allerdings durch dergleichen in seinen Rechten beeinträchtigt werden könne, weshalb der Zeitungsredakteur ihm eine Schadloshaltung von fünf Pfund zahlen solle. — Welch ein willkommener Vorgang für den Geifer der Presse! Bis zum Ekel beuteten die Tagesskribenten diesen Richterspruch aus und häuften jede ersinnliche Schmach auf das Haupt des tiefgekränkten Mannes. Aber ihm sollte Genugthuung werden. Es erschien in den Zeitungen die Aufforderung eines Komitees, das aus den geachtetsten Männern zusammengesetzt war, um dem verdienten Künstler, dem Wieder-

hersteller der guten englischen Bühne, ein Geschenk als Zeichen der Nationaldankbarkeit zu überreichen und dadurch zugleich die Mißbilligung der Unbilden auszusprechen, die Macready von der Presse zu leiden gehabt. Auch ich trug mein Scherflein durch einen meiner Freunde dazu bei, und die Vorbereitung zur öffentlichen Ueberreichung des höchst werthvollen Geschenkes beschäftigte anhaltend meine Aufmerksamkeit. Leider wurde das kostbare Silbergeschirr, welches das Komitee für ihn bestimmte, erst nach meiner Abreise fertig, ich konnte also der Feierlichkeit selbst nicht beiwohnen. Sie erfolgte nach dem Schlusse von Drurylane für den Sommer, einem Schlusse, der in pekuniärer Hinsicht es zweifelhaft erscheinen läßt, ob Macready die Leitung der Bühne auch für die nächste Saison wieder übernehmen wird. Geschieht es, so mag jeder, der es gut mit der Kunst meint, ihm Ausdauer und Verachtung kleinlicher Nebenrücksichten wünschen, damit er seinem Ziele näher komme. Geschieht es nicht, so kann es wohl kommen, daß wieder Menagerien, Jongleurs und Taschenspieler da ihr Wesen treiben, wo Garrick gewirkt hat und Shakespeare die würdigsten Repräsentanten finden soll.

III.

Die italienische Oper (Queens Theatre).

Der Mensch versuche die Götter nicht,
Aber in der Oper ists fürchterlich.

Ein wunderbares Ding diese italienische Oper mit französischem Ballet vor einem englischen Publikum! Was Europa an Celebritäten in Gesang und Tanz gekannt, hat die weltbedeutenden Bretter dieses ganz exzeptionellen Theaters betreten. Hier sang eine Catalani, Sonntag, Grisi; hier tanzten Anatole, Fanny Elsler und Marie Taglioni. Bis dahin hatten sie einen italienischen, französischen oder deutschen — das Queens-Theater gab ihnen einen europäischen Ruf. Alles an diesem Theater ist entweder über alles Maß groß und erhaben oder über allen Vergleich kleinlich und erbärmlich. Groß ist das Haus, die Eintrittspreise, das Märtyrerthum des Direktors und sein jährlicher Bankerott, — kleinlich, über alles Maß kleinlich das ganze innere Getriebe, die Kabalen und Intriguen, das unverschämte Fordern und gewissenlose Uebervortheilen und außer den premiers sujets das ganze Beiwerk des Geleisteten. Das ungeheure Institut mit seinen Mitteln, die jedes in Deutschland bekannte Verhältniß weit übersteigen, ist hin und wieder so weit gebracht, seinem Publikum, der haute volée des ganzen britischen Reiches, ein jämmerliches Pasticcio von Scenen aus verschiedenen Opern und Ballets zu geben, an denen die geduldigen Abonnenten

von 8 Uhr Abends bis 1 Uhr Nachts wiederkäuen müssen, ohne müde werden zu dürfen. Aber die italienische Oper ist Mode und die Mode der einzige in England anerkannte Tyrann.

Zuerst das Gebäude. Ein palastähnlicher Steinkoloß, da wo der Haymarket gegen den Trafalgar-Square ausmündet. Breite Kolonnaden, wie man sie in italienischen Städten findet, umgeben das ganze Gebäude, das für sich allein von vier Straßen eingeschlossen wird, so breit und tief ist es. Stände es auf einem Platze und nicht an dem untern Anfange einer ziemlich steil sich erhebenden Straße, so würde es einen großartigen Eindruck auf den Beschauer machen. So wie es ist, verkriecht sich seine Größe zwischen den dicht neben ihm aufsteigenden Palästen; denn in diesem Theile Londons ist jedes Haus ein Palast, jeder Fußbreit Erde ein Vermögen. Basreliefs umziehen Front und Seitenflügel. Apollo und die Seinen, alle Musen und Grazien, Bacchanten u. s. w. sind auf ihnen versammelt, aber eben weil zu viele von ihnen da sind, sind für den Beschauer gar keine da; ungefähr wie die Basreliefs an dem Münzgebäude der guten Haupt- und Residenzstadt Berlin, die kein Mensch ansieht, weil sie eben kein Ende nehmen. Die Kolonnaden der vordern Front dienen zu sehr verschiedenen Zwecken. Erstens werden hier Plätze zu den Logen für 1 Guinee (7 Thlr. 10 Sgr.), für das Parterre zu 10 Shilling (3 Thlr. 10 Sgr.) und für die Gallerie zu 7 Shilling (2 Thlr. 10 Sgr.) in dem Bureau des Herrn Seguin verkauft. Einige Schritte weiterhin kann man dieselben Billets im nächsten besten Buchladen zwar ein Fünftheil wohlfeiler haben, aber die Würde des Instituts erlaubt es nicht, dieses Fünftheil unter den Kolonnaden zu bewilligen. Diese „Würde des Instituts", ein Ausdruck, der auch im nordöstlichen Deutschland hin und wieder gehört werden soll, wird zweitens unter diesen Kolonnaden auch durch ein Detachement der königlichen Garde angedeutet, das jeden Vorstellungs-Abend hier auf Wache zieht, die Zugänge zu den Fluren und Treppen besetzt

und dem Titel des Theaters gemäß die Gegenwart der Königin von Großbritannien und Irland repräsentirt.

Ein Anekdötchen:

Man weiß, daß der englische Offizier nur, wenn der Dienst ihn zwingt, seine Uniform anzieht. Als ich im Jahre 1830 zum letzten Male die italienische Oper besuchte, fand ich mich natürlich früh ein, um einen guten Platz im Parterre zu erhalten. Wir mußten Queue machen und konnten in Muße die schöne Nebelluft genießen. Gegen 7 Uhr marschirten Soldaten der schottischen Füsilier-Garde in ihren scharlachrothen Uniformen mit den hohen Bärenmützen heran, setzten, von einem Unteroffizier geführt, die Gewehre zusammen und schienen etwas zu erwarten, ehe sie die einzelnen Posten besetzten. Da es wenigstens 50 Mann waren, so wunderte ich mich, keinen Offizier dabei zu sehen, ahnte aber freilich nicht, daß dieser so erscheinen würde, wie es bald darauf wirklich geschah. Drei junge Männer in den modernsten Reitkleidern näherten sich Arm in Arm, Cigarren rauchend und lebhaft plaudernd, der Kolonnade. Sie blieben stehen, der Unteroffizier trat heran, mit ihm ein Soldat, der eine Offiziersuniform, Säbel und Czakot auf dem Arme trug. Immer noch plaudernd und rauchend zog der eine dieser jungen Herren den Frack und die Weste aus, die Uniform an, stülpte den Czakot auf, umgürtete seine Heldengestalt mit dem ritterlichen Schwerte, gab die halb aufgerauchte Cigarre seinem Burschen, nahm Abschied von seinen Freunden und trat nun das Kommando des Detachements an. Das alles geschah unter Gottes freiem Himmel zwischen einem der Pfeiler und schien etwas ganz Gewöhnliches zu sein, denn niemand gab Acht darauf. — Ländlich, sittlich!

Diesmal hatte ich auch Gelegenheit, Betrachtungen, aber anderer Art, anzustellen. Die Soldaten ergötzten sich an den Karikaturen auf die Königin und den Prinzen Albert, welche in reicher Auswahl die Schaufenster der Bilderhändler unter der Kolonnade zierten. Da sie bald darauf vielleicht vor ihrer

Souveränin das Gewehr zu präsentiren hatten, so wollten sie sich wahrscheinlich auf eine würdige Art darauf vorbereiten. Auch ländlich, aber freilich nach unseren Begriffen nicht besonders sittlich.

Aber wieder zurück zur Oper.

Einer der größten Zuschauerräume Europas nimmt Dich auf, wenn Du den Schmerz überwunden hast, 10 Shillinge für einen Parterreplatz ausgegeben zu haben. Fünf Reihen Logen thürmen sich zu beiden Seiten bis zur Decke übereinander, die höchste so theuer und eng wie die unterste. Eine außerordentlich geräumige Gallerie nimmt die ganze Mitte des fünften Logenranges ein und steigt mit ihren Bänken amphitheatralisch bis zu unbekannten Fernen unter dem Dache des Vorderhauses. Blendendes Gaslicht strömt seine tagesgleiche Helle von einem mächtigen Lüstre hernieder, und vier Wachslichte vor jeder Loge beleuchten die eleganten Toiletten der Geburts- und Geldaristokratie Londons. Lasse Dir es nicht einfallen, anders als im Frack, in weißer Wäsche und Glacéhandschuhen zu erscheinen; sonst wirst Du nach einem kurzen Rigorosum von Seiten der Billeteinnehmer belehrt, daß man in diesem Theater seine 10 Shillinge nicht anders als in full dress (toilette soignée) ausgeben darf. Mein unschuldiger weißer Hut war einem solchen Billeteinnehmer besonders verdächtig. Sorglich prüfte er meinen übrigen Anzug, weil ihn der unanständige Hut schon mißtrauisch gegen meine Befähigung gemacht hatte, überhaupt 10 Shillinge auszugeben, und händigte mir mit bedauerlichem Achselzucken über den allgemeinen Bildungszustand auf dem Kontinente eine Marke für den Hut ein, der in dem eleganten Parterre der italienischen Oper jedenfalls Anstoß gegeben haben würde. Auch Stöcke unterliegen der Mißbilligung des Thürstehers, ob aus Furcht vor dem lebhaften Geräusch derselben bei etwaiger Unzufriedenheit oder aus Besorgniß, daß die Gentlemen gar anderweitigen Gebrauch davon machen könnten, weiß ich nicht. Daß die Auf-

bewahrung für die Dauer der Vorstellung aber einen Shilling kostet, weiß ich — aus Erfahrung.

Du befindest Dich also in der ausgesuchtesten wohlangezogensten Gesellschaft, wenn die erwähnten 10 Shillinge keinen integrirenden Theil Deines Eigenthums mehr ausmachen. Von allen Seiten umgiebt Dich Eleganz, Pracht, Reichthum. Die Loge der Königin, ohne irgend eine äußere Verzierung, mitten unter den linken Seitenlogen liegend, zieht natürlich, wenn Du überhaupt erst erfahren, daß es die königliche Loge ist, Deine Augen auf sich. Sehnsuchtsvoll erwartest Du die Anfangszeit, 8 Uhr. Das Orchester füllt sich. Harfen, Ophikleïden, Baßposaunen, Serpentes, Violes d'amour, Bassethörner, kurz, alle jene Instrumente, die nur großen Orchestern eigen zu sein pflegen, nehmen, ebenfalls in schwarzen Fracks und weißen Halsbinden, Platz. Der Kapellmeister, in England sehr unerfreulich „Conductor“ oder „Leader of the band“ genannt, dirigirt in weißen Glacéhandschuhen; vielleicht werden die Kosten derselben aus den Shillingen für das Aufbewahren weißer Hüte bestritten. — Noch sind die Logen ziemlich leer, nur Parterre und Gallerie sind gedrängt voll, zur Hälfte freilich mit Freibillets; denn ein so ausgedehnter Gebrauch, wie in den Londoner Theatern von Freibillets gemacht wird, findet sich vielleicht nirgends wieder, es müßte denn eine Sonnabends-Vorstellung in Berlin sein, wenn „der Verstorbene“, „die Zerstreuten“ und „die Erholungsreise“ gegeben werden.

Alle mögliche Sprachen summen in Deine Ohren. Hier berathen sich Mütter, Väter, Tanten u. s. w. der italienischen Sänger über die schändlichen Ungerechtigkeiten der Direktion, dort die Mütter französischer Tänzerinnen — denn die französischen Tänzerinnen haben auch dort Mütter, namentlich aber Kousins — über den tiefen Sittenverfall der jungen Lords, die seit der Debatte über die Einkommensteuer anfangen, Liebe und Oekonomie zu vereinigen. Links hörst Du Engländer über die gestrige

Sitzung im Unterhause und rechts ein paar Deutsche über das Glück sprechen, auch in der Heimat bereits mehrere italienische Opern zu besitzen. So ist das Parterre der italienischen Oper in London ein sprachlicher Thurm zu Babel.

Die Musik beginnt! — Ah! tüchtige Kräfte und imposante Massen. Man hört gleich, daß dies Orchester nichts weiter zu spielen hat als ein paar Opern während der ganzen Saison. Aufmerksam folgt man der Ausführung und giebt den Musikern gern das Zeugniß, daß sie den bedeutendsten und besten Orchestern nichts nachgeben.

Der prachtvolle Vorhang rauscht auf, und eine Bühne stellt sich dar, die in gar keinem Verhältniß zu dem ungeheuren Zuschauerraume steht. Namentlich fehlt es ihr an Tiefe, da ihr Proscenium so weit vorgebaut ist, daß sechs Logen nebeneinander seine Seiten einfassen und der Sänger am Souffleurkasten beinahe in der Mitte des ganzen Saales steht. Die Dekorationen sind gut, ohne sich mit den Dekorationen der anderen großen Theater Londons vergleichen zu können. Ihr größter Uebelstand ist eben die geringe Tiefe der Bühne, welche in der Regel nur eine, höchstens zwei Kulissen zuläßt.

Man giebt „Lucrezia Borgia“, und daß man sie giebt, ist ein kleiner Sieg des Direktors Herrn Lumley, eines Advokaten, der kein besseres Mittel ergreifen konnte, sein Vermögen rasch und bestimmt los zu werden, als indem er seinen bankerotten Vorgängern Ebers, Laporte, Seguin cum multis aliis nachahmte. — Was sind die Schwierigkeiten, Heiserkeiten, Kabalen aller anderen Theater zusammengenommen gegen das tolle Treiben hinter den Kulissen der italienischen Oper in London. Man muß das merkwürdige Buch „Seven years at the Opera“ von Evers gelesen haben, um einen Begriff davon zu bekommen. Hat man den Begriff aber, so muß man sich Mühe geben, zu einem andern Begriffe zu gelangen, nämlich dem, wie irgend ein Mensch sich zum Direktor dieses chaotischen Gewirres hergeben

kann. Genug aber, Advokat Lumley ist Direktor. — Er hat auf einer Reise nach Frankreich und Italien die bedeutendsten Talente für Gesang und Tanz engagirt, hat auch, wie sich das von seiner Advokatur erwarten läßt, bindende Kontrakte gemacht; aber was vermag ein Kontrakt gegen eine Heiserkeit oder gar gegen eine erste Sängerin, die sich infolge eines Verhältnisses mit dem ersten Tenor Mario zu einer Reise nach Paris veranlaßt findet, wohin sie sich voll guter Hoffnung begiebt. Das ist schon an und für sich schlimm, gestaltet sich aber noch viel schlimmer, wenn der zurückgebliebene Tenor nun auch mit keiner andern Sängerin singen will, als mit derjenigen, welche er veranlaßt hat, nach Paris zu gehen. Seine Trauer über ihren Verlust giebt sich zuvörderst in einer Heiserkeit kund, die weder den Briefen, noch den Botschaften des Direktors, noch den Mitteln seines Arztes weichen will. Da giebt es dann Zank, Prozeß, Anklagen und Vertheidigungen in den Blättern; unterdessen sieht das Publikum geduldig einem Quodlibet von Scenen zu, die in der Noth zusammengestellt, in der Noth gesungen und in der Noth mit 10 Shillingen für das Parterre bezahlt werden müssen. — Acht Tage hatte dieses Kulissen-Interregnum nun schon gedauert; endlich leuchtete durch die Ankunft der berühmten Poggi-Frezzolini und ihres Gatten, des Tenors Poggi, dem Direktor ein Hoffnungsstern.

Kaum waren sie angekommen, so erhielt Mario einen Brief der Direktion, der ihm ankündigte, daß er, sofort entlassen, das Theater nicht mehr betreten dürfe, und daß bereits ein Prozeß wegen verweigerten Dienstes anhängig gemacht worden sei. Wie gewöhnlich nahm auch hier das Publikum Theil an diesen Kulissenstreitigkeiten; eine Partei war für, die andere wider Mario. Im Parterre stritt man sich in allen möglichen Sprachen, ob der Arzt überhaupt beurtheilen könne, wann ein Sänger heiser sei, und mitten in diese Aufregung versetzt der Direktor Lumley nun die Debüts einer Primadonna assoluta und eines Tenore

primo als Entschädigung für eine Grisi und einen Mario. Interesse genug, um das Opernhaus zu füllen.

Die Lucrezia war das zweite Debüt der Frezzolini und der Gennaro das erste ihres Gatten Poggi. Beide lösten ihre Aufgaben auf eine genügende Weise. Sie war weder eine Ungher noch eine Löwe und er weder Rubini noch Mantius; aber ihre Leistungen waren tüchtig und beachtenswerth, freilich nicht so viel besser als das, was man in Deutschland kennt, um den Vergleich von 15 Sgr. und 3 Thlr. 10 Sgr. begreiflich zu machen.

Dagegen glänzte Lablache als Alphonso in seiner alten Glorie. Er hatte diese Rolle zum ersten Male übernommen, indem er sich früher begnügte, im Finale des ersten Aktes einen der Ritter zu singen, dessen Eingreifen so bedeutend für die Wirkung desselben ist. Lablache eine Nebenrolle! Ich muß ausdrücklich bemerken, daß Lablache es nicht unter seiner Würde hält, Nebenrollen da zu singen, wo für ihn keine Hauptrolle vorhanden ist. Ob dies eine Folge seines Eifers für die Kunst, oder ob er Spielgeld hat, wage ich nicht zu entscheiden. Kann Spielgeld aber dem Publikum solche Genüsse bereiten, so sei sein Wirken gesegnet!

Das Zweite und Dritte des Personals ist so unbedeutend, daß es schwerlich die Gehalte dieser Herrschaften sind, die den jährlichen Bankerott des Direktors herbeiführen. Chor, Scenerie, Komparserie ist mittelmäßig und läßt das Ganze mehr wie ein Konzert im Kostüme als wie eine Oper erscheinen. Ueberall ragte körperlich und geistig Lablache hervor. Er ist bekanntlich einer der größten und beleibtesten Männer, so beleibt, daß man anfangs nur mit Mühe ein Lächeln unterdrückt, wenn er in seiner Umgebung auf der Bühne erscheint. Aber wie bald ist das Lächeln unterdrückt, wenn diese Stimme noch in ihrer ganzen ungeschwächten Kraft ertönt, wenn er den gewiegten Darsteller, den erfahrenen Schauspieler erkennen läßt. Neben ihm hatte die Frezzolini

doppelt schweres Spiel. Darum war auch das berühmte „Duca Alphonso, mio quarto marito!“ dieser wunderbar ergreifende Moment einer Ungher so schwach diesem Alphonso gegenüber. Lablache ist ein Koloß. Nie habe ich einen größeren und stärkeren Mann auf der Bühne gesehen, nie eine solche Stimme gehört, wie die seine es ist. Was sage ich — gehört? Das ist eine von den Stimmen, die man zu sehen glaubt, so mächtig erfüllt und durchdringt sie das ganze Opernhaus. Lablache theilt seine Zeit zwischen London und Paris. Nach Italien geht er schwerlich eher wieder zurück, bis er sich mit dem ehrenvoll erworbenen Vermögen ganz von der Bühne zurückziehen kann; was indessen gewiß erst spät geschieht, denn noch ist er im Besitz derselben Mittel, die ich schon vor zwölf Jahren an ihm bewundert.

Es ist jetzt halb 11 Uhr, und die Oper ist aus. Nur das Quartett im zweiten Akte und die Arie Lablaches ist da capo verlangt, was allerdings das Vergnügen ungemein verlängert.

Mitten in der Vorstellung ist die Königin Viktoria gekommen. Prinz Albert führte sie in die Loge, reichte ihr den Operngucker und stellte sich dann hinter ihren Stuhl, aufmerksam auf die kleinste Bewegung seiner königlichen Gemahlin. Die ganze Aufmerksamkeit des Publikums konzentrirte sich jetzt für einen Augenblick auf die Königin. Alle Operngucker richteten sich nach ihrer Loge, und glücklich, wer unter den Herzoginnen, Gräfinnen und Baronessen der nächsten Logen ein leichtes Kopfnicken für sich zu erkennen glaubte. Sonst blieb alles beim Alten und die Lustbarkeit nahm ungestört ihren Fortgang.

Zwischen der Oper und dem Ballet drängte sich alles in das große Foyer, und eine glänzendere, ausgesuchtere Versammlung in so regelmäßiger Wiederkehr möchte schwerlich zum zweiten Male in Europa zu finden sein. Nur wenigen Glücklichen ist es erlaubt, in den Zwischenakten hinter den Kulissen und auf der Bühne zu erscheinen. Es sind dies höchstens diejenigen Lords, durch deren Unterstützung die Oper sich überhaupt erhält. Mehrere

derselben sind zugleich Eigenthümer des Hauses, andere geben enorme Summen für ihre Logen und bilden auf diese Art gewissermaßen ein Komitee, an dessen Ausspruch und Willensmeinung der dirigirende Advokat oder advocirende Direktor gebunden ist. Mit Neid sieht das ganze Corps diplomatique auf die wenigen Bevorrechteten, die im stolzen Selbstbewußtsein durch jene Kommunikationsthür schleichen, welche von den Logengängen auf die Bühne führt. Hermetisch verschlossen bleibt jeder andere Zugang zu dem Sanktuarium, wo große und kleine Battements, Rondes jambes und Pliés exerzirt werden, die nach einer Viertelstunde auch die weniger Glücklichen im Zuschauerraume erfreuen sollen.

Glaubte man einige Minuten vorher sich in Neapel, Mailand oder Florenz, so invadirt jetzt Frankreich mit seiner leichtesten Infanterie, seinem beweglichsten Fußvolke den Bühnenraum. Alles ist plötzlich französisch. Die Bühne wird französisch gefegt, französisch gesprengt; der Avertisseur ruft „En place!“ und „Au rideau!“ Der Musikdirektor spricht von batterie, répétition, pas intercalé; die Röcke der Tänzerinnen sind französisch — alles athmet Frankreich und Paris. Wie beschämt und verlegen stehen einige Figurantinnen im Hintergrunde, die so weit von der Natur vernachlässigt sind, nur Engländerinnen zu sein und sehr natürlich von den Lords-Protektoren nicht beachtet werden.

Der umsichtige Direktor sorgt gewissenhaft dafür, daß in jedem Jahre neue und besonders junge Gestalten — ich rede hier begreiflicherweise nur von dem schönen, nicht von dem starken Geschlechte — von den Ufern der Seine nach den Ufern der Themse verpflanzt werden. Was das männliche Personal betrifft, so begnügt man sich mit Eingeborenen, die freilich nur einen Beweis mehr für den Ausspruch Jules Janins abgeben: „Le danseur est maintenant impossible — parcequ'il est devenu absurde.“

Heute gab es ein Ballet, das der Balletmeister Deshayes aus Aubers „Fiancée“ zusammengestellt; eine ärmliche unerfreuliche Kompilation, nur denen verständlich, die das Scribesche Buch genau kennen. Scribe hat überhaupt das Glück, in London getanzt zu werden. Die meisten seiner Opern, wie jüngst noch der „Feensee“, werden für die italienische Oper in Ballets umgewandelt, da die italienischen Sänger sich nicht dazu hergeben, französische Musik zu singen. Wie in Paris sticht das Ensemble des Ballets mit Kostüm, Dekorationen und der ganzen Mise en scène gewaltig gegen die wenigen ersten Tänzer ab, die allerdings außerordentlich sind, aber allein und nicht unterstützt dastehen. Von einem schönen, reichen und zusammengehörigen Ganzen, wie es in Berlin bekannt ist, weiß man in London nichts. Virtuosität im Einzelnen, eine Carlotta Grisi, eine Fanny Cerito, ein Perrot sind dort — ein Ballet aber im eigentlichen Sinne des Wortes hat die italienische Oper nicht.

Mitternacht ist herangekommen, und noch ist das Ballet nicht zu Ende. Oft wird es 1 Uhr, ehe man das ganze Vergnügen erduldet hat. Viel später wird es aber, ehe die ganze endlose Reihe von Equipagen die Noblesse aufgenommen und durch das unermeßliche Westende der ungeheuren Stadt verbreitet hat. Nirgends tritt die Ausschließlichkeit der englischen Aristokratie so scharf hervor, wie in der italienischen Oper; hier ist noch der einzige Zufluchtsort, wo sie, unberührt von dem plebejischen Einfluß des Kaufmannsstandes, in ihrer Reinheit erscheint — denn es bedarf der Einwilligung aller Lords-Protektoren, um eine Loge an bürgerliche Abonnenten zu vermiethen. Bürgerliche Menschen in den Logen der Tories, der englischen Nobility! Welche Entwürdigung! Glücklicherweise ist die englische Aristokratie reich, sehr reich und vermag es, ihre Abgeschlossenheit zu bewahren. Wäre sie es nicht, so hätten längst die Glückspilze aus Lombard-Street, die Nabobs Ost- und Westindiens, die Bankiers und Wechselmäkler der Royal-Exchange sich auch eingedrängt.

Jetzt ist es aus! — Du athmest frei auf, wenn Du nach diesem fünfstündigen Genuß wieder in die freie Luft kommst. Ein ungeheures Wagengewühl erwartet Dich draußen vor der Kolonnade, von dem man in dem ruhigen Deutschland keinen Begriff hat; denn es gehört ebenfalls mit zu den unveräußerlichen Rechten der eingeborenen Britten, sich einander vorzufahren und keine Notiz von der Polizei zu nehmen. Ist man nun glücklich durch das tolle Gewirr im Haymarket hindurch, so bleibt eine zweite Bahn mit Hindernissen zu passiren. In der Seitenstraße nämlich, aus welcher man zu dem hintern Eingang der Bühne gelangt, halten eine Anzahl Kabriolets, Miethswagen, Flies, Curricles, Gigs, und wie die leichten zweirädrigen Wagen alle heißen mögen, in denen die Damen des Ballets theils gegen ein mäßiges Honorar allein, theils umsonst in Begleitung ihres resp. Beschützers, Kousins, Protektors und Geschäftsfreundes nach Hause fahren. Oft ist diese Wagenphalanx größer und undurchdringlicher als die für das Publikum, jedenfalls aber die große italienische Oper in London einflußreich auf die Hebung der englischen Pferdezucht und der schon ziemlich bedeutenden Industrie der öffentlichen Beförderungsmittel.

Zum Resumé!

Das Queens-Theater ist kein Theater, sondern eine Anstalt, wo gegen beispiellos hohe Bezahlung gesungen und getanzt wird. Es hat keinen andern Zweck, als jedes Jahr einen Direktor bankerott zu machen, als Versammlungsort für Adel und Reichthum zu dienen und der Entwickelung einer englischen National-Oper hindernd im Wege zu stehen. Das Queens-Theater ist ein Kuriosum unter den Theatern und erregt wie jedes Kuriosum Verwunderung, Erstaunen, Kopfschütteln, erfreut aber nicht und läßt kalt. — So ließ es auch mich jetzt zum dritten Male.

IV.

Neu-Strand-Theater.

Poins: Where hast been, Hal?
Prince Henry: With three or four loggerheads amongst three or four score hogsheads. I have sounded the very base string of humility.
(König Heinrich IV Erster Theil.)

„Das ist ein haarbuschiger Geselle, der die Leidenschaft in Stücke reißt", dieser Herr Hall, Direktor des Neu-Strand-Theaters. Bei guten Bühnen kein Engagement findend, eröffnete er auf eigene Hand ein Theater in einer besonders günstigen Gegend des Strandes neben dem Sommerset-House. Nicht weit von ihm öffnen zwar das Olympic, das Adelphi, das English-Opera-House ihre gastlichen Pforten, aber das Neu-Strand-Theater macht dessenungeachtet gute Geschäfte, weil der Herr Direktor schamlos genug ist, jeder edleren Richtung der Kunst Hohn zu sprechen.

Macreadys Bestrebungen in Drurylane sind seine besondere Zielscheibe. Dort geschieht mit Hintansetzung des Tagesinteresses alles, um das legitime Drama (legitimate drama) zu fördern. Hier kündigt Herr Hall mit großen Buchstaben auf seinem täglichen Zettel an, daß er entschlossen sei, das illegitime Drama mit aller Kraft zu unterstützen. Als Hauptmittel zu seinem Zweck giebt er täglich Parodien und Travestien Shakespearescher Stücke, in denen die Schauspieler durch karikirtes Nachahmen der

Darstellungsweise Kembles, Macreadys, Youngs, Keans und aller Heroen der Schauspielkunst allerdings einen gewissen komischen Eindruck erreichen. Daneben werden denn auch schlechte Uebersetzungen Pariser Vaudevilles der Vorstadt-Theater gegeben.

Ein Freund rieth mir, das Theater der Kuriosität wegen zu besuchen, weil dort ein ganz besonderes Publikum sich versammle und die Darstellungsweise allerdings eine ganz eigenthümliche sei. So ging ich denn hin an einem Tage, wo in den großen Theatern Wiederholungen gegeben wurden, denen ich bei meinem leider nur kurzen Aufenthalt die für mich neuen Erscheinungen im Neu-Strand-Theater vorzog. Der Eingang zum Zuschauerraum führt durch einen so engen gewölbten Gang, daß höchstens zwei Personen nebeneinander gehen können; ja bei der Kasse verengt er sich so sehr, daß kaum einer vorbei kann. Für den Ausgang ist übrigens andere Gelegenheit vorhanden, was ich schon beim Eintreten von einem vor mir Gehenden erfuhr, als ich meine Besorgniß aussprach, wie bei Feuersgefahr Rettung des Publikums durch diesen engen Gang möglich sei.

Das Parterre fand ich schon ganz gefüllt. Lustig spielte die Musik auf, obgleich noch eine halbe Stunde bis zum Beginn der Vorstellung vor uns lag, und höchst komfortabel trank man Porter, Gingerbeer, aß Aepfel oder Gurken, Apfelsinen, kleine Seekrebse und Kuchen wie in einer Taverne. Die Unterhaltung war so ungezwungen wie möglich, wozu allerdings die unglaubliche Zahl öffentlicher Dirnen, denen Herr Hall auf das bereitwilligste den Eintritt gewährt, den Macready in Drurylane ihnen versagt, das Meiste beitrug. Daß die offenkundigen Bestrebungen des Herrn Hall den Beifall eines gewissen Theils des Publikums finden, bewies das volle Haus, und denen, die er vor seiner Bühne versammelt, ist das Herunterziehen des Höchsten in das Gemeine gerade willkommen.

Die Vorstellung begann mit einem Drama in drei Akten, „Robert Burns“ betitelt, dessen Rolle, wie sich von selbst versteht,

der Herr Direktor spielte. — Wären die Schauspieler nicht gewesen, so hätte das Stückchen sich ganz unbefangen ansehen lassen, denn es gewährte eine ansprechende Schilderung schottischer Volkssitte; aber, aber die Schauspieler! — Sie waren alle schlecht, und sehr natürlich so, denn der Herr Direktor konnte doch keine guten Schauspieler neben sich leiden; der Vergleich hätte zu nahe gelegen. Nur einer unter ihnen fiel mir auf. Das ganze Stück hindurch konnte ich die Augen nicht von ihm lassen. Ein noch junger, schöner Mann von höchstens 25 Jahren, mit einem Gesicht, das halb an Ludwig Devrient, halb an Lord Byron erinnerte, so edle Formen mit so wunderbar wildem, unstätem Ausdruck. Maynard nannte ihn der Zettel. Er war betrunken, spielte in einer Scene mit solchem Feuer und so innerer Kraft, daß ich unwillkürlich die ganze Aufmerksamkeit auf ihn richtete, dann in einer andern Scene wieder so nachlässig und zerstreut, daß man sich entschieden abgestoßen fühlte. Ehe ich deutlich erkannte, daß er betrunken war, schien der Mensch mir ein unauflösliches Räthsel. — Trotz der nachlässigen Kleidung, der Unsicherheit seiner Haltung, lag etwas so durchaus Edles und Anziehendes in seinem ganzen Wesen, daß ich inniges Bedauern mit dem tiefen Fall einer berufenen Künstlernatur fühlte. Er spielte einen jungen Edelmann, der mit allen Künsten der Verführung die Geliebte Roberts sich zu gewinnen sucht. Dabei war alles das, was seine Jugend, seine Gestalt als Liebhaber von ihm erwarten ließ, kalt, ungefühlt, durch Trunkenheit linkisch; wo er aber drohte, Rache gelobte, die tiefe Verderbtheit seines Charakters zur Anschauung zu bringen hatte, da war er erhaben, ergreifend. Sein großes, dunkles Auge belebte sich wunderbar, sprühte Flammen und verscheuchte jeden Gedanken an den Zustand, in dem dieser merkwürdige Mensch vor dem Publikum erschien. Es war, als ob ein feindlicher Dämon in seiner Brust wohne, als ob er nur einer tiefen inneren Zerrissenheit zum Hohne Komödie spiele, als ob der von einer wild

durchschwelgten Nacht ermattete Körper eines furchtbar dämonischen Antriebes bedürfe, um seine Schnellkraft wieder zu erlangen. Ich habe nie eine ähnliche Erscheinung auf der Bühne gesehen und hätte sie wirklich in dem Neu=Strand=Theater nicht erwartet. Entweder wird dieser Mensch einmal etwas sehr Bedeutendes, oder er versinkt rettungslos im Pfuhl der Gemeinheit.

Nach dem ersten Stücke, in dem sich neben dem vielen Schlechten und Mittelmäßigen doch ein gewisses Talent im Arrangement der Gruppen zeigte, das an die bekannten Bilder Wilkies erinnerte, kam eine einaktige Posse à la „Hausgesinde", in welcher ein tölpischer Bedienter alles Mögliche versieht, verdirbt und hindert, der Zufall aber immer den Herrn selbst als Thäter erscheinen läßt. Eine Nachahmung der berühmten „Jocrisse" des Pariser Brunet. — Hier mußte der tölpische Diener natürlich ein Irländer sein, wie in Frankreich der Dümmling ein Picard, ein Gascon, in Deutschland ein Schwabe oder Pommer ist. Die Posse war ganz unterhaltend, hatte nirgends Längen und wurde zwar im gemeinsten Volkston, aber derb und zuversichtlich gespielt, so daß also in dieser Richtung das Neu=Strand=Theater eine bestimmte Farbe trägt und wohl der Beachtung werth ist. Doch hält die niedere Komik der englischen Theater den Vergleich mit dem, was in Paris in dieser Beziehung geboten wird, nicht aus. Es ist alles plumper, handgreiflicher, während dort eine gewisse natürliche Grazie auch das Gemeinste mildert.

Nun kam der Hauptreiz des Abends, „Othello" in einer Travestie, auf deren Förderung Herr Hall sich öffentlich so viel zu Gute that. Mit schallendem Gelächter wurden gleich die ersten Scenen empfangen, und ununterbrochener Jubel begleitete das übertriebene Spiel der Schauspieler bis zum Schluß des Aktes. Othello, in der Uniform eines Offiziers von 1760, sprach das bekannte Patois der Negersklaven, ein ungeheurer Zopf schleifte ihm auf der Erde nach, und die hoch frisirte, weiß

gepuderte Perrücke stach allerdings toll genug gegen das schwarze Gesicht ab. In jeder Scene gab es Prügel, Rippenstöße, Fußtritte in den Rücken. Der Doge war ein Polizei-Inspektor, Jago wurde von Herrn Hall gespielt, der die Eigenheiten Macreadys theilweis sehr glücklich, theilweis mit ekelhafter Uebertreibung nachahmte, und Desdemona war eine dumme Gans.

Ich war vielleicht der Einzige in dem ganz vollen Hause, dem das ekle Treiben nicht gefiel, denn alles um mich her wollte sich ausschütten vor Freude und Vergnügen über den herrlichen Spaß. Es war zu spät, als daß ich noch in einem andern Theater hätte etwas sehen können — also hielt ich bis zu Ende aus und mußte denn auch die Schlußscene sehen, in der Othello, auf dem Bette Desdemonas sitzend, sein Rasirmesser schleift und sie ihn verwundert fragt: „Willst Du mich rasiren, theurer Othello?“ —

Das Neu-Strand-Theater sah mich nicht wieder.

V.

Miß Kellys Theater.

Archimedes behauptet, es gebe keinen leeren Raum in der Natur.

Hätte der gute Mann das Theater der Miß Kelly, Dean-Street 74, gekannt, er würde so Unhaltbares nicht behauptet haben — denn das war wirklich leer — vollkommen leer. Der Zufall, in der Gestalt eines Lohnbedienten, hatte mir eine Wohnung diesem Theater gerade gegenüber, Dean-Street 33, verschafft, und mein erster Blick aus dem Fenster fiel auf die mächtigen Anschlagzettel, welche dem harrenden London in acht Tagen die Eröffnung des Theaters der Miß Kelly und ihrer dramatischen Schule versprach. Man sieht, die dramatischen Schulen sind auch in England schon erfunden.

Was ich früher von Miß Kelly gesehen, ließ mich etwas sehr Bedeutendes erwarten; denn vor zwölf Jahren stand sie unerreicht in weiblicher Charakter-Darstellung und wurde von den Kritikern nie anders als „das Kind der Natur" (child of nature) genannt. Sie war damals der Liebling des Publikums und vermochte es, durch ihre wunderbaren Schöpfungen das Theater der englischen Oper (english Opera-house) länger als irgend ein anderes vor dem Bankerott zu bewahren. Ich sah sie in mehreren Rollen — gleich vortrefflich im Fache der Soubrette wie im Fache der ersten tragischen Liebhaberin — und

werde den Eindruck nie vergessen, den ihr Spiel im „Deathfetch“ auf mich machte, einen Eindruck, den ich damals in einer kleinen Novelle „Der Todesbote“ — gedruckt im „Berliner Modenspiegel“ — zu schildern suchte. In der That hatte Miß Kelly jenes wunderbare Etwas,

„Von Tausenden gesucht
Und nicht errungen“,

wodurch der Zuschauer gleich bei den ersten Worten erfährt, daß die Heldin des Abends, die erste Schauspielerin der Bühne vor ihm erscheint. Es hätte kaum des Auftretens durch die schon erwähnte Prosceniums-Thür bedurft, um den Star (Stern — so nennt das englische Publikum seinen ersten Schauspieler) anzukündigen.

Noch jetzt glaube ich den entsetzlichen Schrei zu hören, den sie bei der gespenstischen Erscheinung ihres Geliebten ausstieß — so furchtbar wahr und doch nicht über die Grenze des Schönen hinausgehend war er.

In acht Tagen sollte ich also die Künstlerin wiedersehen, die im Stande gewesen, durch ihre Schönheit und ihr Talent zwei Männer zu Meuchelmördern zu machen und ins Narrenhaus zu bringen. Ich muß erzählen, wie das zuging.

Sie spielte 1812 die Nanny in den „Modern-antiques“ und stand mit Mr. Knight auf dem Theater von Drurylane, als plötzlich ein Schuß fällt und die Kugel, über Knights Kopf hinwegpfeifend, in die Dekoration schlägt. Ein Mann im Parterre hatte auf Miß Kelly geschossen. Man verhaftete den Meuchelmörder, der ganz kaltblütig sofort seine Absicht eingestand, Miß Kelly, die nichts von seiner Liebe wissen wolle, zu erschießen. Die spätere Untersuchung ergab, daß er wiederholt der schönen Schauspielerin geschrieben, aber keine Antwort von ihr erhalten habe; daß er sich vergebens bemüht, sie zu sehen und zu sprechen, und endlich beschlossen habe, sich für seine verschmähte Liebe zu rächen. Die Jury sprach das „Schuldig“ über ihn aus — Bemühungen seiner Familie bewirkten aber, daß er für wahn-

sinnig erklärt und im Bedlams-Hospital eingesperrt wurde, wo er erst vor kurzem gestorben ist.

Man mag sich denken, welche Aufregung und Verwirrung dieser Vorfall während der Vorstellung hervorbrachte. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre der Mörder in Stücke zerrissen worden. — Natürlich fiel der Vorhang sofort, und man erwartete, daß Miß Kelly sich unfähig erklären werde, weiter zu spielen; sie hatte sich aber so viel Fassung bewahrt, daß sie nach wenigen Minuten wieder auf der Bühne erschien und die unterbrochene Scene noch einmal spielte. Die Bewillkommnung von Seiten des Publikums war über alles Maß enthusiastisch, und hätte irgend etwas die Gunst noch steigern können, die sie bereits genoß, so war es dieser Vorfall, der ihr Leben so nahe bedroht hatte. Man erzählte sich damals von ihr, daß sie, weit entfernt, selbst Furcht zu äußern, im Gegentheil all ihre Beredsamkeit angewendet hatte, um den kleinen Knight, dem in Gedanken die Kugel noch immer um die Ohren pfiff, zu beschwichtigen.

Einer ähnlichen Gefahr entging sie 1819 in Dublin, wo aus demselben Grunde der Kapitän Carlos Callaghan sich auf die Bühne drängte und von der Kulisse aus auf sie schoß, durch einen wunderbareu Zufall aber ebenfalls fehlte. Ueberhaupt hat Miß Kelly oft in Lebensgefahr geschwebt, unter anderm drei Mal Schiffbruch gelitten — auch eine Seltenheit in dem sonst ziemlich bewegten Leben dramatischer Künstlerinnen. —

Als an dem angekündigten Tage das Theater nun wirklich geöffnet wurde, lag ich schon eine Stunde früher im Fenster, um den Zeitpunkt abzupassen, wenn das Gedränge an der Thür so groß sein würde, daß ich noch zur rechten Zeit mich ihm anschließen könnte. Es schlug Sechs — niemand drängte sich; ein Viertel, ein Halb — jetzt mußte ja die Thür geöffnet werden — niemand drängte sich. Ich sah bald nach dem Zettel, ob ich mich nicht in dem Tage oder der Eröffnungszeit der Kasse geirrt, bald nach der Uhr, bald in die Straße. Wagen auf

Wagen rollte vorbei, aber keiner hielt vor Miß Kellys Theater. Die Fußgänger wirbelten in der alten bekannten Eile vorüber, aber keiner betrat die Pforte des nun geöffneten Tempels. Einige blieben wohl stehen und lasen die einladenden Anschlagzettel, bei denen schon am hellen lichten Tage Gaslaternen angezündet waren — aber keiner machte die bekannte Bewegung der Hand in die Tasche, die in Engels Mimik als Zeichen des gefaßten Entschlusses beschrieben und durch Abbildung erläutert wird. Ich schüttelte einmal über das andere den Kopf; als aber endlich einige Musiker mit ihren Instrumenten wie verstohlen hineinschlichen, litt es mich nicht länger als Beobachter am Fenster, und ich eilte ungeduldig hinüber, die Erklärung des Räthsels erwartend.

An der Kasse standen fünf Billeteinnehmer und zwei Damen, die hinein wollten, aber vor der Hand nicht hineingelassen wurden, weil man durch die verschlossenen Thüren noch Hämmern und Klopfen hörte. Wahrscheinlich war der Tapezierer nicht fertig geworden. Ich harrte, in diesem Bunde der Dritte, bis drei Viertel auf sieben Uhr, wo endlich die Thüren aufgingen. Der Kassirer warf einen befremdeten Blick auf mich, als ich nicht, wie jene beiden Damen, ein Freibillet produzirte, sondern drei Shillinge für einen Parterreplatz auf das Zählbrett legte. Noch ahnte ich nicht die Begebenheiten des Abends in ihrem ganzen Umfange, sollte aber bald genug aufgeklärt werden.

Das Innere dieses kleinen Theaters war ungemein elegant, bequem, und man hätte sagen mögen — wohnlich. Miß Kelly hatte es selbst für ihre dramatische Schule bauen lassen und vermiethete es hin und wieder an Liebhabervereine; eine Spekulation, von der ich beim St. James-Theater ausführlicher reden werde. Kaum 300 Personen mochte der Zuschauerraum fassen, diese aber konnten bequem und komfortabel sitzen — das heißt: ich vermuthete das, denn versammelt sah ich während der Vorstellung nur neunundzwanzig Personen.

Es war noch vollkommen dunkel, als ich in das Parterre trat. Auf der Bühne sah man vor dem Vorhange einen ungewissen Schatten sich hin und her bewegen, und es bedurfte einiger Zeit, ehe ich erkannte, daß es ein zerlumpter Handwerksbursche sei, der beschäftigt war, vor den Augen des Publikums, das heißt, vor mir und den beiden Freibillet-Inhaberinnen, die Lampengläser zu putzen und auf die Gasventile der Rampe zu schrauben. Das geschah bei dem zweifelhaften Scheine eines Talglichtes und dauerte bis zum Anfange der Symphonie, eines kläglichen Gequiekes von fünf Instrumenten.

In den 60 Sperrsitzen vor mir war lange Zeit niemand; endlich erschien ein ältlicher Herr, machte es sich möglichst bequem, indem er auf einem Stuhle saß, über zwei andere die Beine legte und zur Unterstützung seiner Arme noch zwei dergleichen verwandte. Es muß wohl ein Habitué früherer Saisons gewesen sein, der schon im voraus wußte, daß er von keinem Nachbar gestört werden würde, denn sonst hätte er sich nicht gleich vom ersten Augenblicke an so durchaus häuslich einrichten können. Nach und nach füllten sich denn auch die Räume mit den erwähnten neunundzwanzig Personen, den einzigen, die unter den zwei Millionen Einwohnern Londons den Wunsch gehabt, der Eröffnung dieser Bühne beizuwohnen, obgleich groß und breit seit acht Tagen auf den Zetteln und in den Zeitungen stand: „Under the patronage of the Duke of Devonshire." — Jedenfalls hat der edle Herzog sein Patronat nicht bis zum eigenen Besuch des Theaters ausgedehnt.

Ganz heimlich und verschämt schlüpften endlich — lange nach 7 Uhr — die fünf Musiker in das Orchester — als jener Lampenputzer sein unsauberes Geschäft beendet — sahen sich ängstlich in dem leeren Hause um und schienen mit Besorgniß an das unwahrscheinliche Honorar für ihre Leistungen zu denken. Unruhig konnte das Publikum nicht werden, dazu waren es zu wenig; und als ich endlich voller Ungeduld um 7½ Uhr meinen

Füßen eine den Anfang wünschende Bewegung gab, klang es so hohl und einsam in dem öden Raume, daß ich ganz erschrocken wieder inne hielt und voller Scham über meine Kontinental-Ansichten die Augen niederschlug, denn auch jener Einsiedler in den Sperrsitzen warf mir einen mißbilligenden Blick zu. Ich mußte ihn wohl in seiner Ruhe gestört haben. Niemand gab einen Laut von sich — alles sah stumm und resignirt vor sich hin, bis endlich um drei Viertel auf Acht selbst die Musik nicht mehr vorhielt und ein leichtes, verlegenes Husten und Scharren sich hören ließ. — Diesen drohenden Ausbruch des Unwillens schien man auf der Bühne erwartet zu haben, denn siehe da, der Vorhang wurde an der Seite zurückgebeugt, und heraustrat ein langer Mann, in blauem Ueberrock mit rother Offizierschärpe, ein schwarzes Sammetkäppchen auf dem Kopfe, das wohl zu seinem Kostüm im Stücke gehören mochte, da er es nicht der Mühe werth hielt, dasselbe bei seiner devoten Anrede an den Rath der Neunundzwanzig zu lüften:

„Ladies and Gentlemen!

Miß Kelly bittet um Nachsicht für die unverschuldete Verzögerung, da die erste Liebhaberin soeben erst eingetroffen ist. Die Einbringung der Chartisten-Petition mit 3 000 000 Unterschriften in das Unterhaus hat in Westminster einen solchen Auflauf und Gedränge veranlaßt, daß die Schauspielerin in ihrem Wege hierher aufgehalten wurde und eben beschäftigt ist, sich für das erste Lustspiel anzukleiden. — Ladies und Gentlemen! Noch eine Viertelstunde Geduld, und wir werden im Stande sein, zu beginnen."

Auch diese Viertelstunde verfloß endlich, und die Vorstellung nahm ihren Anfang. Das erste Stück war: „Captain Stevens", eine schon veraltete Posse, die in Deutschland unter dem Titel: „Die weiße Pikesche" in einer Bearbeitung von Dr. Toepfer bekannt, aber auch schon vergessen ist. In Miß Kellys Theater

war sie mit dem pomphaften Beisatze: „the much admired and favourite farce of Captain Stevens“ angekündigt. — Ich weiß nicht, ob diese mehr als mittelmäßige Posse früher jemals „much admired“ war, daß aber die Zahl der Admirers im Jahre der Gnade 1842 auf neunundzwanzig herunter gekommen sein mußte, glaube ich aus Erfahrung behaupten zu können. Die heutige Aufführung hat auch nicht dazu beigetragen, diese Admiration zu vermehren; denn eine so schlechte Einübung, ein so schülerhaftes Spiel, wie die sämmtlichen Darsteller heute zeigten, hätte ich unter der Leitung einer Kelly nicht erwartet. Ein Herr Kenlock debütirte in der Hauptrolle zum ersten Male in London, war aber so unbedeutend, so ganz ohne alle Begabtheit für die Aufgabe, daß er kaum auf der kleinsten Provinzial-Bühne genügt haben würde. Das Ganze war so lahm, so ungefügig; man sah ihm das Flüchtige, Zusammengewürfelte so deutlich an; die Schauspieler übertrieben zum Theil auf die unangenehmste Weise und ohne Talent, daß ich froh war, als diese much admired and favourite farce zu Ende ging; denn im zweiten Stücke: „The sister of charity“ sollte ja Miß Kelly selbst auftreten.

Freilich waren meine Erwartungen schon sehr herabgestimmt. Indem ich das Gesehene mit der Ankündigung einer dramatischen Schule verglich, regten sich allerlei Zweifel. Auf jedem andern kleinen Theater Londons wäre eine solche Darstellung, wie die Schauspieler sie eben begangen, auf das entschiedenste vom Publikum zurückgewiesen worden. Ich mußte mich unterrichten, mußte wissen, wie das Gesehene mit dem Erwarteten und Versprochenen zusammenpaßte, und wendete mich an den Sperrsitz-Einsiedler, der denn auch sehr bereit war, mich aufzuklären.

„Eine ganz verfehlte Spekulation, diese Unternehmung der Kelly“ — ließ sich die Stimme aus der Einöde vor mir vernehmen — „das sind alles Leute von den kleinsten herumziehenden Truppen in der Nähe Londons. Die Kelly ist alt geworden,

und was das Schlimmste ist, sie trinkt — das heißt: sehr viel mehr und Spirituöseres, als zur Löschung ihres Durstes durchaus nöthig ist. Mit der Theaterschule hat das auch so seine eigene Bewandtniß. Bekanntlich ist das ein Mittel, wohlfeile Schauspieler zu bekommen. Wohlfeile Schauspieler sind aber selten gute Schauspieler, also —"

Dieses „Also" stimmte meine gute Meinung bedeutend herab, und ich sah mit Resignation dem Kommenden entgegen. Also das Kind der Natur — trinkt! Ja, das war freilich schlimm! Indessen gedachte ich früherer heimatlicher Erfahrungen und hoffte doch noch; denn nicht bei allen Schauspielern ist Trinken die Ursache schlechten Spieles — so wie nicht alle nüchternen Schauspieler unbedingt gut spielen.

Die „Sister of charity" (die barmherzige Schwester) begann, und ich sah wirklich Miß Kelly wieder, die mich einst so entzückt. Aber sie war in der That alt geworden, weniger körperlich als geistig, und nun ich die Ursache dieses geistigen Alterns erfahren, ging ein ganzes verlorenes Künstlerleben an meinem inneren Auge vorüber. Hin und wieder blitzte ein Funke der Wahrheit, der früheren Größe durch — das Ganze aber war matt, gebrochen, nicht empfunden, sondern gemacht. Um sie herum sprang wieder diese Theaterschule in ergötzlicher Zuversicht. Wehe, wehe! daß es dahin hat kommen müssen!

Das dritte Stück: „The Irish tutor" konnte ich mir unmöglich noch zumuthen. Ich verließ die kleine gewählte Gesellschaft, obgleich ein Herr Hamilton vom Theater zu New-Castle in der Hauptrolle, die einen guten irländischen Dialekt erforderte, angekündigt war. Der ebenfalls angekündigte Herr Kenlock vom ersten Stücke hatte mir aber den Appetit auf Herrn Hamilton im dritten Stücke verdorben.

Meine Kontremarke gab ich meinem Wirthe, der auch gleich in höchster Vergnügungssucht hinüber eilte, aber bald genug wieder kam und mich über den Gedanken beruhigte, daß ich doch

wohl etwas verloren haben könnte. Gegen 12 Uhr hatte die Vorstellung geendet. Es war eine wunderschöne Mainacht; ich lag noch im Fenster, als das Publikum dem Theater drüben entströmte. Kein Wagengerassel, kein Vorfahren der Kutscher, kein lautes Gespräch unterbrach die feierliche Stille der einsamen Dean-Street. Die Wenigen, welche redlich bis zum Schluß ausgehalten hatten, schlichen scheu und wie Gespenster an den Häusern entlang. Nur zwei Musiker, die Instrumente unter dem Arme, sprachen laut — und die eigene Erfahrung ließ mich den Inhalt ihres Gesprächs ahnen.

Noch acht Tage dauerte es, ehe die öffentliche Prüfung der Theaterschule endete. — Gerade als ich abreiste, erklärte Miß Kelly sich für bankerott, kündigte aber an, daß die Theaterschule ungestört ihren Fortgang nehme. Sic transit gloria mundi!

VI.

The Olympic-Theatre.

Lieber hier der Erste, als in Rom der Zweite.

In einer engen Gasse zwischen Covent-Garden und dem Strand, kaum dem Vorübergehenden bemerkbar, unter ärmlicher Umgebung sich bescheiden versteckend und für den Fremden ohne wiederholte Nachfrage fast unmöglich zu finden, liegt das Théâtre des Variétés von London. Ich nenne es so mit seinem Pariser Namen, da selten zwei Bühnen sich in ihrer ganzen Richtung und Wirksamkeit so ähnlich sehen werden, wie das Olympic-Theater und das Théâtre des Variétés. — Aus den Händen der Vestris war es in die des Schauspielers Wild übergegangen, der nach allem, was ich von ihm und durch ihn sah, ein ganz tüchtiger komischer Schauspieler und umsichtiger Direktor ist. Dies Theater ist nur klein, auch nicht besonders elegant, aber bequem und behaglich. — Ein neues Stück, vom Verfasser „A domestic burletta", genannt „Jack in the water", war eben im vollen Laufe des Successes und wurde täglich während der ganzen Dauer meines Aufenthalts in London gegeben. — Nach der marktschreierischen Anzeige des Zettels erwartete ich nicht viel, aber ich wurde angenehm enttäuscht. Wie in den Variétés sah ich hier ein treues Spiegelbild des niedern Treibens, hin und wieder mit wunderbarer Porträtähnlichkeit und echtem, übersprudelndem Leben. Das Stück schilderte den Gegensatz

eines reichen Fashionables, der in die tiefste Armuth geräth, und eines armen Ruderknechtes der Themse, der plötzlich unermeßlich reich wird. So gespielt, mit dieser Sicherheit und Freude an der Sache, mußte es gefallen und gefiel denn auch außerordentlich. — Es giebt kein lärmenderes, enthusiastischeres Publikum als das englische, wenn die Bühne ihm gewährt, was es will; und ihm dies zu bieten, das schien der Direktor Wild vortrefflich zu verstehen. Das französische Vaudeville hat sich mit Allgewalt einen Weg auf die englische Bühne gebahnt. Es giebt fast kein kleines Lustspiel mehr, in dem nicht gesungen würde; es giebt aber auch keine geduldigeren Ohren als die englischen, obgleich in dieser Beziehung die französischen um den Vorrang streiten.

Die Vollkommenheit des englischen Dekorationswesens zeigte sich auch in diesem kleinen Theater auf das schlagendste. — Gleich im ersten Akte erschien eine Nachahmung der kolossalen Waterloobrücke, die von außerordentlicher Wirkung war. Man übersah die ganze Länge der Brücke von dem Häuschen des Einnehmers an bis zu dem andern Ende auf der Surrey-Seite, nicht etwa nur gemalt, sondern theilweise praktikabel, so daß man beim Einbruch der Nacht die Laternenanzünder auf der ganzen Länge der Brücke ihr Geschäft mit wirklichen Gasflammen beenden sah. Da ich die Bühne selbst nicht besucht, so bin ich außer Stande, zu sagen, durch welche Mittel diese merkwürdige Dekoration erreicht wurde. Vom Zuschauerraume waren sie nicht zu erkennen.

Unter allgemeinem Jubel ging das erste Stück zu Ende. Jetzt folgten zwei einaktige Lustspiele „Bathing“ und „Batchelors Buttons“, in deren Mitte die halben Preise eintraten. Jedes Londoner Theater, die italienische Oper ausgenommen, läßt entweder mit dem Schlage 9 Uhr oder nach einer bestimmten Anzahl von Akten alle noch unbesetzten Plätze für den halben Preis verkaufen, wo dann Handlungsdiener, Arbeiter und alle, die entweder so spät erst ihr Tagewerk beendigt oder den ganzen

Eintrittspreis nicht bezahlen können, gewöhnlich das Theater füllen. Daher werden neue Stücke und solche, die besondere Anziehungskraft haben, in London stets zuerst gegeben. Tritt der halbe Preis um 9 Uhr ein, ohne Rücksicht auf den Aktschluß, so ist die durch das Hereinstürzen und Poltern der Späterkommenden entstehende Störung oft höchst unangenehm. Wohl eine Viertelstunde dauert es, ehe die Ruhe sich wieder herstellt.

Die beiden Lustspiele, leichte Waare, aber rund und sicher gespielt, waren zu Ende, und nun kam eine Parodie des in Covent-Garden gegebenen Spektakelstückes „The white cat" mit dem unsinnigen Titel:

„Whittington und seine Katze",
eine nagelneue, zoologisch, komisch, täuschend optische, stellenweis historische, anziehend musikalische, scenisch-mechanische Extravaganz in 3 Akten.

Das Personen-Verzeichniß mag einen noch bessern Begriff von dem tollen Zeuge geben.

Europäer.

Dick Whittington (ein irrender Ritter, Korrekturjunge und großer Günstling der Schönen) .	Mr. Lebatt.
Kapitän Bight (Kapitän des Schiffes „der niedliche Salamander", der durch einen Fall in seiner Jugend noch immer einen offenen Kopf hat)	Mr. Broockes.
Master Fitzwarren (ein Trödler mit einigen ausgezeichneten Ideen über den ostindischen Handel)	Mr. Holford.
John (ein Moralphilosoph und Bedienter) . .	Mr. Green.
Simkin (ein Naturspiel, dessen Finger länger sind, als die polizeilichen Vorschriften es gestatten)	Mr. Walton.
Jones, Brown und Robinson (Professoren der Kalligraphie, sonst auch Abschreiber genannt)	Messrs. Hartland, Philipps und Robins.
Alice Fitzwarren (ein Wesen, ganz zur Liebe geschaffen und in dieser Absicht in Dick verliebt)	Miß Georgine Lebatt.

Betsey (ein Stubenmädchen, gefühlvoll und hinfällig mit Neigung zur spekulativen Philosophie)	Miß Granby.
Die Köchin (reinlich angezogen, also idealisirt) .	Mrs. Granby.

Wirkliche Thiere.

Tom Puß (ein großer Kater, rund und gut genährt)	Mr. Wild.
Jack Ratt (ein vierfüßiger Schwanzträger) . .	Mr. Hill.

Orientalen.

Rusty Fusty (der barbarische Kaiser der Barbarei)	Mr. Seal.
Alabaster, Elfenbein, Schnee und Milch — vier Negersklaven	—
Nurmahal (das Licht von Rusty Fustys Harem, ein Frauenzimmer)	Miß Hamilton.
Zoe, Amra, Dudu, Attargut, Rondra, Bulbat (sechs andere schöne Hälften Rusty Fustys, ebenfalls Frauenzimmer)	—
Vierzig Kebsweiber.	
Noch ein Frauenzimmer.	

Dazu eine Liste und Beschreibung von elf Dekorationen und ein eben so unsinniges Scenarium.

Hier ging es toll zu. — Das war kein Humor mehr, das war die maßloseste Ausgelassenheit. Sonderbar genug waren in jeder Scene Ausfälle gegen das beliebte Zugstück Covent-Gardens, und doch sah man es diesem Machwerk an, daß es nur in aller Eile zusammengewürfelt worden war, um vom reichen Tische Covent-Gardens auch einen Brocken für das Olympic-Theater abfallen zu sehen.

Der Direktor Wild hatte im ersten Stücke die Hauptrolle, in den beiden darauf folgenden Lustspielen ebenfalls die Hauptrolle gespielt und spielte im vierten zur Veränderung wieder die Hauptrolle. Um 7 Uhr hatte er das erste Wort gesprochen, und um 12 Uhr, als ich ermüdet das Theater verließ, sprach er noch. Das war aber nicht bloß an diesem Abende, auch bei einem zweiten Besuche des Olympic fand ich ihn so, und der tägliche Zettel verkündete in großen Buchstaben, daß der Herr Direktor

das Hauptfach ganz allein besorge. Der Mann muß eine bewundernswürdige Lunge besitzen und aller Wahrscheinlichkeit nach Vormittags bei der Direktion wenig Aerger haben, denn sonst könnte er nicht so unaufhörlich, ja so unvermeidlich spielen. — Welche Anstrengungen überhaupt die englischen Schauspieler im Vergleich zu deutschen zu ertragen haben, geht über alle bei uns gewohnten Begriffe und findet seine Erklärung eben nur darin, daß sie monatelang täglich dasselbe spielen — also nicht von der täglichen Jagd nach Neuigkeiten zu Tode gehetzt werden, wie die deutschen Schauspieler kleinerer Bühnen. Gefällt ein Stück, so wird es so lange fortgegeben, täglich fortgegeben, bis der Besuch und Antheil des Publikums nachläßt; dann wird es bei Seite gelegt, um nie wieder aufzutauchen.

Ueber das Handwerksmäßige dieses täglichen Wiederholens klagt der englische Schauspieler am meisten. Abrundung und mechanisches Ensemble wird freilich dadurch erreicht, aber jede künstlerische Begeisterung erkaltet. Möge das deutsche Theater sich lange noch vor diesem Mißbrauch wahren können! — Geht es mit dem Zusammenströmen der Fremden in großen Städten so fort, wie es schon jetzt die Eisenbahnen erzeugen, so wird es freilich bald genug auch in Deutschland dahin kommen.

VII.

Surrey-Theater.

Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!

Seit Asthleys Amphitheater abgebrannt ist, hat das hippologische Drama im Surrey-Theater seinen Sitz aufgeschlagen. Liebeserklärungen sind dort beritten, Rachsucht und Ehrgeiz zu Pferde, väterliche Zärtlichkeit muß eben so fest im Sattel sitzen wie kindliche Liebe, und alle Reden werden hier aus dem Stegreif gehalten. Franconi in Paris und jetzt das Surrey-Theater in London huldigen ausschließlich dem Pferdedrama und Darstellungen militärischer Heldenthaten, nur mit dem wesentlichen Unterschied, daß im Cirque Franconi die Engländer und im Surrey-Theater die Franzosen stets geschlagen werden, dort die Franzosen, hier die Engländer nie geschlagen worden sind.

Asthleys Amphitheater war seiner Zeit wie Vauxhall eine der merkwürdigsten und großartigsten Erscheinungen, welche die ungeheure Stadt dem Fremden bieten konnte. Selbst Franconi, der nur nachgeahmt, giebt einen schwachen Begriff von dem, was früher in dieser Beziehung geleistet worden ist. Man muß diese verschwenderische Pracht in der Ausstattung gesehen haben, um sie glaublich zu finden. Mit der Feuersbrunst, die jenes alte Etablissement verzehrt, scheint auch die Glanzperiode des Hippodramas vorüber zu sein; denn was ich in Surrey gesehen, reichte dem früher Gesehenen nicht das Wasser, obgleich es noch

immer genug war, um manches große deutsche Theater neidisch zu machen.

Das Surrey-Theater liegt mit dem Royal-Viktoria-Theater (dem ehemaligen Coburg-Theater) auf der Surrey-Seite der Themse und ist jetzt nach der Zerstörung des Asthley-Amphitheaters von der Direktion dieses letztern übernommen, um der großen Zahl von Liebhabern ähnlicher Schaustellungen und besonders den vielen Fremden einen willkommenen Sammelplatz darzubieten; denn der Fremde entbehrt lieber Drurylane und Covent-Garden, ehe er versäumt, einer Vorstellung der Asthleyschen Truppe beizuwohnen, weil er Aehnliches wie Drurylane und Covent-Garden in jeder großen Stadt Europas, das Drama zu Pferde aber nur in Paris und London auf solcher Höhe findet.

Ein auffallender Unterschied im Publikum selbst giebt sich hier dem Besucher auf den ersten Blick zu erkennen. Der erste Rang und besonders die abgesonderten Proscemiumslogen desselben werden von der vornehmen Welt besucht, — und man weiß, wie viel das in London sagen will, — die Parterrelogen, die Ränge und Gallerien aber von dem gemeinsten Volke, so daß gar keine Abstufung in den Ständen stattzufinden scheint. Während der Vorstellungen auf der Bühne bietet die Arena des Parterre Stehplätze dar; beginnen aber die Kunstreitereien, so ist Orchester und Parterre auf der Bühne, die Schaustellung selbst im Parterre. Für das Erscheinen der Pferde ist die ganze Bühne mit Querlatten beschlagen, und die praktikablen Berge, Brücken und Thürme sind sämmtlich von außerordentlicher Festigkeit, da häufig die Pferde ihre halsbrechenden Sätze hinübermachen müssen.

Unter allen Theatern Londons fand ich das Publikum des Surrey-Theaters am lärmendsten und vollständig pöbelhaft; namentlich ging es auf der Gallerie bunt her. Von dort spuckt der freie Engländer ganz unbefangen ins Parterre, amüsirt sich, Apfelsinenschalen auf die geputzten Damen des ersten Ranges zu

werfen, schreit und lärmt, daß man kein Wort von dem versteht, was auf der Bühne vorgeht, und ergötzt sich hin und wieder in erfreulichen Boxpartien, die aber nur von den Zunächstsitzenden beachtet werden, so gewöhnlich ist der Vorgang. — Einen Anblick werde ich nie vergessen. Die Gallerie war gedrängt voll; auf der einen Seite über mir saß ein Matrose, der plötzlich bemerkte, daß gegenüber ein alter Bekannter von ihm sich einen Platz suchte. Er rief mit seiner Stentorstimme hinüber, konnte sich aber des allgemeinen Lärmens wegen nicht verständlich machen. Durch die Menge zu ihm zu gelangen, war unmöglich. Was thut er? Mit einem Schwunge ist er über das eiserne Geländer der vordern Brüstung und läuft nun in schwindelnder Höhe vorn auf dem schmalen Rande der Brüstung entlang, bis er bei seinem Kameraden ist. Dort fand sich aber kein Platz mehr. Nach kurzer Unterhaltung wurde die Reise in der Luft wieder zurückgemacht, was übrigens niemandem besonders auffiel. Unterdessen war aber sein Platz schon anderweit besetzt worden, und es hielt schwer, wieder über die Brüstung auf die Gallerie zu gelangen, da die neuen Besitzer des Platzes den Eindringling zurückwiesen; dessenungeachtet kam er aber hinüber, und nun verglichen sich die Parteien durch einen Boxkampf über ihre gegenseitigen Ansprüche, während die Vorstellung ununterbrochen weiterging.

„Mazeppa, großes Hippodrama, Mimodrama und Melodrama“, war die erste Vorstellung dieses Abends. Man muß gestehen, daß die Schauspieler dieser Bühne ihren Gehalt redlich verdienen. Ich will nur eine kurze Beschreibung der Leistungen des ersten Helden und Liebhabers, Mr. Henry Hughes, als Mazeppa geben. Der Mann hatte im ersten Akte eine Liebeserklärung, zu der er einen Thurm erkletterte; dann ein Gefecht auf Schwert und Dolch mit dem Bräutigam seiner Geliebten Olinska; dann ein dito mit dem Vater derselben, und ich kann versichern, daß diese Gefechte kein Kinderspiel waren; dann wurde

er von zwei Tataren ausgepeitscht, auf ein sehr wildes Pferd gebunden und dieses über die Berge gejagt, wo es drei Sprünge über Felsabhänge und Brücken machen mußte, also eine Bahn mit Hindernissen durchlief. Zwischen dem ersten und zweiten Akte wurde der Ritt als Zwischenspiel fortgesetzt, das Pferd stürzte mitsammt dem gebundenen ersten Liebhaber in den Dnieper, und nun bewegte sich die Dekoration panoramenartig vor dem schwimmenden und doch im Mittelpunkt der Bühne bleibenden Pferde vorüber. — Im zweiten Akte hatte er erst einige Erkennungsscenen, dann ein Turnier zu Pferde, in dem er den Sieg gewann — wahrlich keine leichte Arbeit; dann ein Gefecht mit zwei Mördern, bei dem er keine andere Waffe, als einen schnell ergriffenen Schild hatte; dann einen Triumphmarsch zu Pferde und am Schlusse des Aktes, zur Feier seiner Krönung, einige schwierige Evolutionen auf seinem Lieblingsrosse. — Im dritten Akte schleicht er sich in das Schloß seines künftigen Schwiegervaters, entreißt wieder in einem Gefecht die Geliebte dem Bräutigam aus dem Brautgemach und nimmt an der allgemeinen Schlacht zu Pferde keinen geringen Antheil. Und das alles besorgt der Mann täglich seit ungefähr einem halben Jahre!

„Es tritt kein Andrer für ihn ein,
Für sich selber steht er da ganz allein.“

Zum Lohn für seine körperlichen Anstrengungen wurde er am Schlusse herausgerufen. Wie erstaunte ich, als er in seiner Dankrede erklärte, heute unpäßlich gewesen zu sein.

„Ladies und Gentlemen!

In dem ersten Gefechte des ersten Aktes an der Hand verwundet, sah ich mich leider außer Stande, mit meiner ganzen Kraft die Rolle auszuführen. Ich fühle tief, daß Ihnen Vieles zu wünschen übrig geblieben sein muß, verspreche aber, morgen der Aufgabe genügen zu können.“

Ich fiel aus den Wolken! Das hatte der Mann mit einer verwundeten Hand geleistet — was mußte er erst vor sich bringen, wenn er seiner Aufgabe genügte! Aber auch die erste Liebhaberin hat beim Surrey-Theater keinen Ruheposten; denn sie sitzt ebenfalls meistentheils zu Pferde und macht ihre „Karriere" so gut wie die beste Kunstreiterin. Am schlimmsten hat es der Komiker, der gewohnt ist, am schlagendsten zu wirken, wenn er als ungeschickter Reiter vom Pferde geworfen, gebissen, geschlagen und getreten wird.

Und doch, hat man mit der Gattung des Gebotenen einmal abgeschlossen, so muß man bewundern, was diese Bühne leistet. Man glaube ja nicht, daß das Ganze ungefällig oder auch nur uninteressant ist. Die Pferde sind so vortrefflich eingeübt, so fortdauernd wesentlich für die Handlung, daß man die Abneigung gegen dergleichen nach und nach unwillkürlich verliert.

Tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux!

Hier ist dies Genre zur Vollkommenheit gebracht, und der Merkwürdigkeit wegen sieht man es schon einmal, wenn man auch bedauernd das Theater verläßt, solche Kräfte an solche Produktionen verschwendet zu sehen; denn in Dekorationen, Kostüm, namentlich aber bühnenverständigem Arrangement ringt das Hippodrama mit den größten Bühnen um den Vorzug.

Nach dem ersten Spektakelstücke tritt eine Pause ein, das heißt, in der Vorstellung; der Lärm im Publikum nimmt ungeschwächt seinen Fortgang. Das Orchester steigt auf die Bühne, das bisherige Parterre entleert sich, und das Publikum desselben nimmt neben und hinter dem Bühnen-Orchester Platz. Die Arena wird hergerichtet, und eine Reihe von equestrischen Darstellungen beginnt, in denen der Antheil des Publikums offenbar den Leistungen der Pferde mehr zugewandt ist, als den Sattelkünstlern. Man sieht, daß man im Lande des Vollbluts, der Wettrennen und der Steeple-Chase's ist. Etwas besser, etwas schlechter, als man dergleichen vielfach gesehen, zieht sich dieses Intermezzo

durch eine Stunde hin. Das Beachtenswerthe daran sind die Clowns, deren Körpergeschicklichkeit und Fertigkeit in improvisirten Späßen bei weitem größer ist, als die der italienischen Bajazzos und der französischen Palliasses.

Ist dies überstanden, so nimmt die Bühne ihr Vorrecht wieder in Anspruch, und ein Spektakelstück beginnt, eins von den Dingen,

„Von denen die Philosophie sich nichts träumen läßt.“

Ich hatte für diesen Abend genug und eine gute deutsche Meile bis zu meiner Wohnung, beschäftigte mich also mit Entbehrung des Genusses und hoffte, der erste Liebhaber, welcher in „Mazeppa“ so wacker und rüstig gearbeitet, werde, trotz seiner verwundeten Hand, sich die Zufriedenheit seines Publikums erwerben; denn es wurde die „Perle des Harems“ gegeben, und er hatte auch in diesem Mimodrama die Hauptrolle. Jedenfalls ist der Mann ein rüstiger Arbeiter auf seinem Felde.

Nur einige Erinnerungen an das, was ich 1825 und 1830 hier — das heißt eigentlich in dem abgebrannten Asthley-Amphitheater — gesehen, mögen noch erwähnt werden.

Ohne allen Zweifel war damals dies Theater das großartigste seiner Gattung in ganz Europa. — „Die Schlacht von Waterloo“ — „Die Krönung Karls X.“ — „Den Krieg in Birma“ — muß man gesehen haben, um diesen Grad von Verschwendung in der Ausstattung glaublich zu finden. Allerdings konnte Asthley die ganze Kraft seines Unternehmens auf ein solches Stück wenden, denn es wurde ein ganzes Jahr lang jeden Abend gegeben, wie z. B. „Der Krieg in Birma“ und „Die Schlacht bei Waterloo“. — Und bei dergleichen Schaustellungen gilt bekanntlich die Regel: je mehr man anwendet, je mehr lohnt der Erfolg. Doch hatte das Ganze einen so reichen Zuschnitt, daß man nur bedauerte, dergleichen Kräfte auf Pferde-Komödien verwendet zu sehen. — Franconi in Paris ist seit jener Zeit seinem Londoner Vorbilde in vielen Stücken näher gekommen, ja in den

militärischen Spektakelstücken hat er es überflügelt, doch bewahrt die Londoner Unternehmung den Vorrang.

Die Freude am Pferde und seiner künstlichen Abrichtung ist in England überhaupt allgemein und volksthümlicher, daher das schon lange dauernde, sich immer neu bewährende Patronat des Publikums.

Alle anderen Londoner Bühnen wechseln ihre Direktionen, machen Bankerott, genießen und verlieren in schneller Folge die Gunst des Publikums, je nachdem Dichter und Schauspieler für eines oder das andere anziehend wirken; nur das Pferde-Theater steht unerschütterlich fest. Im ersten Range die Aristokratie, auf den übrigen Plätzen die Masse des Volkes:

„So fordert es sein Jahrhundert in die Schranken.“

Unter polizeilicher Aufsicht.

1847.

Der litterarische Sonntags-Verein sollte am 3. Dezember 1837 sein zehnjähriges Stiftungsfest feiern. Man suchte nach einer würdigen Feier, welche den Zwecken des Vereins entsprechen, die poetischen Kräfte desselben beschäftigen und zugleich den zu erwartenden Gästen eine bestimmte Unterhaltung gewähren konnte. Mannigfach und nach den verschiedensten Richtungen waren die Vorschläge. Der meinige, eine Anthologie der National-Lieder aller Völker Europas zusammen zu stellen, die Texte metrisch zu übersetzen und die einzelnen Lieder durch selbstständige Dichtungen mit einander zu verbinden, das Ganze durch einen Prolog einzuleiten — gewann die allgemeine Zustimmung, obgleich man sich die Schwierigkeiten der Ausführung nicht verhehlte. Sie schreckten mich indessen nicht ab, den Plan für das Ganze zu entwerfen, die National-Lieder in den Original-Texten herbeizuschaffen und die Ausführung vorzubereiten.

Die Mittel des Vereins reichten nicht aus, die National-Gesänge selbst durch gute Sänger vortragen zu lassen. Unter den Mitgliedern waren wohl einige, die allenfalls im Chore mitsingen konnten; bei festlicher Gelegenheit und in Anwesenheit kunstgebildeter und kunstgewöhnter Gäste war Solo-Gesang

keinem zuzumuthen. Eine gesangskünstlerische Aufführung lag überdem außer den Zwecken und Bestrebungen des Vereins. Es wurde also beschlossen, nur die Melodien auf einem Pianoforte zu spielen, die Texte aber vorzulesen, schon weil dadurch das Urtheil über die Versifikation erleichtert und das Ohr nicht durch den Vortrag des Sängers bestochen wurde.

Niemandem fiel es ein, in dieser Zusammenstellung ein politisches Moment zu finden. Die ganze Haltung des Vereins in jetzt 26 Jahren, seine ängstliche Scheu vor jedem öffentlichen Auftreten und Erwähntwerden, vor allen Dingen sein durchaus vorwurfsfreies Ueberdauern der Wirren des Jahres 1848 giebt wohl die beste Bürgschaft, daß eine politische Meinung in dieser ganz objektiven Illustration der National-Lieder weder von dem Verein, noch von einzelnen Mitgliedern desselben gewünscht wurde. Allerdings mußte das revolutionäre dicht neben dem royalistischen, das absolute dicht neben dem konstitutionellen stehen, nicht weil wir, sondern weil die Geschichte es in dem Leben der großen europäischen Völkerfamilie dicht neben einander gestellt hatte. Aber es handelte sich ja um einen rein poetischen Zweck, dem jede andere Deutung oder Absicht fern lag.

Weitläufige Debatten gab es allerdings, was ein Recht und einen Anspruch habe, in diese Anthologie aufgenommen zu werden. Daß „Vive Henri quatre“ bei Frankreich in erster Reihe stand, konnte nirgends Widerspruch finden. Dann aber hatte geschichtlich die Marseillaise und sogar das furchtbare „Ça ira!“ denselben geschichtlichen Anspruch, während die damals florirende Juli-Monarchie kein Lied aufzuweisen hatte, das irgend wie einen europäischen Ruf erhalten. Neigung verführte zum „Marlborough s'en va-t-en guerre!“ aber das rangirte mehr in den Reihen des Volksliedes, als denen des National-Liedes. „Polen ist noch nicht verloren!“ hatte dagegen, trotz seines revolutionären Elements, trotz der staatlichen Nichtberechtigung, einen entschiedenen nationalen Anspruch. Italien hatte

gar kein National-Lied. Bei den slavischen Völkern des Süd-Ostens war keinerlei allgemeine Berechtigung nachzuweisen. Elegische Wünsche, Klagen über Verlorenes und Untergegangenes gehörten nicht in den Rahmen, den wir füllen wollten. So klärte sich aus mannigfacher Besprechung das Programm ab, welches bis auf unbedeutende Veränderungen auch bei der späteren Wiederholung unter wesentlich anderen Verhältnissen dasselbe geblieben ist.

Die Uebersetzungen der Texte wurden in den, dem Stiftungsfeste vorausgehenden gewöhnlichen Sonntags-Sitzungen vorgelesen und beurtheilt, und so fand denn die Feier selbst an dem schon genannten Tage im Saale des Englischen Hauses in Berlin statt. — Das Ganze machte eine gefällige, aber doch nur kühle Wirkung, die sich dadurch erklärte, daß eben die Lieder nicht gesungen, sondern die Melodien derselben nur gespielt wurden. Man erfreute sich der Idee und ihrer dichterischen Lösung, ohne dadurch besonders angeregt oder gar zu Vergleichen aufgefordert zu werden.

Ich fühlte indessen, gewöhnt an Beurtheilung des auf das Publikum Wirksamen, den Effekt heraus, den die künstlerische Ausführung dieser Lieder haben mußte, und faßte damals die Idee, das Ganze zu einer dramatisch-musikalischen, womöglich mit lebenden Bildern und Hinzufügung der National-Tänze opernartig sich gestaltenden Vorstellung auszubilden. Doch ruhte der Plan mehrere Jahre, bis ihn der Wunsch, für den von mir bei der königlichen Bühne gestifteten Unterstützungs- und Darlehnsfonds Geld zu gewinnen, mir wieder in das Gedächtniß zurückrief. Es galt, den Beweis zu führen, daß mit Eifer und Thätigkeit, selbst unter den widerstrebendsten Verhältnissen, doch ein Kapital zusammen zu bringen sei, das weiterer Bestrebung als Basis dienen könne.

Die bekannte, so überaus wohlthätig wirkende „Gesellschaft der Freunde" in Berlin gab gern in ihrem Lokale große musi-

kalische Aufführungen, zu denen sie stets die Mitwirkung der ersten einheimischen wie fremden Virtuosen zu gewinnen wußte. Ich war durch mannigfache Förderung und Bereitwilligkeit dort ein gerngesehener Gast und schlug nun vor — es war im Jahre 1845 — unter Mitwirkung der bedeutendsten Sänger der königlichen Oper die Anthologie der National-Lieder in Konzertform mit Rezitation der einleitenden und verbindenden Dichtungen zur Aufführung innerhalb der geschlossenen Gesellschaft zu bringen, wenn man den Ertrag derselben dem Theater-Unterstützungsfonds zuwenden wolle. Man ging gern darauf ein, die nöthigen Musikalien wurden ausgeschrieben, ich studirte jedem einzelnen Sänger die Vortragsweise ein, so weit sie mir aus eigener Wahrnehmung in den verschiedenen Ländern bekannt war, ein Chor verstärkte den Effekt, die Verbindungsgedichte wurden von den besten Rednern der königlichen Bühne vorgetragen, und so gelangte das Ganze in einem schon bedeutend erweiterten Kreise zur zweiten Aufführung.

Aus eigenem Bedenken hatte ich hier schon das „Ça ira!“ und „Polen ist noch nicht verloren“ ausgelassen, weil ich jeder möglichen Mißdeutung entgehen wollte; denn obgleich das Auditorium noch kein öffentliches war, so war es doch ein zahlreiches, und ich hatte noch kein Maß für die eigentliche Wirkung auf ein bezahlendes, also zum lauten Urtheil berechtigtes Publikum. Sie übertraf indessen meine Erwartung und war bei einzelnen Liedern eine wahrhaft elektrische, ohne indessen dem künstlerischen — und ich möchte sagen ethnographischen — Genusse irgend einen Beigeschmack politischer Meinung oder Vorliebe zu geben.

Das Einleitungsgedicht stellte sofort den Hörenden auf den richtigen Standpunkt, wenn es sagte:

„In Gottes weitem Baue steh'n bereitet
Der Hallen viel, doch nicht von gleicher Art;
So hat, in reichster Fülle ausgebreitet,
Die ew'ge Schöpferkraft sich offenbart.

Ein andres Land ist's, wo der Tajo gleitet,
Ein andres, wo das Eis der Wolga starrt.
Um Welschlands Haupt die Feuerberge ragen,
Und Nordmeers Wellen Englands Ufer schlagen.

Und jedem Raume wies er an zu wohnen
Ein eigen Volk, ein eigenes Geschlecht.
Ein eig'ner Geist durchweht die Nationen
Und eig'ner Brauch und Sprache, nie geschwächt.
Untilgbar lebt in Hütten, auf den Thronen
Des Selbstbewußtseins angebor'nes Recht;
Es lebt im Lied', es lebt im Volksgesange,
Es glüht und rauscht empor im Schwerterklange.

So steh'n sie da, geharnischte Gestalten,
Die Völker, um des Herren Thron gestellt,
Der seine Arbeit jedem zu verwalten
Zur rechten Zeit befiehlt, wenn's ihm gefällt.
Laßt drum die Banner Jeden frei entfalten,
Geladen sind sie alle in dies Feld:
Wie sie gezeugt in ihres Wesens Eigen,
Mag jedes Volkes Hochgesang Euch zeigen."

Eine schmetternde Fanfare folgte diesen einleitenden Worten, welchen sich unmittelbar Frankreich anschloß.

Zunächst das unvergängliche Henri quatre in seiner ebenso naiven wie originellen Weise, auf welche die folgende von H. Smidt gedichtete Einleitung führte:

„Ein Paradies dehnt sich vor Euren Blicken,
Das weindurchglühte Frankreich taucht empor! —
Des Mittelmeeres azurblaue Wogen
Umwallen es gleich einem Königsmantel;
Das Nordmeer schließet sich, ein keuscher Gürtel,
Fest um die Felsenmauern der Bretagne.
Und unter diesen Hügeln glüh'n Vulkane,
Und auf den Hügeln blühen Rebenkränze;
Durch tausend Röhren quillt der Saft des Lebens,
Das ganze Land mit Jugendkraft durchströmend.

Ein Volk belebt die segensreichen Gauen,
Ein Volk, das in der Brust Vulkane trägt
Und Lebenskraft in allen seinen Fibern,
Champagnergleich braust es durch seine Adern;

Ihm lacht die Liebe und der Laute Klang,
Ihn weckt das Schwert, der Schlachten Donnerruf,
Ihm winkt der volle Becher nicht vergebens;
Es ist ein Freund unwandelbar dem Freunde,
Der Schwachen Schild und aller Feinde Schrecken,
Ein treuer Wächter seiner Landesehre.

An seine Spitze stellte die Geschichte
Den Lieblingssohn des mächt'gen Stammes hin,
Ein Held zugleich und auch ein Kind der Freude,
Ein Ritter ohne Furcht und ohne Tadel,
Ein Schrecken allen bleichen Furchtgestalten,
Der Franken Herr, doch Gabrielens Sklave,
Ein Löwe, ruhig sich der Kette beugend,
Die aus Fleurettens gold'nem Haar geflochten! —

Ventre Saint Gris! — die dreifach starke Mauer
Umschließt Europens schönstes Paradies:
Die Alpenkette und das blaue Meer,
Das glüh'nde Volk des Kampfs und der Gesänge.
Der König mit der Laute und dem Schwerte
Vive Henri quatre! Frankreich lebe hoch!"

Unmittelbar darauf setzte der ganze Chor unisono mit der so einfachen und doch jedesmal wieder neu klingenden Melodie des Béarner Troubadours ein. Daß man bei diesem Liede keine Uebersetzung versucht, bedarf wohl keiner Erwähnung. Jede Verdeutschung des Henri quatre ist geradezu unmöglich, man müßte denn beabsichtigen, eine komische Wirkung durch das Lied hervorzubringen. So wenig der Franzose schwärmerisch oder unheimlich oder bieder übersetzen kann, so wenig vermag der Deutsche den diable à quatre, das triple talent, den verd galant oder die très peu de cruelles zu übersetzen. Dem wunderbaren Liede würde ein großer, ja wohl der größte Theil seines Reizes geraubt worden sein, wenn man ihm den diable à quatre genommen hätte.

Den ersten Vers sang der Chor allein im Unisono, scharf accentuirt, chevaleresk; beim zweiten fiel das Orchester ebenfalls unisono ein und steigerte die Wirkung; beim dritten begannen

einige Solostimmen pianissimo, als ob man in einer lauen Sommernacht am offenen Fenster stehend dem Gesange froher Menschen zuhört. Die Töne verklangen fast bis zur Unhörbarkeit, bis endlich die ganze Kraft sämmtlicher Ausführenden den ersten Vers fortissimo wiederholte; figurirte Bässe gaben dem einstimmigen Gesange der Masse noch mehr Nachdruck und steigerten die Fülle bei den Zuhörern bis zum Verhalten des Athems.

Unwillkürlich machte der Redner eine lange Pause, ehe er es wagte, die folgende Einleitung zu sprechen:

„Jahrhunderte des Friedens und der Ruhe
Sah dieses Land an sich vorübergeh'n,
Und Frankreichs Völker mußten sich gewöhnen,
In ihrem Könige den Staat zu seh'n.
Da regte der Gedanke sich allmächtig,
Des Wissens Licht drang auch zu nied'rem Stand;
Ein unerkanntes Sehnen schwellt die Herzen,
Es sinkt der Stände starre Scheidewand.
Der Widerstand des Vorrechts und der Sitte
Erregt die Leidenschaft zum wilden Brand,
Und fürchterlich droht dem Altar, der Krone
Das Volk, das seine Kraft bald ganz erkannt.
Nicht Halt gebieten läßt sich der Bewegung,
In wildem Schwunge reißt sie alles fort.
Weh' denen, die sich ihr entgegenstellen!
Mehr noch als Waffen wirkt begeisternd Wort.
Und wie im Innern auch Parteien wüthen,
Dem Ausland gegenüber sind sie eins.
Des Volkes Stolz antwortet fremdem Drohen
Mit einem Liede, feurig, wie noch keins." —

Hier schloß sich die Marseillaise, eine Solostimme mit Chor, an. Unter dem Vorwande, daß jeder Gebildete genug Französisch verstehe, um dem Liede zu folgen, wurde sie französisch gesungen; denn eine Uebersetzung war möglich gewesen und beim Stiftungsfeste des Sonntags-Vereins vorgetragen worden, machte aber, wenn nicht ganz objektiv und nur kritisch betrachtet, einen so widerwärtigen Eindruck, daß ich Bedenken hatte, sie singen zu lassen.

Bei der ersten Aufführung im Sonntags-Verein hatte ich unmittelbar das Körnersche „Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein" folgen lassen. Das Verbindungsgedicht wies darauf hin, daß mit der Marseillaise die Franzosen den Rhein überschritten hätten, Körners Lied sie aber begleitet habe, als deutsche Kraft sie über den Rhein zurückwarf. Dadurch wäre mir für die öffentlichere Aufführung der Schluß des Ganzen geschwächt worden, für den ich nothwendig das deutsche National-Lied aufsparen mußte; ich ging daher von der Marseillaise zu ihrem schroffsten Gegensatze, der russischen Nationalhymne von Lwoff, über und leitete sie mit folgenden Strophen ein:

„Im Osten treibt ein mächtig Meer die Wellen,
Stets brandend, hin an Deutschlands festen Wall,
Von Asiens nie erstieg'nen Bergesschwellen
Bis an des Dnieper ungezähmten Fall,
Von Finnlands kalter, meerbespülter Küste
Bis hin zu Kolchis glühendheißem Sand,
Von Chinas Mauer, in der öden Wüste,
Zum Kreml an der Moskwa Strand. —
Es ist der Slaven Reich! Noch wurzelnd mit dem Fuße
In Asiens Boden; doch das kühne Haupt
Neigt sich Europens sittigerem Gruße,
Der ihm die Stirn mit Epheu hat umlaubt. —
Das Griechenkreuz — der Czar — die heim'sche Erde,
Noch ungestraft vom Feinde nie entweiht,
Sie riefen seinem Volkslied' auch ihr: Werde!
Und sah'n für sich das Volk zum Kampf bereit.
Nicht trennt vom Kreuz der Russe jene Krone,
In der der Czar vereint des Volkes Kraft;
Nicht trennt das Vaterland er von dem Throne;
Nicht trennt er Treue von Leibeigenschaft.
Drum hört es heilig auch aus seinem Liede klingen;
Lobsingen soll's dem Czar und lobsingt Gott.
Rechtgläubig muß der Czar jedweden Sieg erringen,
So glaubt das Volk, zu seiner Feinde Spott." —

Vierstimmig, zuerst Solostimmen, dann in vollem, getragenem Chore, bestätigte die Lwoffsche Komposition, die in dem Einleitungsgedicht gegebenen Andeutungen über den eigentlichen

Charakter der russischen Hymne, welche allerdings und vor allen übrigen Nationalliedern ein religiöses Fundament hat. Der Gegensatz zu dem Schwunge der Marseillaise war schlagend und drängte sich selbst dem Gleichgültigen auf. Natürlich trat hier die Uebersetzung vermittelnd für das Verständniß der Töne ein. Sie wörtlich in demselben Rhythmus und mit demselben Reimfall wie das Original zu gestalten, war eine schwierige Aufgabe gewesen, und viele andere Uebersetzungen haben sie vergeblich zu lösen versucht; die meinige hat wenigstens den Beifall russischer Sprachkenner gefunden. —

Bis hierher war die Aufgabe für Anordnung und Folge die schwierigere gewesen. — Ich hatte Objektivität des Eindrucks durch theilweise künstliche Mittel zu erreichen gesucht, von jetzt an lag sie in den Liedern selbst, umsomehr, als „Polen ist noch nicht verloren!“ als staatlich unberechtigt ohne weiteres übergangen wurde. Hätte man in einer gemischten Gesellschaft Unparteilichkeit in der Auffassung voraussetzen können, mußte man nicht fürchten, auf Sympathien oder Antipathien zu stoßen, so würde allerdings der nationale Gegensatz des russischen und des polnischen Liedes ein großes Interesse geboten haben. Das eine ernst, religiös, nachhaltig, das andere im Tanzrhythmus, zuckend, flüchtig. Beide sind die tongewordene Bestätigung des Ausspruches von Puschkin: „wernui Ross u kitschliwui Ljach!“ (der treue Russe und der kitzlige Pole) und ein schlagender Beweis, daß sich im National-Liede eines Volkes auch der Gesammtcharakter desselben ausspricht. —

„Gen West den Blick! zu Lusitaniens Küsten,
Wo kühnen Wagens sich Dom Pedro naht.
Für Neues aber will das Volk nicht rüsten,
Da sä't der Kaiser eines Liedes Saat.
Sein sind die Worte, sein die vollen Klänge,
Sein die Begeist'rung, die zuerst es sang.
Vor ihm verstummten selbst die Hochgesänge,
Mit denen Camoens sich Ruhm errang.

Dem Blitzstrahl gleich, der zündend niederflammet,
Schlug dieses Lied in jenen alten Bau,
Der aus Lamego's Volksvertretung stammet,
Befruchtend ihn mit neuer Satzung Thau.
Der Kaiser singt! — In stolz urkräft'ger Weise
Giebt laut die Antwort ihm ganz Portugal,
Lenkt muthig aus dem altgeword'nen Gleise
Zu neuem Sein durch dieses Liedes Hall."

Die Komposition Dom Pedros ist für eine Stimme und einfallenden Chor berechnet und schmetternder Begleitung anvertraut. Mit richtiger Berechnung hat der Kaiser die Kadenz eines langsamen Parademarsches gewählt, weil er wohl fühlen mochte, daß sein Unternehmen im Anfange nur ein Echo in den Truppen finden werde, die er aus Brasilien mitgebracht und in England geworben. Die Regiments-Musik sollte es spielen, die Soldaten es singen und durch anscheinende Begeisterung für die Sache Dom Pedros dem gleichgültig zusehenden portugiesischen Volke imponiren; denn Lieder aus Reih und Glied sind keine Lieder mehr, sondern werden zu politischen Hebeln.

Was läge eben näher, als die Nachbarschaft? — Daher war der Uebergang nach Spanien wohl natürlich. Wunderbar, hat das alte, ritterliche Spanien kein anderes National-Lied, als die Riego-Hymne. Erst der Aufruhr, das Verlassen seiner alten Traditionen, konnte ihm ein solches geben. Bald verpönt, bald mit Jubel gesungen, hatte sie ein eben so kurzes, intermittirendes Leben, wie die Hymne an Pio Nono, die einst fast Italiens National-Lied geworden wäre. Weder im Texte, noch in der Melodie erhebt sich die Riego-Hymne über das gewöhnliche Maß.

Wie anders ist es mit dem englischen: „Rule Britannia!" Hier war ein Griff ins Volle möglich und lohnte sich aus dem Vollen. Absichtlich wählte ich nicht: „God save the king!" sowohl seines angezweifelten Ursprungs wegen, als weil es auch das National-Lied anderer Völker und Staaten geworden ist. Das „Rule Britannia" aber steht in Lapidarschrift an die Felsenthore

Englands geschrieben, und wer sich ihnen nähert, dem ist so zu Muthe, als müßte er dies mächtige Lied noch einmal dichten, wenn es nicht schon gedichtet wäre.

„Hinüber nun auf leichtbeschwingtem Kiele
Fliegt stolz das Lied zum mächt'gen Inselland;
Es trägt die Welle brausend uns zum Ziele,
Und vor uns liegt Britannia's reicher Strand!
Dort wo der Avon fließt durch gold'ne Auen
Und wo der Tweed sein schmales Bett sich gräbt,
In Schottlands Thälern, wo am altersgrauen,
Gewalt'gen Fels der Sängerhirte lebt,
In Irlands Wäldern, wo mit süßen Tönen
Ein einfach Lied der Berge Echo neckt,
Hat überall zum Herrlichen und Schönen
Germaniens Sang die Schlummernden geweckt.
Stolz greift der deutsche Sänger in die Saiten,
Da er ein stammverwandtes Volk erkennt,
Ein Volk, dem seit der Väter grauen Zeiten
Der Freiheit Gluth im stolzen Herzen brennt.
Wie es geboren in so kühnem Walten
Und von dem wellenreichen Meer umrauscht,
Zeigt auch sein Lied des Nordens Hochgestalten,
Dem jetzt erwartungsvoll der Hörer lauscht."

Eine Wirkung, wie sie dies Lied, mit Meisterschaft gesungen, auf den Engländer macht, ist freilich in Deutschland nicht zu erreichen. Doch überkommt jeden Hörer etwas von dem Stolze jenes Volkes, wenn seine Weise ertönt und der Refrain mit seinem: „for Britains never will be slaves!" einschlägt. Unter allen National-Liedern ist das englische das stolzeste, denn es gilt der Weltherrschaft, dem Königthum über Ozeane.

Wie so durchaus verschieden davon, fast kindlich, häuslich und patriarchalisch stellt sich das holländische National-Lied daneben:

„Wir bitten, Gott, zu Dir,
Bewahr den Fürsten und sein Haus
Und uns, sein Hausgesind!" —

In diesen Worten liegt seine ganze Kraft und seine ganze Weihe. Ich kann es noch jetzt dem Dichter der Einleitung, Otto

Gildemeister in Bremen, nicht verzeihen, daß er gerade diesen wesentlichen Charakterzug des holländischen National-Liedes nicht mehr accentuirt.

„Ein kleines Volk von Bauern und von Hirten,
In enge Marken kärglich eingezwängt,
Wohin nur selten fremde Wandrer irrten,
Von sand'gen Dünen überall umdrängt,
Von übermüth'gen Nachbarn stolz verhöhnet
Und „Meeres-Geusen" spottend nur genannt,
Und doch mit gold'nem Ruhmeskranz gekrönet,
Und doch für alles Herrliche entbrannt,
So treten stolz wir in der Völker Reihe
Mit Muth und Kraft und heil'ger Liebesweihe.

Oranje bowen! — für die heil'ge Sache
Des eig'nen Rechts und Handels stehst du da
Am Nordseestrande, eine ernste Wache!
Dir ist der Deutsche, ist der Franke nah'.
Von Beiden bleibe rein die weiße Schwelle,
Die dir des Meeres Wellen aufgebaut;
Dir leuchte deines eig'nen Feuers Helle,
Dich wecke deines eig'nen Liedes Laut.
Oranje bowen! Jeder sei gegrüßt,
Dem niederländ'sch Blut in den Adern fließt."

Wenn Musik überhaupt ehrlich und bescheiden, treu und gutmüthig klingen kann, so klingt das alles aus dem liebenswürdigen holländischen National-Liede heraus. Da ist kein Drohen, kein Stolz, aber die herzinnigste Liebe eines Volkes zu seinem Fürsten und seinem „lieben" Vaterlande. Kein Wort erinnert an vergangene Großthaten, keine Verheißung verpfändet Blut und Leben für künftige Großthaten. Nur Liebe, Treue und Gottesfurcht in der Dichtung und in der Melodie, die von der königlichen Sängerin Frau v. Faßmann unnachahmlich schön gesungen wurde. Nach all dem Glänzenden und Schwunghaften war die Wirkung dieses einfachen Liedes eine ungemein wohlthuende, ja sie diente dem gleich darauf folgenden schwedischen gerade dadurch zur Folie.

„Des grauen Nordmeers Wellen, begrenzt vom Felsendamm,
Und dunkelblaue Ströme und hoher Berge Kamm
Und schwarze Tannenforsten und See'n im Schilfesrand
Im glüh'nden Nordlichtscheine, der Skandinaver Land.

Uns ist in alten Mären der Wunder viel gesagt
Von Nordlands ries'gen Helden, was sie gethan, gewagt;
Die Asen sind gefallen, die Elfen sind entfloh'n,
Der Ruhm ist nicht verklungen, noch lebt der Skalden Ton.

Wer kann sie alle zählen, vor denen bebt' die Welt!
Ein Reich war jede Flotte, ein jeder Mann ein Held,
Herab vom Heidenkönig und von dem ält'sten Jarl
Bis zu Dir, Gustav Adolph, und bis zum zwölften Karl.

Die Kriege sind vorüber, des Friedens Tag begann,
Es trägt den grünen Oelzweig der König Karl Johann,
Versöhnend jene Feinde, die nur dem Schwert' geglaubt,
Hat er die beiden Kronen vereint auf seinem Haupt —

Und wenn der Ritter zechet, und wenn der Bauer singt,
Und wenn der Bürger segnet, wenn das Gebet erklingt,
Und wenn sich friedlich grüßet der Schwed' und Norwegsmann,
Da wird mit Dank gepriesen der König Karl Johann!"

Obgleich nur einem bestimmten Könige geweiht, ist das Lied doch nicht mit ihm gestorben, sondern lebt heute noch in voller Kraft im Munde des Volkes. Die einfache, ganz dem Charakter des Volksliedes entsprechende Melodie ist den Schweden so lieb und so geläufig geworden, daß der Text verändert und auf den Sohn Karl Johanns passend gemacht worden ist; so stand wenigstens neulich in den Zeitungen zu lesen. Die neue Bearbeitung habe ich bis jetzt nicht zu Gesicht bekommen können.

Ueber Dänemark und seinen mächtigen Helden „König Christian in Rauch und Dampf am hohen Mast stehend", eine Melodie, die durch Meyer Beers Musik zum „Struensee" seines Bruders allgemein in Deutschland bekannt geworden ist, ging die Anthologie zu Deutschland über und schloß mit Preußen. Zuerst der „Prinz Eugen", dann Körners „Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?" endlich „Gott erhalte Franz den Kaiser" und die „Borussia".

Statt aller anderen, deren Mittheilung vielleicht ermüden würde, finde nur die Einleitung in das preußische Volkslied hier noch ihren Platz, weil sie das Ganze noch einmal zusammenfaßt und dann auch dem eigenen Vaterlande gerecht wird.

„Nun naht Borussia im langen Völkerzuge.
In Waffen tritt es auf, Ein Volk, Ein Mann,
Der Adler wiegt sich auf dem Fahnenfluge,
Und die Fanfare schmettert ihm voran!
Es kommt im Stahlklang seiner großen Kriege,
Es trägt als Ritterschmuck erobert Erz;
Den Ruhm erzwang es sich durch seine Siege,
Die Größe schuf ihm seiner Fürsten Herz.

Fremd waren Alle, die voraus ihm kamen,
Und fremde Weisen rührten Euer Ohr,
Jetzt rollt's wie Paukenschall von einem Namen,
Wie Sonnenleuchten fliegt's um ihn empor;
Die Herzen pochen — stolze Blicke flammen,
Die Melodie wird zum Triumpheskl ang:
Das ist das Volk, von dem wir selber stammen,
Das ist des Vaterlandes Hochgesang!

Tritt auf, mein Volk! — Mit rauschenden Panieren,
Ein Friedens-Cherub in des Panzers Pracht,
Sollst Du den Heerbann des Jahrhunderts führen
Und weise lenken seine Geisterschlacht.
Gott ist mit Dir und Deiner Herrscher Throne,
Sein ist der Lorbeer und Dein rüstig Schwert,
Sein ist der Oelzweig und des Königs Krone,
Und Du bist Deiner Hohenzollern werth!"

Damals folgte dieser Einleitung die „Borussia" von Spontini. Heute würde ich ihr: „Ich bin ein Preuße" von Thiersch und Neidhardt folgen lassen. Wenn es auch im Schwunge der Dichtung und der Komposition einigen anderen National-Liedern nachsteht, so übertrifft seine Gesinnung doch alle anderen, ja es vereint die einzelnen Vorzüge aller anderen so vollständig in sich, daß es jeden Vergleich aushält. Es ist stolz, aber es verletzt nicht; es ist muthig, aber es droht nicht; es nimmt nicht für uns,

sondern für die Väter den Ruhm in Anspruch; es will in dem Vertrauen zu seinem Könige nicht wanken, und wenn es auch noch ärger in der Welt gewittert. — Das Wunderbarste an diesem Liede ist seine Entstehungsart. Mitten im tiefsten Frieden, zur Zeit allgemeinen Segens, im Genuß des Erworbenen, dichtet ohne irgend eine Absicht Thiersch das Lied, wie sich gleichzeitig hundert ähnliche nachweisen lassen. Ohne den Dichter zu kennen, komponirt Neidhardt das ihm zufällig in die Hand fallende, nur zum Schmuck für ein Festmahl des Gewerbevereins bestimmt. Niemand ahnt die spätere Bedeutung dieses Liedes, ja es dauert Jahre lang, ehe es nur öfter gesungen wird, ehe man es überhaupt kennen lernt, und das Wohlgefallen daran verdankt man in den ersten Jahren vorzugsweise dem virtuosen Vortrage desselben durch den Sänger Zschiesche. 1837 kannte es noch niemand, 1845 war es zwar bekannt, ragte aber noch nicht über die Bedeutung eines besonders für Festmahle geeigneten Liedes hinaus. Da kamen die Ereignisse und mit ihnen die Anerkennung eines ganzen Volkes. Jetzt hat das Lied eine ganz bestimmte Zukunft und verdient sie, weil es alle Tugenden und keinen der Fehler eines National-Liedes hat.

Wie gesagt, heute würde ich die Anthologie mit dem Preußenliede schließen lassen und so den Gedanken noch vollständiger zur Anschauung bringen, den ich bei der Zusammenstellung des Ganzen gehabt.

Der Eindruck, den die Aufführung in der „Gesellschaft der Freunde" gemacht, veranlaßte im Jahre 1846 eine Wiederholung im Kasino zu Potsdam, in derselben Form, mit denselben Kräften und für denselben wohlthätigen Zweck. Auch hier war es eine geschlossene Gesellschaft, und zwar ausschließlich den höheren und gebildeten Ständen angehörig, die Beurtheilung auch hier eine vollkommen günstige und unbefangene.

Nach diesen drei Erprobungen glaubte ich unbedenklich mit der Idee vor das große Publikum der Residenz treten zu können.

Das Komitee für Verwaltung des Theater-Unterstützungsfonds ging gern darauf ein, die Bewilligung des Konzertsaales im königlichen Schauspielhause wurde von der Gnade Seiner Majestät des Königs erbeten. Die General-Intendantur gestattete die Mitwirkung des ganzen Sängerpersonals, die Ankündigungen wurden erlassen und regten eine so große Theilnahme an, daß bereits zwei Tage vor der Aufführung alle Billete vergriffen waren und bei erhöhten Preisen die Einnahme über 1200 Thaler betrug. In meiner Freude an der Sache selbst und in meinem Eifer für die Vermehrung des Unterstützungsfonds hatte ich aber vergessen, daß wir im Jahre 1847 lebten und der eben beendete große Polen-Prozeß die Gemüther in Aufregung versetzt hatte. Doch ahnte niemand von den bei der Aufführung irgend wie Betheiligten, was sich für dieselbe vorbereitete. Die Hauptprobe am Tage vorher machte einen außerordentlichen Eindruck, sowohl auf die Mitwirkenden, als auf die Zuhörer, und man sah in jeder Beziehung einem vollkommenen Erfolge entgegen. Doch hörte ich nach derselben schon von mehreren Seiten Bedenken äußern, daß der Erfolg wohl ein zu enthusiastischer werden könnte. Wer stand dafür, daß die Marseillaise da capo gerufen wurde, daß bei der russischen Hymne Einzelne zischten, daß bei einzelnen Stellen der Lieder das Publikum mitsang, oder — und dies erfuhr ich nachmittags ganz zufällig — daß die Polen, deren es damals eine große Anzahl in Berlin gab, auch ihr Volkslied verlangen und im Weigerungsfalle es selbst anstimmen würden?

Ich erschrak vor diesen Möglichkeiten und wußte keinen Rath, ihnen zu begegnen. Doch waren das alles nur unbestimmte Bedenken, mehr Besorgnisse, als Befürchtungen; und sollte selbst Einzelnes zu Ungebührlichkeiten Veranlassung geben, so war ich doch sicher, daß die Wirkung des Ganzen in seiner konservativen und royalistischen Tendenz jede kleinliche Opposition überwältigen mußte. Die Sache war einmal im Gange, niemand hatte bis

dahin ein Bedenken geäußert, jetzt mußte ich kommen lassen, was kommen wollte, und die unangenehmen Folgen eben so allein tragen, wie ich das Gelingen mir zugeschrieben haben würde.

Am Abende, während der Theater-Vorstellung, ließ mich plötzlich Seine Königliche Hoheit der Prinz von Preußen von der Bühne in den Treppengang rufen, welcher diese mit dem Konzertsaale verbindet, und fragte mich, welche Bewandtniß es mit der morgenden Aufführung habe, und wie ich dazu komme, revolutionäre Lieder singen lassen zu wollen. Aus dem ernsten Tone, mit dem Seine Königliche Hoheit diese Frage an mich richtete, erkannte ich, daß der Inhalt der Konzertzettel und der Textbücher zu Mißverständnissen Veranlassung gegeben haben mußte, während die Erklärung der Tendenz des Ganzen gerade in den einleitenden und verbindenden Gedichten lag. Ich versuchte, das zu erklären, erreichte damit aber nur, daß Seine Königliche Hoheit diese Gedichte, in denen nach meiner Ueberzeugung die Berechtigung zu der sonst ganz willkürlichen Zusammenstellung lag, Selbst lesen wollte. Nach Beendigung der Vorstellung holte ich die Manuskripte aus meiner Wohnung und brachte sie in das Palais Höchstdesselben.

Was damit geschehen ist, habe ich nicht erfahren. Am andern Tage — dem der Aufführung — wurde ich gegen Mittag in das General-Intendanturbüreau beschieden und mir angezeigt, daß auf höheren Befehl die Aufführung am Abend untersagt sei, daß ich dies dem Publikum anzuzeigen und das bereits eingegangene Geld zurückzugeben habe. Da ich aus den gestrigen Worten des Prinzen von Preußen bereits entnommen hatte, daß jedenfalls ernste und mir nicht erreichbare Bedenken gegen die Sache vorlagen, so erwiderte ich kein Wort, sondern traf alle Anstalten, die nun nöthig wurden.

Der Vorgang machte damals ein ungewöhnliches Aufsehen. Natürlich tönten alle Kaffeehäuser und Konditoreien vom Räsonniren über die Regierung wieder. Liberale Zeitungs-Skri-

denten bemächtigten sich des willkommenen Stoffes, um für ein paar Seiten mehr Honorar zu erhalten. Das Lügenhafteste wurde erfunden und geglaubt. Enthielt doch die Pariser „Tribüne" einen Bericht aus Berlin, nach welchem es zu gefährlichen Unruhen in der Hauptstadt Preußens gekommen sei, daß Kanonen aufgefahren und das Volk mit Kartätschen niedergeschmettert worden sei, „et le peuple fut mitraillé". Ich kam dabei zu der Ehre, ein Märtyrer für die liberale Sache genannt zu werden, was ich in der That weder verdient, noch je ambitionirt hatte.

Mit einem Schlage waren mir die Augen über die Verfänglichkeit meiner guten Absicht aufgegangen. Aus dem, was nachher darüber geschrieben und geschrien wurde, erkannte ich das, was ich vorher hätte bedenken sollen. Die polnischen Studenten hatten wirklich in corpore beschlossen, die russische Hymne auszuzischen, das „Polen ist noch nicht verloren" mit Ungestüm zu verlangen und dann selbst zu singen, bei „Gott erhalte Franz den Kaiser" und der „Borussia" aber mit Ostentation den Saal zu verlassen. Die Marseillaise sollte zwei — drei Mal da capo gerufen und sonst nach augenblicklichem Eindrucke allerlei Unfug getrieben werden. Was würde das Versichern helfen, daß man an dergleichen Störung auch nicht im entferntesten gedacht? — Was vermag die gute — oder doch wenigstens die unschuldige — Absicht gegen den faktischen Erfolg? — Die Sache war eben verfehlt und nichts daran zu bessern.

Erst sehr viel später erfuhr ich, daß ich durch ein Reskript des Ministeriums des Innern an den Polizei-Präsidenten von Berlin, dessen Abschrift der General-Intendantur der königlichen Schauspiele mitgetheilt worden, wegen meiner politischen Gesinnung und daraus hervorgehender Gemeinschädlichkeit unter polizeiliche Aufsicht gestellt worden sei. Es sollen zwar von Seiten der beauftragten Behörden Berichte an das Ministerium abgegangen sein, welche die vollkommene Unstatthaftigkeit eines

Verdachtes aus meinem bisherigen Leben und Wirken zu beweisen suchten, und ich habe nie etwas bemerkt, was einer Beaufsichtigung oder nur einem Mißtrauen ähnlich sah; nichtsdestoweniger ist jener Ministerialbefehl vorhanden.

Ich habe nie etwas dagegen thun können, weil mir seine Existenz unter Empfehlung der Verschwiegenheit von dem General-Intendanten v. Küstner mitgetheilt worden ist, und würde auch nichts dagegen gethan haben, weil man in solchen Dingen den Beweis des Gegentheils getrost der Zukunft überlassen kann. Ich glaube sogar, daß er erfolgt ist, und daß auch weiterhin jenes kuriose Dokument ad acta liegen bleiben wird.

Das würde dann nur eine billige Gegenseitigkeit sein, da meine Anthologie mit all' ihren Uebersetzungen und Dichtungen ebenfalls ad acta liegen geblieben ist.

Geschrieben in Putbus am 12. August 1853.

In Petersburg.

1847.

Von Dir, liebe Ida, brauche ich nicht besonders zu verlangen, daß Du die theuren Andenken, die ich von dem unvergeßlichen Kaiser Nikolaus besitze — das Taschentuch, welches Kaiser Alexander II. Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen Carl von Preußen als ein Geschenk für mich übergeben, seine Todtenmaske und den Brief seiner sämmtlichen General-Adjutanten, Generale à la suite und Flügel-Adjutanten — sorgfältig nach meinem Tode aufbewahrst; denn Du weißt und hast mit mir erlebt und erfahren, was Kaiser Nikolaus mir war, und wie es mein größter Stolz ist, von ihm nicht allein gern gesehen, sondern geachtet worden zu sein. Aber meine Kinder will ich hierdurch noch ganz besonders gebeten haben, diese Dinge in Ehren zu halten und so darüber zu disponiren, daß sie kein unwürdiges Ende finden, so, daß Ihr Euch sagen könnt, daß Euer Vater es billigen würde. Warum ich so ganz besonderen Werth auf jene Dinge lege, werdet Ihr aus den nachfolgenden Aufzeichnungen erfahren, und Dir, liebe Frau, werden sie eine angenehme Erinnerung sein; war er Dir doch dasselbe Ideal wahrer Fürstlichkeit wie mir!

Ich sah den Kaiser — gab es doch in Preußen eine Zeit, wo man unter dem Worte der Kaiser niemanden als den Kaiser

von Rußland verstehen konnte — zum ersten Male in Schwedt im Jahre 1833, wohin die Berliner Hofbühne ein Kontingent von Schauspielern geschickt, um während der dortigen Zusammenkunft König Friedrich Wilhelms III. mit dem Kaiser einige Vorstellungen zu geben. Der Abschnitt „Legatio dramatica in partibus“ beschreibt die dortigen Erlebnisse in humoristischer Weise, der einzigen, in welcher eine Schilderung des tollen Treibens dort möglich war; aber eben, weil der humoristische Ton angeschlagen werden mußte, konnte ich dort den Eindruck nicht schildern, den der erste Anblick des Kaisers Nikolaus auf mich gemacht. Ich war zwar zufällig vor dem Schwedter Schlosse anwesend, als der Kaiser nach langer, ängstlicher Spannung ankam, aber ich sah eben nichts weiter als einen sehr großen Mann aus dem Wagen springen und zwar so eilig, daß er das Oeffnen des Schlages nicht abwartete, sondern über die Thür der Chaise hinwegsprang; die beiden uralischen Linien-Kosaken in ihrer so höchst malerischen Kleidung hatten fast mehr Interessantes für mich als der Kaiser, den ich noch nicht kannte. Erst bei der Vorstellung am Abend sah ich ihn durch den Vorhang beim Eintritt in das kleine Zimmer, wo die improvisirte Bühne aufgeschlagen worden war. Wer den Kaiser Nikolaus gesehen, wird mir Recht geben, wenn ich ihn den schönsten Mann nenne, den man nur sehen konnte. Seine ungewöhnliche Größe, das Ebenmaß seiner Glieder, die edle Haltung, der imponirende Blick, die Gewohnheit des Befehlens, das alles vereinigte sich bei ihm zu einem Bilde der vollendetsten Männerschönheit. Ich wenigstens habe niemals einen schöneren Mann gesehen. Sein Benehmen gegen den königlichen Schwiegervater war von einer Kourtoisie, ja kindlichen Ehrfurcht, die man selbst gesehen haben muß, um sich einen deutlichen Begriff davon zu machen. Er trug die Interimsuniform seines preußischen Kürassier-Regiments, der König dagegen die Uniform seines russischen Grenadier-Regiments. Als Gast des Königs nahm der Kaiser keine Notiz von den

Schauspielern, erschien auch nicht wie der König auf der Bühne, sondern unterhielt sich in den Zwischenakten mit den anwesenden Damen des Hofes. An mich richtete er auf ganz kuriose Weise das Wort, und als es geschah, oder vielmehr wie es geschah, hatte ich wahrlich keine Ahnung, daß ich jemals dem Kaiser näher stehen würde. Bei dem Eindruck, den seine Persönlichkeit auf mich gemacht, ergriff ich jede Gelegenheit, um in den Zwischenakten durch den Vorhang in den Zuschauerraum zu sehen. Da auch andere das thaten, so suchte ich mir an der Seite hinter dem sogenannten Manteau d'Arlequin eine Stelle, wo ich das leicht zusammengeheftete Zeug trennen und durch die so entstandene Oeffnung sehen konnte. Bei der außerordentlichen Enge des Raumes stand der Kaiser, ein Glas Eis in der Hand, kaum zwei Fuß von meinem Observatorium entfernt, und ich konnte ihn so nahe wie nur möglich oder vielmehr wie sonst in meinem damaligen Stande nie möglich, sehen, erinnere mich auch genau seiner zwei Reihen blendend weißer Zähne, wenn er bei der Konversation lachte. Plötzlich heftete er seine durchdringenden Augen auf die Stelle, wo ich hindurchsah, und sagte, scherzhaft den Berlinischen Dialekt nachahmend, den er ja eben von dem Schauspieler Beckmann in der Vollendung gehört: „Da sieht ja eine Nase durch!" — Wie der Blitz fuhr ich zurück und glaubte natürlich, der Kaiser habe auch den Eigenthümer dieser Nase erkannt, denselben Mann, der einst seine militärische Biographie schreiben, und den er durch sein Vertrauen ehren sollte. — Am Tage darauf sah ich den Kaiser beim Exerziren des 2. (schwarzen) Dragoner-Regiments zu Pferde vor der Truppe und nun erst in seiner ganzen imponirenden Erscheinung. Wer ihn bei solcher Gelegenheit gesehen hat, bedarf keiner Beschreibung, und wer ihn nicht gesehen hat, dem giebt die Beschreibung doch kein vollständiges Bild. So möge es auch hier erspart bleiben.

Was mir Ehrendes und Erfreuliches 1835 in Kalisch-Zeit, Kaiser widerfahren ist, habe ich in den Abschnitten „Kaiser

und „Im Palais König Friedrich Wilhelms III.“ aufgezeichnet und zwar nach den Briefen, die ich damals nach Hause geschrieben. Mehr könnte ich auch hier nicht hinzufügen. Jedenfalls datirte von jener Zeit an die Gunst, deren ich mich bis zum Tode des Monarchen erfreute.

Im Jahre 1838 kam der Kaiser zu den Frühjahrs-Manövern nach Berlin, und ich hatte die Freude, ihn während derselben mehrere Male zu sehen, da ich der Berichte im Soldatenfreunde wegen den Truppen den ganzen Tag folgte. Begegnete er mir, so hatte er jedesmal ein freundliches „Bon jour, Schneider!“ oder ein Nicken und mit der Hand Grüßen für mich, so daß die Umstehenden mich oft erstaunt ansahen, als ob sie gar nicht wüßten, was sie aus mir machen sollten. Ja, als er mich beim Schlagen einer Schiffbrücke vom Havel-Ufer bei Pichelsberg zum Pichelswerder aufmerksam beobachten sah, rief er mich heran und stellte mich in Gegenwart des Königs und mehrerer königlichen Prinzen dem ebenfalls anwesenden Könige von Württemberg vor, aus dessen Mienen ersichtlich war, daß er, wie natürlich, keinen besonderen Werth darauf legte, den Redakteur des Soldatenfreundes kennen zu lernen. Der Kaiser schien gar nicht zu begreifen, wie sein Vorgestellter so gar kein Interesse bei dem Könige von Württemberg erweckte, und fügte hinzu: „Das ist derselbe Herr Schneider, der gestern den französischen Soldaten so gut gespielt hat“ — es war nämlich am Tage vorher, den 24. Mai, das Raupachsche Stück „Vor hundert Jahren“ gegeben worden, in welchem ich den Mortier gespielt. — Nun wurde aus dem gleichgültigen zwar ein erstauntes Gesicht, aber interessanter war ich dadurch Seiner württembergischen Majestät durchaus nicht geworden, und so ließ der Kaiser denn auch davon ab, dem Könige eine gute Meinung von mir beizubringen. Der ganze Präsentationsversuch machte eigentlich einen ungemein komischen Eindruck und muß es, als er so vollständig verunglückte, selbst dem Kaiser so

vorgekommen sein, denn als ich nachher in die Nähe des auf dem Pichelswerder aufgeschlagenen Zeltes kam, wo die Monarchen gespeist hatten, und der Kaiser mich dort abermals bemerkte, lächelte er mir so vielsagend zu, daß ich alles Mögliche mir daraus zurechtlegen konnte. Im Herbste desselben Jahres — über die Zeit bin ich indessen meiner Sache nicht ganz gewiß — sah ich den Kaiser wieder beim Manöver und zwar beim Jagdschlosse Grunewald. Die Truppenbewegungen waren vorüber, und das 1. Garde-Regiment zu Fuß hatte auf den Höhen unmittelbar östlich vom Schlosse unter dem hohen Stangenholze ein Biwak bezogen. Nach der Tafel, die im Schlosse stattgefunden hatte, besuchte der König mit allen Prinzen und Prinzessinnen das Biwak seines 1. Garde-Regiments, ließ sich eine Bank unter die Bäume setzen und sah dem lebendigen Treiben der Soldatenwirthschaft unter freiem Himmel zu. Hier war es, wo die beiden Großfürstinnen, Töchter des Kaisers, an die lodernden Wachtfeuer herantraten und dem Kochen zusahen, dabei sich auf den Rasen setzten, sich von den Soldaten Messer geben ließen und ihnen beim Schälen der Kartoffeln halfen. Es war dies eine so gemüthliche und liebenswürdige Scene, daß sie in einem Bilde verewigt worden ist. In der 1856 von mir herausgegebenen „Illustrirten Stamm-, Rang- und Quartierliste der preußischen Armee" habe ich das Bild auf dem Blatte des 1. Garde-Regiments zu Fuß kopiren lassen. Durch dieses Helfen der beiden Großfürstinnen bei der Soldatenküche war eine so fröhliche Stimmung bei den königlichen und kaiserlichen Herrschaften eingetreten, daß die Prinzen mit ihren Schwestern, Schwägerinnen und Kousinen die heitersten Scherze trieben, sich umherjagten und ganz vergaßen, daß sie auch vom Publikum beobachtet werden konnten. So warf zum Beispiel der Kronprinz, später König Friedrich Wilhelm IV., seine Schwester Charlotte, Kaiserin von Rußland, beim Umherjagen so kräftig in einen großen Haufen Stroh, der eben angefahren

wurde, daß der König — damals von aller Welt nur „der alte Herr" genannt — laut rief: „Aber Fritz!" Bei dieser Gelegenheit hörte ich auch, daß die sämmtlichen preußischen Prinzen ihren Schwager, den Kaiser Nikolaus, vertraulich Niks nannten und er auf diesen Namen hörte.

Ich hatte kurz vorher im Soldatenfreunde eine sehr hübsche und brauchbare Karte von dem Manöverterrain zwischen Berlin und Potsdam veröffentlicht und Exemplare derselben während des Manövers an bekannte oder befreundete Offiziere gegeben. Sie war auch auf mir unbekannte Art dem Könige zu Gesichte gekommen, und da der „alte Herr" die gnädige Gesinnung des Kaisers für mich kannte, auch diesem gezeigt worden. Während die Prinzessinnen und Prinzen so fröhlich den auf der Bank sitzenden Vater umgaben, ging der Kaiser an den Gewehrpyramiden entlang durch das Biwak und sah sich die Tornister, die Kochfeuer, die eben aufgeschlagenen Offizierzelte an. Als er mich stehen sah, rief er mich heran, ließ mich neben sich hergehen und sprach lange mit mir. Leider habe ich mir damals nicht aufgeschrieben, was der Kaiser mir gesagt, wie ich später theils in Briefen an meine Frau, theils selbstständig bei mir wichtig scheinenden Anlässen gethan. Daher kann ich hier nur ungefähr seinem Gedankengange folgen; das Frappanteste ist mir aber doch noch lebhaft im Gedächtnisse. Fragen nach jener Karte begannen das Gespräch, dann die Einladung, einmal nach Petersburg zu kommen, wenn die Garden bei Kraßnoje manövrirten, und die Bemerkung, er sei schon so daran gewöhnt, mich bei allen Manövern und Paraden zu sehen, so oft er in Preußen sei, daß er ordentlich etwas vermisse, wenn ich bei irgend einem interessanten Momente nicht in der Nähe sei. Warum ich nicht lieber zu Pferde sei, um überallhin folgen zu können; er habe mir das schon in Kalisch empfohlen. Wenn ich aber nach Petersburg käme, dann wolle er mir schon ein recht wildes Kosakenpferd besorgen. Ich sei der einzige Mensch, der

bisher in wohlwollendem Sinne über seine Armee geschrieben und sich auch um das Detail bekümmert, was andere nie der Mühe werth hielten und auch wohl nicht könnten, da kein Mensch, der nach Rußland komme, Russisch verstehe, also immer nur das erfahre, was man ihm erzähle. Er wisse recht gut, daß ich im Lager bei Kalisch alles ganz genau angesehen und untersucht, und darüber freue er sich; denn was er für seine Soldaten gethan und thue, das könne Jedermann sehen, und brauche er das Urtheil nicht zu scheuen. Aber freilich dürfe man nicht alles nur mit preußischen Augen ansehen, man müsse auch russische Sitten und Gewohnheiten nicht allein kennen, sondern auch gelten lassen wollen. Leider habe er mit militärischen Schriftstellern aus dem Auslande schon recht unangenehme Erfahrungen gemacht. Zu mir habe er aber das Vertrauen, daß ich ohne Voreingenommenheit die Wahrheit sagen würde.

Dann sagte er ungefähr, und gerade dies ist der mir unvergeßliche Theil seiner damaligen Aeußerungen: „Sehen Sie, Schneider, hier unter Soldaten und mitten in dieser Thätigkeit fühle Ich Mich ganz und vollkommen glücklich. Ich begreife auch durchaus, daß Sie, obgleich nicht selbst Soldat, solche Vorliebe für alles Militärische haben. Hier ist Ordnung, strenge, rücksichtslose Gesetzlichkeit, kein Besserwissen und Widersprechen, hier paßt alles und fügt sich alles aneinander und ineinander. Hier befiehlt niemand eher, bis er Gehorchen gelernt hat, steigt keiner ohne Berechtigung über den andern fort, unterordnet sich alles einem bestimmten Zweck, hat alles seine Bedeutung, und derselbe Mann, der heute nach Tempo das Gewehr vor Mir präsentirt, läßt sich morgen für Mich todtschießen! Hier allein sind keine Phrasen, ist also auch keine Lüge, die sonst überall ist. Hier hilft auch kein Verstellen und Täuschen, denn jeder muß endlich der Gefahr und dem Tode gegenüber zeigen, was an ihm ist. Darum ist Mir so wohl unter diesen Männern, und darum werde

Ich auch immer den Soldatenstand in Ehren halten. In ihm ist alles Dienst, und auch der höchste Befehlshaber dient. Ich betrachte das ganze menschliche Leben nur wie einen Dienst, denn jeder dient, viele freilich nur ihren Leidenschaften, und denen darf eben der Soldat nicht dienen, kaum seinen Neigungen. Warum heißt es in allen Sprachen Gottesdienst (Богослуженіе)? Das ist nicht Zufall; das hat eine tiefe Bedeutung. Denn der Mensch soll ganz, ohne Heuchelei und ohne Bedingung, seinem Gotte dienen. Thut jeder in der Welt nur den Dienst, der ihm zukommt, dann herrscht Ruhe und Ordnung, und wenn es nach mir ginge, sollte es in der Welt wahrlich keine Unordnung, keine Ungeduld und keine Ueberhebung geben. Sehen Sie einmal, da marschirt eben die Ablösung ab, kurz vor dem Essen, denn das ist ja noch nicht fertig, und die Soldaten wissen ganz genau, daß sie nun auch nicht eher etwas zu essen bekommen, bis sie von ihrem Posten wieder abgelöst sind. Und doch kein Wort! Sie thun ihren Dienst. Darum werde Ich aber auch Meinen Dienst thun bis zu Meinem Tode und für jeden braven Soldaten sorgen."

Das war so ungefähr der Gedankengang in den ohne Unterbrechung gesprochenen Worten des Kaisers, wie er sich mir eingeprägt hat. Noch jetzt sind sie mir von höchstem Interesse, weil sie so ganz die Ueberzeugungen des Monarchen aussprachen, denen er bis zu seinem Tode und sogar noch in seinem Tode treu geblieben ist. Hätte ich damals ahnen können, in welche Stellung und Thätigkeit meine Laufbahn mich führen sollte, so würde ich dieser merkwürdigen Unterhaltung wohl noch andere Seiten abgewonnen haben. Ich fühlte mich geehrt und erfreut, daß der Kaiser so vertraulich mit mir gesprochen, aber ich legte daran keinen andern Maßstab als den der Ungewöhnlichkeit, daß es mir überhaupt in meinem damaligen Berufe geschehen.

Ich schalte hier gleich ein, daß Kaiser Nikolaus mir in jedem Jahre, wenn ich ihm den vollendeten Jahrgang des Soldaten-

freundes gebunden übersandte, weil er ja in Kalisch auf 25 Jahrgänge abonnirt hatte, einen kostbaren Brillantring dafür überreichen ließ. Nicht weniger als 18 dergleichen hatte ich auf diese Art bis zu seinem Tode erhalten. Er scheint dies wie ein kaiserliches Abonnement betrachtet zu haben. Mit dem Tode des Kaisers hörte natürlich diese Art des Honorars auf. Der kaiserlichen Privatbibliothek habe ich aber bis zu dem verlangten 25. Jahrgange regelmäßig die Exemplare weiter zugesandt. —

Als der Kaiser in den Jahren 1840 und 1843 nach Berlin kam, sagte mir der beide Male gleichzeitig anwesende Oberst v. Rauch, daß der Kaiser sich angelegentlich nach mir erkundigt und wiederholt gefragt habe: „Warum kommt er nicht einmal nach Petersburg zu unseren Manövern?" Das sollte denn nun endlich im Jahre 1847 im Juni geschehen. Um mir das Reisegeld zu erwerben, schloß ich einige Gastrollen für Riga ab, die dann auch wirklich die ganze Reise bezahlten und mir die Bekanntschaft meines später so lieben Freundes, des Generals Jasykoff, verschafften. Was ich sonst auf dieser Reise erlebt, möge anderweitig sein Plätzchen finden. Hier sei nur erwähnt, was sich auf den Kaiser bezieht. Am 14. Juni kam ich in Petersburg mit der sogenannten schweren Post an, die damals nur zwei Passagiere neben dem Kondukteur beförderte, und oft habe ich des wunderlichen Kontrastes gedacht, der gleich die ersten Stunden meines Aufenthaltes in der nordischen Hauptstadt bezeichnete. Im Postwagen saß ich zwischen einem Moskauer Kaufmann, einem echten Borodatsch (Bartrussen), und dem Kondukteur, beide weder durch Reinlichkeit noch Eleganz ausgezeichnet, obgleich herzlich und voller Freundlichkeit für einen Deutschen, der nur russisch mit ihnen sprechen wollte und allerlei Dinge von ihrem Lande und namentlich ihrer Armee wußte, von denen sie bisher keine Ahnung gehabt. Um 12 Uhr nahm ich von ihnen Abschied, und um 1 Uhr stand ich im Kabinet des Kaisers! Ein so merkwürdiges und gewiß ungewöhnliches Zusammentreffen, daß ich mich selbst noch

jetzt, beinahe 20 Jahre später, darüber wundere. Im Hotel Demuth abgestiegen, erkundigte ich mich gleich bei meiner Ankunft nach der Wohnung des Generals v. Rauch, den ich beim Packen seiner Papiere fand; denn er sollte am Tage darauf den Kaiser nach Peterhof begleiten, wo der kaiserliche Hof während der Manöverzeit zu wohnen pflegte. Seine Aufnahme war ungemein freundlich, und versicherte er wiederholt, daß auch der Kaiser sich freuen werde, mich bei den Truppenübungen zu sehen; doch sprach er auch sein Bedauern aus, daß er schwerlich Gelegenheit haben werde, mich hier in Petersburg dem Kaiser noch vorzustellen, und nicht wisse, wie sich das bei dem nun beginnenden unruhigen Leben gestalten werde. Als ich ihm sagte, daß mir Prinz Albrecht einen Brief an seine Schwester, die Kaiserin, mitgegeben, den ich ihm übergeben wolle, damit er rasch in die Hände der Kaiserin komme, dachte er einige Augenblicke nach und fragte dann, ob ich mir nicht einen Frack anziehen könne; er fahre eben nach dem Winterpalast, um den Kaiser zu sprechen, und vielleicht sei es eine Möglichkeit, mich wenigstens flüchtig vorzustellen. Daß ich so rasch, wie eine Droschke es vermochte — und die Droschken vermögen in Petersburg sehr viel — in mein Hotel zurückeilte, die Koffer umstürzte, Toilette machte und auch noch einen Hut ohne alles Handeln für 6 Rubel kaufte, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. In einer kaiserlichen Equipage fuhr ich dann mit dem General nach dem nahen Winterpalast und mußte in einem Vorsaale warten, als der General in das Kabinet des Kaisers ging — abermals ohne angemeldet zu werden, was, wie früher in Kalisch, auf ein ungewöhnlich vertrautes und berechtigtes Verhältniß hindeutete; denn daß es das Kabinet des Kaisers war, in welches der General unangemeldet getreten, hörte ich an der sonoren Baßstimme des Kaisers, welche durch die Thür tönte. Wie ich hier wartete, fiel mir erst ein, daß ich in der Eile meinen Stock mit heraufgenommen, den der dienstthuende Dentschik ganz verwundert betrachtete, aber angenehm befriedigt schien, als

ich denselben hinter einer Säule versteckte. Nach wenigen Minuten öffnete sich die Thür, und der Kaiser trat im Ueberrock, nur das Bändchen des St. Georgs-Ordens im Knopfloche und ohne Epauletten, in den Vorsaal. Während dieser Minuten in dem kaiserlichen Vorsaale war es, wo mir der schon erwähnte Kontrast mit dem Postwagen vor kaum einer Stunde so recht lebhaft vor die Seele trat. Außer dem Dentschik und zwei postenstehenden Grenadieren, war ich der einzige Mensch im Vorsaale, als der Kaiser auf mich zutrat:

„Seien Sie willkommen, lieber Schneider. Es freut Mich, daß Sie endlich meine Einladung angenommen."

„Wäre ich mein eigener Herr, Euer Majestät, so wäre ich gern schon früher gekommen."

„Und wie lange können Sie bei Uns bleiben?"

„Drei Wochen, Euer Majestät!"

„Vortrefflich! Meine Garden rücken am 27. ins Lager. Dabei dürfen Sie nicht fehlen, denn Sie sind ja ein Kenner! Ihren Soldatenfreund lese Ich immer mit Vergnügen. Wie gefällt es Ihnen in Petersburg?"

„So viel ich in nur einer Stunde bis jetzt sehen konnte, gut. Besonders freue ich mich aber, daß Euer Majestät so wohl aussehen."

„Freut Mich, wenn Sie das finden. Ich bin aber nicht mehr das, was Ich war, und fange an, ein alter Krüppel zu werden. Mit Meiner Brust ist es nicht mehr in Ordnung! Ich muß Mich manchmal gewaltsam aufrecht erhalten. Die Begebenheiten fangen an, Mich alt zu machen. Aber in Einem Punkte werde Ich nie alt werden, im Kampfe gegen die Revolution, die jetzt allen Leuten im Kopfe steckt. So lange Ich lebe, soll sie Mich nicht überwältigen. Sie wollen also hier durchaus nicht spielen, wie Mir Rauch schon gesagt hat? Schade, aber Ich kann es Ihnen nicht verdenken. Mein deutsches Theater taugt nicht viel, obgleich Ich kein Geld spare, um der Kaiserin diese Erinnerung an ihre

Heimat zu bewahren. Aber da soll jetzt eine Mamsell aus Berlin sein, die das Publikum sehr hübsch findet. (Fräulein Bauerhorst, später Frau v. Bärendorf.) Aber Mir und Meiner Frau ganz allein werden Sie doch etwas vorspielen?"

„Ich bin auf gar nichts vorbereitet, Euer Majestät, und glaubte hier nur als militärischer Tourist mit einiger Aussicht auf Berichte im Soldatenfreunde — —"

„Ich sehne Mich aber herzlich danach, wieder einmal lachen zu können, weil Mir das recht selten passirt. Ich weiß, daß Sie nur Meiner Truppen wegen hergekommen sind, aber wenn Sie auch Mir nicht zu gefallen spielen wollen, Meiner Frau dürfen Sie es nicht abschlagen."

Ich verbeugte mich stumm, bat nun aber um die Erlaubniß, mit besonderer kaiserlicher Bewilligung alles militärisch Merkwürdige besichtigen zu dürfen, die mir denn auch vollständig zugesagt wurde. Nun sprach der Kaiser noch viel von Berlin, erkundigte sich nach militärischen Dingen, war erstaunt, mich in der russischen Militär-Literatur so bewandert zu finden, besonders über eine früher erschienene russische Rang- und Quartierliste, deren er sich nicht erinnerte, und sagte dann mich entlassend: „Jetzt habe Ich Dienst, denn Ich muß 600 Rekruten für die Garde aussuchen. Hoffentlich sehe Ich Sie bald wieder. Sorgen Sie Mir dafür, Rauch!" —

Damit ging der Kaiser; General v. Rauch begleitete ihn, indem er mir einen Wink gab, hier auf ihn zu warten, und kam auch bald mit sehr zufriedenem Gesichte zurück, denn offenbar freute er sich, daß mich der Kaiser so gnädig aufgenommen. Während ich, seelenvergnügt über den überraschend guten Anfang meines Petersburger Aufenthaltes, meinen unglücklichen Stock hinter der Säule hervorsuchte, den nun auch der General verwundert ansah, sagte er: „Kommen Sie, Schneider! Wir fahren noch nach Jelaginn, denn ich soll Sie gleich der Kaiserin vorstellen!"

So ging es denn über die große Newabrücke und über Wassili Ostrow nach den Inseln zum Lustschloß der Kaiserin, und so lernte ich gleich in den ersten Stunden die schönsten Theile Petersburgs kennen, noch dazu in einer kaiserlichen Equipage, der alle Wagen respektvoll auswichen. Als wir vor dem Palais vorgefahren, mußte ich im Vestibül warten, wo Mohren, Kosaken und Dienerschaft aller Art sich drängten, denn die Kaiserin wollte eben ausfahren. Der General ging mit meinem Briefe hinein und bald darauf kam die Kaiserin, von drei Damen begleitet, den Brief des Prinzen Albrecht in der Hand, in das Vestibül und fragte: „Wo ist er denn?“ als ich mich bescheiden zurückgezogen hatte. Auch hier war die Aufnahme eine überaus gnädige, und Prinz Albrecht schien mich warm empfohlen zu haben; wahrscheinlich hatte General v. Rauch auch schon über die freundliche Aufnahme berichtet, die ich beim Kaiser gefunden, denn die Kaiserin fragte: „Also wollen Sie uns durchaus nichts vorspielen?“ Ich mußte von Berlin, vom königlichen Theater und von Personen erzählen, deren sich die Kaiserin besonders erinnerte, wobei sie erwähnte, daß ihr Vater, der hochselige König, ihr schon von mir erzählt, und daß der Kaiser große Stücke auf mich halte; dann sagte sie: „Sie bringen Uns doch Herrn Schneider nach Peterhof, lieber Rauch? Adieu! Wollen Sie mit, Rauch? Ich will zu Scheremetieffs, die Mich erwarten“, worauf der General antwortete: „Schneider hat keinen Wagen, Euer Majestät, ich muß ihn also erst nach Petersburg in sein Hotel zurückbringen.“

Damit war die Stegreif-Audienz zu Ende, und der General brachte mich richtig bis in das Hotel zurück, wo das Vorfahren einer kaiserlichen Equipage einen wahren Aufruhr verursachte und mir ganz besondere Aufmerksamkeiten verschaffte, deren der bloße Schauspieler wohl kaum theilhaftig geworden wäre. Unterweges im Wagen instruirte mich der General, was ich nun zu thun hätte. Am 17. sollte ich nach Peterhof kommen und bei ihm wohnen, denn da werde der Kaiser Truppen sehen. Bis

dahin werde er schon für die Ausfertigung aller Befehle gesorgt haben. Morgen möge ich eine Visite bei dem General-Direktor aller kaiserlichen Theater, Excellenz Gedeonoff, machen, aber noch nichts von dem Wunsche sagen, den der Kaiser ausgesprochen. Das werde der General alles schon selbst besorgen.

Am anderen Tage erhielt ich die Benachrichtigung, mich am Donnerstag den 17. Juni mit dem Dampfschiffe in Peterhof einzufinden, am Ufer werde mich eine kaiserliche Equipage erwarten und ich von dem Bedienten das Weitere erfahren. Ich hatte also Zeit, Freunde und Bekannte, Gretsch, Peterson, Semenoff, Kong, aufzusuchen und meine Anstandsvisite bei dem General-Theaterdirektor zu machen, der mich eben so kühl und gleichgültig empfing, wie ich die Formen einer Anstandsvisite beobachtete. Er schien zu erwarten, daß ich irgend ein Gesuch vorzubringen haben würde, und war offenbar frappirt, als nichts dergleichen erfolgte, sondern das Gespräch auf ganz Allgemeines beschränkt blieb. Vollkommen unerklärlich war es ihm aber ersichtlich, daß ein Schauspieler zu seinem Vergnügen die Reise nach Petersburg gemacht, denn von meinem militärischen Zwecke erzählte ich natürlich dem Theaterdirektor nichts. So war denn die Visite zu Ende, ehe sie eigentlich noch angefangen, und ich fühlte, wie der allmächtige Gebieter in diesem großartigsten aller europäischen Theaterwesen mir verwundert nachsah, denn ein solcher Kauz mochte ihm eben noch nicht vorgekommen sein.

Schon am Tage darauf erhielt ich eine Visitenkarte Seiner Excellenz mit der Bitte, ihn doch noch einmal zu besuchen. Ich hatte nämlich außer den schon genannten Freunden und Bekannten auch die deutschen Schauspieler Wallner und Mohr, die französischen Péchéna, Alix und Mlle. Déchanel, sowie den russischen Maximoff besucht, und diese schienen Lärm über mich geschlagen, dadurch aber Herr Gedeonoff erfahren zu haben, daß es doch wohl eine ganz besondere Bewandtniß mit mir haben könne, auch wohl kaum auf einen zweiten Besuch von mir zu

rechnen sei, wenn ich nicht dazu eingeladen würde. Um das zu verstehen, muß ich auf früher in Berlin Erlebtes zurückgehen.

Auf der Theaterprobe — ich erinnere mich nicht mehr, in welchem Jahre — erzählte mir der Schauspieler Krüger Vater, daß im Hotel St. Petersbourg Unter den Linden ein russischer Schauspieler sehr schwer erkrankt liege, sich mit niemandem verständigen könne und sich dadurch in einer sehr üblen Lage befinde. Sogleich nach der Probe ging ich in das Hotel, machte die Bekanntschaft Maximoffs, dem es in der That sehr traurig ging, da er den ganzen Tag allein und verlassen lag, sich mit niemandem verständigen konnte und in dem ersten Stadium der Schwindsucht schien. Ich leistete ihm Gesellschaft, dolmetschte seine Bedürfnisse, führte ihn in mein Haus ein und bewies mich, ohne zu wissen, daß er einer der bedeutendsten Schauspieler der russischen Bühne sei — was seine Jugend und die Aermlichkeit seiner Umgebung wenigstens kaum ahnen ließ — freundlich und kollegialisch gegen ihn. Ich veranstaltete auch eine Versammlung der damaligen Mitglieder des dramatischen Vereins in meinem Hause, wo Maximoff uns Scenen aus russischen Stücken rezitirte, kurz war so aufmerksam und zuvorkommend gegen ihn, daß er sich mir wirklich verpflichtet fühlte. So hatte er denn seinen russischen Kollegen von mir erzählt, und diese betrachteten den Dienst, welchen ich dem kranken Maximoff erwiesen, nebenbei aber die Kuriosität, daß ein deutscher Schauspieler zum Vergnügen Russisch gelernt, als etwas so Absonderliches, daß sie während meines ganzen Aufenthaltes dort ungemein freundlich, ja freundschaftlich gegen mich waren. So mochten wohl die russischen Schauspieler ihrem Gebieter von mir gesprochen haben.

Bei den Deutschen hatte Mohr mein Lob verkündet. Dieser Liebling des Petersburger deutschen Publikums — und er verdiente diese Gunst — war eines Tages in Berlin in mein Zimmer getreten und hatte mich gebeten, da ihm das Geld zur Rückreise aus dem Bade nach Petersburg ausgegangen sei, ihm

200 Thaler zu leihen, die er mir pünktlich aus Petersburg zurücksenden werde. Dem ganz unbekannten, aber allerdings durch sein ganzes Wesen Vertrauen einflößenden Manne gegenüber war ich bei so runder Forderung denn doch in einiger Verlegenheit, wenigstens hatten mir meine bis dahin gemachten Erfahrungen keinen Muth zu einem so unsicheren Geschäfte gemacht. Doch entschloß ich mich dazu, glaubte aber allerdings bei Aushändigung des Geldes auf immer von demselben Abschied nehmen zu müssen. Desto angenehmer war die Ueberraschung, als die Summe wirklich gleich nach der Rückkehr Mohrs in seine Heimat aus Petersburg einlief. So mag er auch Freundliches von mir seinen Kollegen mitgetheilt, Freund Wallner aber und Fräulein Bauerhorst (Bärendorf) sein Urtheil bestätigt haben.

Péchéna und Mlle. Déchanel hatten wohl ihren französischen Kollegen erzählt, daß ich in Berlin zum Benefiz der letzteren französisch gespielt und überhaupt die französische Gesellschaft bei jeder Gelegenheit gern unterstützt hatte.

Kurz, ich war den Kollegen in drei Sprachen dort plötzlich eine ganz besonders kuriose, also auch besprochene Erscheinung, und so mochte denn Herrn Gedeonoff vielleicht der Gedanke gekommen sein, doch etwas mehr façons mit mir zu machen. Jedenfalls wußte er heute schon, daß ich auch Literat und Theaterdichter sei, daß ich russische Stücke ins Deutsche übersetzt und daß mein ins Russische übersetzter „Fröhlich“ besonderes Glück gemacht hatte. Vom kaiserlichen Hofe und vom General v. Rauch hatte er noch nichts erfahren, seine Freundlichkeit heute war also keine nothwendige. So verstanden wir uns denn sehr wohl miteinander. Er führte mich selbst in die kaiserliche Theaterschule, stellte mir Entree in seinen sämmtlichen Theatern zur Disposition und befahl, eine Vorstellung besonders mir zu Ehren anzusetzen, nämlich Gore ot Umah von Gribojedoff, welches ich ins Deutsche übersetzt, und die Uebersetzung meines Vaude-

villes „Fröhlich" (Student, Chorist und Affairist, so war der russische Titel), welche denn auch am 25. gegeben wurde und mir viel Vergnügen machte.

Warum ich in einem Abschnitte, der dem Kaiser Nikolaus bestimmt ist, so viel von einem Theaterdirektor spreche? Leider gehört er mit dazu, wie die Folge zeigen wird.

Am Donnerstag fuhr ich natürlich mit dem ersten Dampfboote nach Peterhof, wo mich am Ufer bereits eine Equipage erwartete und der Bediente mir sagte, ich möge nur gleich auf den Exerzirplatz fahren, weil der Kaiser dort das Garde-Grenadier-Regiment zu Pferde selbst exerzire. Ausgestiegen, hielt ich mich außerhalb der Barriere und sah dem Exerziren dieses schönen, durch seine eigenthümliche Kopfbedeckung einzigen Regiments dieser Art in Europa, mit vollkommenem Verständniß zu, da dasselbe nach dem Reglement für die Dragoner exerzirte, welches Reglement — das eigenste Werk des Kaisers — von mir schon vor Jahren ins Deutsche übersetzt und im Soldatenfreunde gedruckt war. Kaum bemerkte mich General v. Rauch, so kam er auf mich zu, sagte, der Kaiser habe schon mehrmals gefragt, warum ich noch nicht da sei, und freue sich, daß ich noch zu rechter Zeit gekommen sei, um das absitzende und zu Fuß als Infanterie fechtende Regiment zu sehen, daß auch schon Befehl gegeben sei, mir nach dem Exerziren alles zu zeigen, was ich in Peterhof zu sehen wünsche. Der Kaiser nickte mir auch, als General v. Rauch zu ihm zurückkam, mehrere Male zu. Es fanden sich auch sogleich mehrere Offiziere bei mir ein, endlich auch der Oberst des Garde-Grenadier-Regiments zu Pferde, der mich mit ganz militärischer Förmlichkeit und Feierlichkeit begrüßte und sofort die Wanderung durch alle Ställe, hölzernen Kasernen, Vorrathskammern, die damals besonders florirende Kantonnistenschule u. s. w. mit mir antrat, mich mit unendlicher Belehrung über die kleinsten Details sättigte und dann ein Frühstück in seinem Hause serviren ließ. Sein Erstaunen wuchs mit jeder

Frage, die ihm verrieth, daß ich über allerlei Dinge des russischen Militärdienstes sehr wohl unterrichtet sei, und er sagte mir, daß er das nicht geglaubt, als der Kaiser ihm, bei dem Befehle mich umherzuführen, zugerufen: „Nehmen Sie sich in Acht. Er versteht das!“ —

Vom Obersten fuhr ich zum Diner beim General v. Rauch, bei dem ich essen sollte, den ich aber nicht fand, da er eben zur Tafel bei der Kaiserin befohlen worden war, so daß ich das für uns beide bereitete Diner allein in seiner Wohnung verzehren mußte. Um halb 6 Uhr kam der General von der kaiserlichen Tafel und fragte mich, warum ich schon so früh vom Exerzirplatze weggegangen sei, da der Kaiser mich noch habe sprechen wollen, daß die Kaiserin bei Tafel den bestimmten Wunsch ausgesprochen habe, hier im Theater von Peterhof eins meiner Genrebilder — am liebsten den „Kurmärker und die Pikarde“ — zu sehen, und daß ich nur alle meine Anstalten dazu treffen möge; denn wenn die Kaiserin etwas gewünscht habe, so gebe es hier zu Lande kein Hinderniß. Ich erwiderte, daß ich unmöglich Herrn Gedeonoff dies als meine Angelegenheit aussprechen könne, weil ich ihm gegenüber nun einmal nicht Schauspieler sein wolle, dagegen aber zu allem bereit sei, was man wünschen werde. „Gut! soll geschehen!“ war die Antwort. Da das Dampfschiff Elisabeth erst um 10 Uhr abends wieder nach Petersburg zurückkehrte, so gab mir General v. Rauch eine Ordre für das Dampfboot Strela (der Pfeil), welches nur für den Dienst des kaiserlichen Hofes bestimmt war und mich allerdings sehr viel rascher nach Petersburg zurückbrachte. Ich sollte nämlich noch einen Brief des Generals selbst dem preußischen Gesandten überbringen, was denn auch pünktlich besorgt wurde, wenigstens an seinen Kammerdiener, da der Gesandte nicht zu Hause war.

Am anderen Tage ging es abermals nach Peterhof, und zwar war mir mit dem Zehn-Uhr-Dampfschiff der Bediente des

Generals nachgefahren, um mir zu sagen, daß ich am nächsten Morgen nur gleich wieder nach Peterhof kommen solle, weil der Kaiser auf demselben Platze das Leib-Garde-Ulanen-Regiment exerziren werde, und ich die Kasernen, Ställe u. s. w. dieses Regiments eben so ansehen solle, wie gestern die des Garde-Grenadier-Regiments zu Pferde. Obgleich ich mich verabredet und die Freunde allerlei für mich veranstaltet hatten, mußte ich doch alles im Stich lassen und um 9 Uhr schon wieder auf dem Dampfschiffe sein. Unter anderem hatte Herr Gedeonoff eine Vorstellung in der Theaterschule für mich arrangirt. Das mußte ich absagen lassen und nun freilich den Grund dazu, den kaiserlichen Befehl für Peterhof, angeben. Dies mag denn auch die erste Veranlassung für manches Spätere gewesen sein.

Diesmal sollte in Peterhof das Gehoffte mißglücken. Der Kaiser trank damals den Kissinger Brunnen, und die Aerzte hatten ihn seit gestern sehr ernstlich gewarnt, während der Kur, vollens gar vormittags, Truppen zu exerziren. So hörte ich denn gleich beim Landen, daß das Leib-Garde-Ulanen-Regiment erst nachmittags 7 Uhr antreten solle. Der Kommandeur desselben, Generalmajor Nierod, hatte aber den Befehl erhalten, mir auch bei seinem Regimente alles zu zeigen. Das an beiden Tagen Beobachtete findet sich im 14. Jahrgange des Soldatenfreundes in den „Militärischen Briefen aus Petersburg" zusammengestellt. Die Besichtigung dauerte bis 3 Uhr; während des Diners beim General v. Rauch entlud sich aber plötzlich ein so heftiges Gewitter, daß das Exerziren auch für den Abend abbestellt wurde, ich also eigentlich unverrichteter Sache nach Petersburg zurückkehren mußte.

Es folgten nun allerlei militärische Besichtigungen in Petersburg, z. B. die des Zeughauses, ein Beiwohnen des großen Examens in der Artillerieschule u. s. w. Von einem Befehle für den Herrn Gedeonoff verlautete aber nichts, und da die in Peterhof garnisonirenden Regimenter bereits in das Lager

bei Kraßnoje abrückten, so hörte ich mehrere Tage gar nichts vom General v. Rauch, fuhr daher am 22. abermals nach Peterhof und erfuhr hier, daß dem Kaiser der Kissinger Brunnen nicht besonders zu bekommen scheine, er sich daher für die Manöverzeit schonen wolle. Deswegen habe auch Gedeonoff noch keinen Befehl wegen meines Auftretens in Peterhof erhalten, und man werde die Vorstellung wahrscheinlich bis zur Ankunft des Prinzen Albrecht und der Prinzessin Luise von Preußen (Prinzessin Friedrich der Niederlande) verschieben. Morgen (Mittwoch den 23.) werde der Kaiser indessen bei Zarskoje-Sselo vier Grenadier- und drei Kavallerie-Regimenter des Grenadier-Korps besichtigen, welche aus Nowgorod und der Umgegend in Petersburg einrückten, um während Abwesenheit der Garde-Regimenter den Wachtdienst in der Hauptstadt zu thun, und werde sich freuen, mich dabei zu sehen. Nach Petersburg zurückgekehrt, fand ich einen Boten des General-Direktors Gedeonoff, der mir sagen ließ, er habe den Befehl erhalten, eine Vorstellung in Peterhof für mich zu arrangiren, da der Kaiser mich in einigen Rollen zu sehen wünsche. So begab ich mich denn am nächsten Tage in die höchst eleganten Direktorial-Büreaus neben dem Alexandra-Theater. Da ich sehr verbindlich, aber erkennbar mit Verstimmung empfangen ward, daß so etwas überhaupt ohne sein Wissen, jedenfalls ohne ihn zu fragen oder seine Vermittlung in Anspruch zu nehmen, hatte geschehen können, war das Geschäftliche rasch geordnet. Er theilte mir mit, daß die Kaiserin den Wunsch geäußert habe, die eben erst aus Paris eingetroffene neu engagirte französische Schauspielerin Mad. Volnys (die ich bei meinem ersten theatralischen Ausfluge in Baden-Baden als das Wunderkind Leontine Fay kennen gelernt) spielen zu sehen, daß bei der Seltenheit einer Theatervorstellung in Peterhof dies eine gute Gelegenheit sei, diese Künstlerin dem Hofe vorzuführen, ob ich also nichts dagegen hätte, wenn bei der Vorstellung auch ein kleines französisches Stück vorher gegeben werde. Obgleich

der Kaiser die ganze Vorstellung nur für mich befohlen, so wollte ich doch einem solchen Arrangement nicht entgegentreten und zeigte meine Bereitwilligkeit, daß ich nur den zweiten Akt des „Reisenden Studenten" geben, in diesem aber die beliebten Lieder aus dem ersten, besonders die „Ungeheure Heiterkeit" einlegen, dann aber zum Schluß den „Kurmärker und die Pikarde" spielen wolle, zu welcher vor allen Dingen eine Französin, die auch graziös tanze, nöthig sei. Sichtlich erfreut über mein Entgegenkommen, schlug er mir die damals so berühmte Mlle. Esther vor, deren späteres trauriges Ende Wallner in seinen so hübschen Erinnerungen schildert. Ich fuhr sogleich zu dieser Dame und hatte Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß sie in einem deutschen Vaudeville vor dem kaiserlichen Hofe spielen solle. Gern ging sie aber, als ich ihr die Idee des Scherzes erzählt, darauf ein, und es wurde sogleich in Gegenwart eines Garde-Offiziers eine Probe abgehalten. Dann ging es auf der Eisenbahn nach Zarskoje-Sselo, wo General v. Rauch mir selbst das Schloß zeigte, mit mir durch den Park fuhr, die berühmte Waffensammlung des Kaisers zeigen ließ und mich dann um 7 Uhr Abends bei schönstem Sommerwetter mit auf den Exerzirplatz nahm, wo die für Petersburg bestimmten, eben angekommenen Regimenter aufgestellt waren und mir ein Offizier beigegeben wurde, um mir einen guten Platz zum Zusehen zu verschaffen und Auskunft über alles zu geben, was ich zu wissen wünsche. Auch hier sah ich wieder, in welchem Grade der General v. Rauch, obgleich Preuße, das Vertrauen und die Vorliebe des Kaisers besaß. Der General hielt mit in der Reihe der Korps, Divisionen und Brigaden kommandirenden Generale, als der Kaiser zu Wagen ankam und das Pferd bestieg. An der Front dieser Aufstellung von Generalen ritt der Kaiser nur mit militärischem Gruße vorüber, den General v. Rauch rief er aber neben sich, gab ihm die Hand und ließ ihn bis zu den Truppen neben sich reiten, während die Generale ehrerbietig hinterher ritten und erst, vor

der Front angekommen, auf ihre Stellen jagten. Als der Kaiser an mir vorüberkam, hielt er an, rief mich heran und sagte:

„Sieht man Sie endlich wieder? Wo haben Sie denn so lange gesteckt? Wenn Ich Sie sprechen will, sind Sie Mir immer unter den Händen fort. Aber freilich, wenn man so viele Besuche bei Schauspielerinnen macht, sogar bei Mlle. Esther! Nun, Sonntag werden Wir Sie ja sehen. Die Kaiserin freut sich sehr darauf. Heut werden Sie Truppen sehen, die eben vom Marsch kommen. Glücklicherweise regnet es nicht, denn Sie haben ein scharfes Urtheil über Meine Soldatenmäntel ausgesprochen. Aber so schlimm ist es nicht, sehen Sie es sich nur genau an, die hellgraue Farbe ist für den Krieg besser als die dunkle Ihres preußischen Soldatenmantels. Wenn Meine Soldaten drei Tage in Ackerfurchen biwakirt, sieht man es ihren Mänteln nicht an, die preußischen vertragen aber kein schmutziges Biwak. Bin neugierig, was Sie über Meine Grenadier-Regimenter drucken lassen werden. Sie sehen ja alles so scharf an, daß man sich ordentlich vor dem Herrn Kritikus fürchten muß. Ich werde aber am Sonntage auch kritisiren."

Ich erinnere mich nicht mehr genau, was ich auf alles dies erwidert habe, aber verlegen oder blöde muß es wohl nicht gelautet haben; denn der Kaiser lachte beim Wegreiten so laut, daß die ganze Suite sich erstaunt untereinander und mich noch viel erstaunter ansah, wer ich wohl sein könne. Die Aeußerung wegen der Mäntel konnte sich nur auf eine Frage beziehen, die ich bei der Besichtigung der Kasernen des Garde-Grenadier-Regiments zu Pferde gemacht, und die dem Kaiser wiedererzählt worden sein mußte. Man hatte mir nämlich von Seiten der mich herumführenden Offiziere die vortrefflichen Eigenschaften des russischen Soldatenmantels gerühmt, der aus einem sehr starken, gefilzten Tuche besteht und in der That allen Anforderungen entspricht. Da dieses Rühmen des russischen mit einem gelegentlichen Seitenhiebe auf den preußischen Soldatenmantel

geschehen war und auch besonders hervorgehoben wurde, es daure drei Wochen, ehe solch ein russischer Mantel ganz durchnäßt sei, fragte ich: „Und wie viel Monate dauert es dann, bis er wieder trocken wird?" worauf allerdings sehr gelacht, aber eine Antwort nicht gegeben wurde. Ich habe mich übrigens trotz der kaiserlichen Bemerkung nicht abhalten lassen, dieselbe Frage auch im Soldatenfreunde (15. Jahrgang Seite 7013) abzudrucken.

Was ich bei dieser Gelegenheit von den Truppen gesehen, habe ich anderweitig in meinen „Militärischen Briefen aus St. Petersburg 1847" erzählt, beschränke mich also hier nur auf das, was den Kaiser betrifft und dort nicht hingehört haben würde. Nach Beendigung der Musterung ritt der Kaiser wieder an mir vorbei — unter uns gesagt, hatte ich mich so placirt, daß er an mir vorbeireiten mußte — rief mich wieder heran, ritt aber sprechend im Schritt weiter, so daß ich fast bis zu den ersten Häusern von Zarskoje neben dem Pferde hergehen mußte.

Fragen nach dem, was ich gesehen und besonders bemerkt, Erinnerung an die Scene in Kalisch im Schloßgarten, wo ich auf ein Sprachexamen gestellt wurde — ich habe das in dem Abschnitte König Friedrich Wilhelm III. erzählt — und Erkundigungen, was mir in Rußland am meisten gefalle, folgten rasch aufeinander. Ich erinnere mich nur, daß zwei Antworten den Kaiser so heiter stimmten, wie wohl selten im Angesicht einer militärischen Begleitung. Die eine fiel auf die Frage, was mir besonders in Rußland gefalle, und lautete: „Die Schlagbäume, weil sie wirklich dem Begriffe eines Schlagbaums entsprechen, das heißt immer geschlossen sind und nur dann aufgezogen werden, wenn jemand hindurchgehen will." In Deutschland hätte ich noch nie einen bei Tage geschlossenen Schlagbaum gesehen, hier in Rußland noch nie einen dauernd aufgezogenen. Die offenen schienen mir bequemer, die geschlossenen aber vernünftiger. Thüren lasse man auch nicht auf des Zugwindes wegen. Der werde nun freilich durch einen geschlossenen Schlagbaum nicht abgehalten,

aber um so gewisser ein Zug Menschen oder ungesetzmäßige Charakterzüge solcher Menschen. Eine zweite frappirte den Kaiser, da ihm die grammatikalische Bedeutung des bekannten für: „Geh da fort! mache, daß Du wegkommst!" gebrauchten Wortes „Paschol!" noch nicht eingefallen war. Paschol heißt nämlich wörtlich „er ging fort!" (3. Person Perfecti des Zeitwortes po-idti), und es ist doch jedenfalls in hohem Grade charakteristisch, daß der Russe jemandem, der erst weggehen soll, zuruft: „er ging fort!" daß er also voraussetzt, jener sei schon im Begriff zu gehen, wenn der Befehlende nur den Gedanken faßt, er möge gehen. Jedenfalls war die Unterhaltung eine sehr heitere.

Nach Zarskoje zurückgekommen, fuhr ich noch einmal durch den Park und dann zur Eisenbahn, wo ich fast die Ehre gehabt hätte, mit dem Kaiser in einem Coupé zu fahren. Ich kam nämlich kurz vor dem Abgange des Zuges auf den Perron und ging an den Coupés entlang, um einen Platz zu suchen. Durch das Fenster des einen sehe ich nur zwei Offiziere in Ueberrock und Mütze sitzen und will eben die Thüre öffnen, als ich den Kaiser erkenne, der aber nach der entgegengesetzten Seite hinsieht und mich nicht bemerkt haben kann. Ehrerbietig trete ich zurück, erkenne aber nun den dicht am Fenster sitzenden General v. Rauch, der mir mit den Augen und einer unmerkbaren Bewegung des Kopfes den Wink giebt, ich solle nur ohne weiteres die Thüre öffnen und eintreten. Das schien mir aber doch zu gewagt, und da keine Zeit mehr zu verlieren war, so sprang ich rasch in ein anderes Coupé. Später hat mir der General Vorwürfe gemacht, daß ich seinen Wink nicht befolgt. Der Kaiser hätte es gewiß nicht übel genommen und sich gern mit mir bis Petersburg unterhalten; denn er habe den ganzen Weg über von meinen Antworten gesprochen, deren Ungenirtheit ihm also nicht mißfallen haben mußte. Dessenungeachtet hielt ich es für besser, den Wink nicht verstanden zu haben.

Die nächsten Tage fanden nun Proben für die auf Sonntag

den 27. Juni angesetzte Vorstellung in Peterhof statt und zwar die letzte am Sonnabend im Michailoffschen Theater. Bekanntlich ist der Zuschauerraum während der Theaterproben dunkel, und ich erfuhr erst aus dem lauten Applaus bei und nach dem Genrebilde, in welchem Mlle. Esther mir vortrefflich sekundirte, jedenfalls besser, als ich je mit einer Darstellerin dieser so dankbaren Rolle gespielt, Folgendes: Es hatten sich nämlich fast alle deutschen Schauspieler versammelt, um den fremden Kollegen zu sehen, der nicht auftreten wollte und doch unter so besonderen Umständen auftrat, — die meisten französischen Schauspieler, neugierig, wie Mlle. Esther es anfangen werde, in einem deutschen Stücke mit einem deutschen Schauspieler zu spielen, — und fast das ganze russische Theater, von Maximoff aufgefordert, mir einen Beweis der Aufmerksamkeit und des Dankes zu geben. So war denn der Zuschauerraum fast ganz gefüllt, und auch der General-Direktor Gedeonoff mit seinem ganzen sehr zahlreichen Verwaltungsstabe war anwesend. Dies improvisirte Publikum brach in einen so schallenden, lange anhaltenden Applaus aus, daß ich ganz erstaunt war, so viele Zuschauer gegenwärtig zu wissen. Besonders enthusiastisch war das ganz aus Deutschen bestehende Orchester, so daß ich sehr ruhig über den Erfolg in Peterhof sein konnte.

Durch diese Beifallsbezeugungen scheint aber bei dem General-Direktor dem schon überlaufenden Fasse der Boden vollens ausgestoßen worden zu sein.

Wahrscheinlich hatte er nun außer dem, was Maximoff, Mohr, die französischen Schauspieler von mir erzählt und sonst Erkundigung ergeben haben mochte, auch erfahren, daß der Kaiser mehrere Male mit mir gesprochen, daß mir auf kaiserlichen Befehl alle militärischen Merkwürdigkeiten gezeigt wurden, daß ich wiederholt in einer kaiserlichen Equipage gesehen worden sei; — ich war ihm also ein unerklärlicher, ein gefährlicher Mensch geworden. Ich mußte etwas beabsichtigen, vielleicht Direktor des deutschen oder

aller Theater werden wollen, und machte ihm durchaus nicht den Hof, was doch alle anderen — manche mit widerwärtiger Unterwürfigkeit — thaten. Nun kam dieser Beifall auch noch hinzu, und ein Succeß, ein Wohlgefallen des Kaisers an meinem Spiele stand in Aussicht. Das waren alles unerklärliche, aber auch unbequeme Dinge, und ich sollte sehr bald erfahren, wie man sich den vermeintlichen Eindringling vom Halse zu schaffen gedachte.

So kam denn der Sonntag heran. Für alle Aeußerlichkeiten war vortrefflich gesorgt worden. Kostüm neu vom Kopf bis zum Fuß — was ich nur wünschte, wurde sofort eingerichtet oder angeschafft. Ich hatte keinerlei Beschwerde, ja, nicht das geringste Mißbehagen, denn alles kam mir freundlich entgegen. Mit dem Kron-Dampfschiff „Samolet" wurde schon früh am Vormittage das ganze theatralische Kontingent nach Peterhof gefahren, dort in dem am Ufer des Meerbusens liegenden Schlosse Monplaisir, in welchem Peter der Große gewohnt, ein Dejeuner eingenommen und dann eine Probe in dem reizend gebauten und ausgestatteten Theater abgehalten.

Während dieser Probe fiel es mir zwar auf, daß sowohl der Regisseur des deutschen Theaters, Herr Gemusäus, als ein russischer Beamter des Direktions-Büreaus mich keinen Augenblick verließen und, wenn ich nicht en scène war, eifrig unterhielten; der Russe schien förmlich dekontenanzirt, als ein kaiserlicher Lakai mich zum Diner beim General v. Rauch einlud. Ich glaubte aber, das bezöge sich nur auf das Arrangement bei dem Diner des gesammten Kontingents, wo beide Herren mir bereits angekündigt hatten, daß sie neben mir sitzen würden. Beim Verlassen des Theaters las ich noch den angeschlagenen Zettel: „Une faute", pour le début de Mad. Volnys. „Der reisende Student", Liederspiel in 1 Akt, und „Der Kurmärker und die Pikarde", Genrebild mit mir als Gast. Im Hause des Generals fand ich dessen Tochter Elise (später Gräfin Fersen) und den ältesten Sohn Alfred (jetzt Oberst und Flügel-Adjutant

Sr. Majestät des Königs), welche mir sagten, der Vater sei soeben noch zur kaiserlichen Tafel nach Alexandrinsk befohlen worden, ich möge daher mit ihnen diniren. Während des Diners wurde der Zettel für die heutige Vorstellung abgegeben, und als Fräulein Elise ihn las, sagte sie:

„Ach wie schade! Nun spielen Sie ja den Kurmärker doch nicht. Ich hatte mich so darauf gefreut.“

„Allerdings spiele ich ihn; eben komme ich ja von der Probe, und Mlle. Esther wird vortrefflich sein.“

„Aber angekündigt ist das Stück nicht. Sehen Sie selbst.“

Und in der That: auf dem Zettel war das letzte Stückchen nicht gedruckt. Aber ich hatte ja eben erst die Zettel mit dem „Kurmärker“ öffentlich angeschlagen gesehen, und die Probe war kaum zu Ende. Kein Zweifel, es sollte mir ein Streich gespielt, eine Demüthigung bereitet werden, auf die ich allerdings unter diesen Verhältnissen nicht vorbereitet war. Man wollte sagen können, der Kaiser und die Kaiserin hätten nach dem „Studenten“ das Theater verlassen und mich im letzten Stücke nicht mehr sehen wollen, weil ihnen mein Spiel nicht gefallen. Man wollte das nach Deutschland berichten können und vor allen Dingen in Petersburg verbreiten, damit mir alle vermutheten Direktionsgelüste vergingen. Deshalb bekam das Publikum Zettel mit drei Stücken, der Hof aber besonders gedruckte mit nur zweien. Er mußte also aufstehen und das Haus verlassen, wenn das zweite zu Ende war; mir aber wurde dann angekündigt: der Kaiser will Sie und Ihr Stück nicht sehen, weil — nun für das Weil würde schon gesorgt worden sein.

Ich muß gestehen, daß mich der Ueberblick über diese geschickt angelegte Intrigue ungemein niederschlug. Ich hatte bei meiner Reise nach Petersburg von dem ganzen Theaterwesen nichts wissen, mich durchaus fern davon halten wollen, hatte nur dem Wunsche des Kaisers nachgegeben, bis zu diesem Augenblicke mich in den angenehmsten Verhältnissen bewegt — und sollte nun plötzlich,

wahrlich unerwartet und unverdient, in die ganze Misere dieser Kulissen-Intriguen hineingeworfen werden.

Ich schwieg, weil ich meinen freundlichen Wirthen den Zusammenhang nicht auseinandersetzen wollte. Hätten sie doch kaum verstanden, welche Tragweite der wohlgezielte Streich für mich haben konnte, haben mußte. Als aber der General von der kaiserlichen Tafel zurückkam, erzählten ihm seine Kinder, daß ich den „Kurmärker" nicht spielen würde, obgleich er auf den Zetteln am Theater angekündigt sei. Da hörte ich denn, daß Herr Gedeonoff mit den Aerzten der Kaiserin gesprochen und ihnen gesagt habe, die Vorstellung sei, so wie sie ursprünglich arrangirt gewesen, bei der starken Hitze zu lang, und die Aerzte hatten der Kaiserin gerathen, nicht zu lange im Theater zu bleiben. Auch war befohlen worden, keine Billets zu dieser Vorstellung auszugeben, und die etwa 40 Personen, welche zum Hofe gehörten, sollten sich so setzen, daß höchstens Eine Person in jeder Loge oder auf je eine Parquetbank vertheilt wären, so daß keine Hitze im Zuschauerraum entstehen könne. Nun verstand ich auch, weshalb mir Madame Volnys eingeschoben, warum aus dem in Aussicht genommenen kleinen französischen Stücke die zweiaktige Comédie larmoyante „Une faute" geworden war. Als ich dem General auseinandersetzte, auf was es dabei eigentlich abgesehen sei, war dieser empört über das Treiben des Herrn Gedeonoff und wollte gleich nach Alexandrinsk zurück, um die Kaiserin von dem Vorgange in Kenntniß zu setzen, dem General-Direktor aber das schlau berechnete Spiel zu verderben.

Ich bat indessen dringend, nicht meinetwegen oder um einer für den kaiserlichen Hof so durchaus unwichtigen Sache willen sich mit irgend einer Person in der Umgebung des Kaisers in Konflikt zu setzen, und erinnerte daran, daß der General-Direktor sämmtlicher kaiserlichen Theater ein sehr viel einflußreicherer Mann sei, als viele wüßten. Es würden sich wohl später Mittel finden lassen, den so geschickt angelegten Plan unwirksam zu machen.

Das sagte ich, glaubte es aber damals nicht; denn der Schlag war sicher, das Abpariren ungewiß.

So ging ich denn zur Theaterzeit durch den Park nach dem Theatergebäude, in welcher Stimmung — brauche ich wohl nicht besonders zu schildern. Aber die Hülfe war nahe. Nicht weit mehr vom Schauspielhause sehe ich plötzlich, vom Hauptwege in einen Nebenweg abbiegend, die Droschke des Kaisers blitzschnell heranfahren. Vorne nur der Kutscher, den wunderschönen Orloff-Traber zügelnd, auf der Schrittlingsbank hinter ihm allein der Kaiser, trotz der sengenden Hitze in seinem bekannten hellgrauen Mantel. Ehrerbietig trete ich an die Seite des Weges, nehme den Hut ab und verbeuge mich. Als aber der Kaiser im Vorüberfahren fragt:

„Wie gehts, Schneider?“

antwortete ich schnell, und ich weiß jetzt noch nicht, wie ich dazu gekommen:

„Schlecht, Eure Majestät!“ —

Der Kaiser sah mich erstaunt an. Dergleichen prompte Versicherung, daß es irgend jemandem schlecht gehen könne, den er nach seinem Wohlergehen fragte, schien ihn dermaßen zu frappiren, daß er halten ließ und nun rief:

„Wieso schlecht?“

„Es ist freilich sonderbar, daß es mir hier in Peterhof, wo ich gewissermaßen ein Gast Eurer Majestät bin, schlecht gehen kann; aber es ist doch so, und ich wenigstens vermag es nicht zu ändern. Ich soll heute Abend nicht das Glück haben, in einem Stücke vor Eurer Majestät zu erscheinen, welches Ihre Majestät die Kaiserin selbst gewählt hat, und das gewiß nicht mißfallen würde —“

„Ah, ist es das? Ja, Meine Frau kann nicht so lange im Theater sitzen. Ich habe bei Tische davon gehört. Sie werden sich doch nicht einbilden, daß ein anderer Grund — — —“

„Ich gewiß nicht, Eure Majestät, aber die anderen. Muß

man nicht sagen, ich habe dem kaiserlichen Hofe mißfallen, wenn ein öffentlich angekündigtes Stück fortbleibt und Eure Majestät das Theater verlassen, so wie ich die erste Rolle gespielt habe."

„Das Stück ist ja aber gar nicht angekündigt worden."

„Doch, Eure Majestät, auf allen öffentlich angeschlagenen Zetteln, aber freilich auf den für den Hof bestimmten nicht. Wenn Eure Majestät am Theater vorüberfahren wollten — dort ist ein Zettel angeschlagen." —

„So, so! — Ja, das ist etwas anderes. Dann könnte es Ihrem Rufe schaden, wenn Wir hinausgingen. Hm! dann hilft es nichts, dann muß Meine Frau schon für diesmal aushalten. Wenn Ich auch sagen wollte, Sie sollten das Stück spielen, wenn die Kaiserin fortgegangen ist, so würden Sie vor gar keinem Publikum spielen müssen; denn Ich muß Meine Frau doch begleiten, und wenn Wir gehen, bleibt kein Mensch darin."

„Das ist es ja eben, Eure Majestät, und darum geht es mir schlecht!" —

„Nun, da wird sich ja doch noch helfen lassen. Sagen Sie niemandem etwas. Vielleicht steckt noch etwas anderes dahinter. Aber verlassen Sie sich auf Mich, Sie sollen Peterhof nicht unzufrieden verlassen!"

„Nun gewiß nicht! und wenn mich Eure Majestät heute Abend die „Ungeheure Heiterkeit" singen hören, so werden Eure Majestät auch wissen, warum." —

„Wollen einmal sehen! Adieu!" —

Wer war froher als ich. — Wie rasch der Wechsel von Niedergeschlagenheit und Rathlosigkeit zur Zuversicht! Aber auch welch glücklicher Zufall! In fast ausgelassener Stimmung betrat ich das Theater und fand richtig meine beiden Chaperons, Herren Gemusäus und Newachowitsch, schon wieder an der Eingangsthür, um mich sofort in Empfang zu nehmen und jedes nicht reglementsmäßige Gespräch von mir abzuhalten. Ich dachte bei ihrem Diensteifer an das alte Sprichwort: Wer zuletzt lacht,

lacht am besten. Nun verstand ich das Tuscheln und die schadenfrohen Blicke der Franzosen und Russen, aber auch die trübseligen Gesichter der Deutschen; denn jeder, der um das Bevorstehende wußte, mußte fühlen, daß hier eine Ungerechtigkeit, eine Feindseligkeit im Werke sei. Da der Kaiser mir Stillschweigen befohlen, so sprach ich natürlich kein Wort davon, daß ich recht gut wisse, wie man die Karten gemischt. Nur einmal war es nahe daran, das Spiel schon vor der Zeit verrathen zu sehen. Während des zweiten Aktes des unerträglich langen, besonders mir unerträglich langen französischen Stückes, ließ mich Mlle. Esther bitten, einen Augenblick in ihre Garderobe zu kommen. Die Gesichter meiner beiden Leibwachen wurden entsetzlich lang, als ich rasch hineinging.

„Eh bien Monsieur, est ce qu'on jouera Votre pièce?“ fragte mich sehr übelgelaunt die noch nicht kostümirte Dame, offenbar unschlüssig, ob sie sich die Mühe einer Toilette geben sollte.

„Pourquoi pas, Mademoiselle? Nous l'avons bien répétée, le costume Vous ira à ravir.“

„Vous croyez? — mais — —“

Da war aber auch schon Herr Newachowitsch und erzählte, wie entzückt der Kaiser über das Spiel der Madame Volnys sei. Noch übelgelaunter als vorher entließ uns Mlle. Esther.

Die Vorstellung hatte erst um 7¾ Uhr angefangen, und es war 9½ Uhr, als der „Reisende Student“ begann. Auch die Zwischenakte waren, wie es mir schien, über alles Maß verlängert worden. So begann ich meine Rolle in einer unbeschreiblichen Stimmung, zu welcher der sonderbare Anblick des Zuschauerraumes, in welchem, außer dem Kaiser und der Kaiserin in der kleinen Prosceniumsloge, wirklich nur 40 Personen weitläufig vertheilt und einzeln im Parquet, in allen Logen-Rängen aber niemand saß, das Seine auch beitrug. Niemand wagte auch nur zu lächeln, bis der Kaiser nach meinem ersten Liede sich weit aus der Loge herauslehnte, die Hände weit vorstreckend

applaudirte und mit der ganzen Kraft seiner sonoren Baßstimme: „Bravo, Schneider!“ rief. Nun war mein Humor verdoppelt und die Empfänglichkeit der wenigen Zuschauer groß. Jetzt sank der Vorhang. Der Kaiser applaudirte abermals, und ich sah noch bei der Schlußverbeugung, wie sämmtliche Zuschauer sich von ihren Plätzen erhoben, um das Theater zu verlassen. Was nun? Konnte ich wissen, was unterdessen in der kaiserlichen Loge vorgegangen war? Es war fast 10½ Uhr geworden. Hatte Seine Exzellenz nicht doch noch eingewirkt? Ich sah keine Anstalten zur Veränderung der Dekoration — dagegen in allen Kulissen erwartende Gesichter. Trübselig suchte ich meine Requisiten zusammen und zögerte dabei so lange wie möglich, weil ich nun jeden Augenblick die Nachricht erwarten mußte: Der Kaiser ist fort! Das Stück wird nicht gespielt. Plötzlich erscheint Seine Exzellenz selbst ganz aufgeregt auf dem Theater und ruft schon von weitem:

„Au rideau! Au rideau! dépêchez Vous!“ und Herr Newachowitsch bittet mich um Gotteswillen, mein Changement de costume zu beeilen. Also wird der Kurmärker doch gespielt? Mit einem triumphirenden: „Eh bien Mademoiselle, qu'est ce que je Vous ai dit?“ eilte ich an Mlle. Esther vorüber, zog mich so rasch, wie sonst wohl nur in einem Verkleidungsstücke, um und spielte nun den Scherz mit dem gewohnten Erfolge, aber wahrlich in ungewöhnlich freudiger Stimmung. Kaiser und und Kaiserin blieben bis zu Ende, und es war 11 Uhr, als der Vorhang fiel.

So war denn die mindestens unfreundliche Absicht nicht gelungen und die nur zu wohl angelegte Intrigue gescheitert, aber freilich nur an einem ganz unberechenbaren Zufalle. Der Kaiser hatte seinen Beifall mit nicht mißzuverstehender Absicht auffallend laut zu erkennen gegeben. Ich konnte also in sehr angenehmer Stimmung durch die wunderschöne Sommernacht auf dem kaiserlichen Dampfschiff nach Petersburg zurückkehren, wo

wir erst Morgens 3 Uhr bei hellem Tageslicht ankamen. Am andern Tage erschien ein Bote der General=Direktion bei mir, ich möge doch in das Büreau kommen. Seine Majestät der Kaiser habe einen Brillantring für mich bestimmt, den möge ich in Empfang nehmen. Mit einer ergebensten Empfehlung ließ ich dem Absender des Boten sagen, ich sei bis zum Tage meiner Abreise Morgens bis 9 Uhr zu Hause, und wenn man mir etwas zu schicken habe, sei dies die beste Zeit, mich überhaupt zu Hause zu treffen. Das mag wohl gewirkt haben, schon wegen der Ungewöhnlichkeit, denn am folgenden Tage brachte mir ein Theater=Sekretär den Ring mit ausgesuchter Höflichkeit.

Herrn Gedeonoff sah ich begreiflich bis zu meiner Abreise nicht wieder, habe mich aber auch nicht an ihm gerächt; denn, nach Berlin zurückgekehrt, schrieb ich in der Spenerschen Zeitung Nr. 239—244 (15. bis 19. Oktober 1847) eine Reihe von Aufsätzen über die Petersburger Theater, in denen ich der geschickten Theaterleitung des Mannes volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, obgleich ich reichen Vorrath von Tadel für ihn gehabt hätte, da ich ja mit Schauspielern aller Sprachen in Berührung gekommen war und allerlei wußte. Aber er war wirklich ein geschickter Theaterdirektor, selbst der mir gespielte Streich war kein ungeschickter und eigentlich nur die Abwehr eines gefürchteten Eindringlings, für den er mich halten mußte.

Von nun an konnte ich ganz meiner militärischen Neigung leben. Schon am andern Tage ging es nach Kraßnoje Sselo ins Lager der Garden, um das Einrücken der Truppen zu sehen, und wohnte ich allen größeren Exerzitien und Manövern bei. Wo der Kaiser mir begegnete, hatte er ein paar freundliche Worte für mich, sprach aber keine Silbe mehr vom Theater. Dagegen wiederholte er mehrmals, er sei sehr neugierig, was der „Soldatenfreund" aus Kraßnoje berichten werde. Leider war mein Urlaub viel zu früh für meine Wünsche abgelaufen. Reich beschenkt und wahrhaft gnädig behandelt, verließ ich Peters=

burg am 3. Juli. Was ich in den letzten Tagen meines Aufenthaltes Militärisches gesehen, ist in den schon erwähnten „Militärischen Briefen aus St. Petersburg" im Soldatenfreunde niedergelegt. — —

Es kam das Jahr 1848 heran. Als ich nach den Vorfällen in Berlin und Hamburg rathlos in Potsdam saß und nirgends sich eine Aussicht bot, künftigen Lebensunterhalt zu finden, schrieb ich in sehr trüber Stimmung an den Kaiser, schilderte ihm die Trostlosigkeit meiner, durch die Revolution herbeigeführten Lage und fragte an, ob Er mich nicht in irgend einer Richtung brauchen könne. Die Antwort war, ich möge nur kommen, Er werde schon für mich sorgen. Der erste Hoffnungsstrahl in schwerer Prüfungszeit. Unterdessen hatte ich aber die Redaktion der „Wehrzeitung" begonnen, und mit den ersten Vorlese-Abenden in Sanssouci öffneten sich Aussichten, die mich nicht mehr an ein Verlassen meines Vaterlandes denken ließen.

Einige Zeit nachher erhielt ich von meinem Freunde Gretsch, dem Redakteur der „Nordischen Biene", aus Petersburg einen Brief, in welchem er mich bat, ihm doch für seine Zeitung Korrespondenzen über den Fortgang der Revolution in Berlin zu senden. Ich that das, und kaum waren die ersten Briefe geschrieben, als ich nicht wenig überrascht war, einen Brief von Gretsch zu erhalten, in welchem er mir sofort einen Jahresgehalt von 1200 Rubeln anbot, wenn ich ihm wöchentlich eine Korrespondenz aus Preußen schicken wollte. Wenn er auch nicht alles drucken könne, was ich schreibe, so möchte ich doch nur so viel und so ausführlich wie möglich schreiben; denn meine Briefe seien ihm immer sehr willkommen. Wer war froher als ich! denn nun konnte ich doch Frau und Kind ernähren. Damals vollständig neu und unbekannt in diesen Verhältnissen, war ich erstaunt, auf diese Art so leicht Geld verdienen zu können, hatte aber keine Ahnung, daß auch hier der Kaiser Nikolaus seine

freundliche Hand für mich im Spiele habe. Gretsch hatte nämlich, obgleich er meine ersten Briefe interessant gefunden, doch kaum die Hälfte des Inhalts drucken dürfen, weil die Zensur in Rußland strenger als je zuvor gehandhabt wurde; er hatte Abschriften meiner Korrespondenz in die Hände der Kaiserin gebracht und diese sie dem Kaiser mitgetheilt, worauf Gretsch veranlaßt wurde, mehr solcher Berichte aus Berlin zu schaffen, die Kosten möge er nur auf die kaiserliche Schatulle liquidiren. So war ich ein Korrespondent für die kaiserliche Familie geworden, ohne es zu wissen, erfuhr es auch erst nach Jahren, und zwar durch die Kaiserin selbst auf Sanssouci, wo sie mir für die treuen und ausführlichen Nachrichten dankte, die ich ihr und dem Kaiser hätte zukommen lassen. Ich wußte nicht, was ich darauf antworten sollte, schrieb deshalb fragend an Gretsch und erfuhr nun den ganzen Zusammenhang. Jetzt wurden mir meine Briefe selbst interessant, und ich erbat deren Rücksendung von Gretsch, da sie doch für ihn keinen Werth mehr haben konnten. So erhielt ich sie sämmtlich zugesandt, und befinden sich dieselben in meinem Nachlaß, sollen aber an das Archiv des königlichen Hauses abgeliefert werden, da sie eine jedenfalls wahrheitsgetreue und regelmäßig fortgeführte Schilderung jener schweren Zeit enthalten.

Nur einmal hörte ich bis zum Jahre 1851 vom Kaiser Nikolaus, daß er sich meiner freundlich erinnert, und diese Erinnerung hätte mir vielleicht sehr unvortheihaft werden können, wenn sie zu allgemeiner Kenntniß gekommen wäre. General v. Rauch, damals schon Generaladjutant, stand von Sanssouci aus begreiflich in ununterbrochener Korrespondenz mit dem Kaiser und sagte mir einst — es war Ende 1848 oder Anfang 1849 — der Kaiser habe ihm, da alles in Preußen drunter und drüber gehe, geschrieben: „Es giebt jetzt nur noch drei gute Preußen, das bin Ich, Sie, lieber Rauch, und Schneider." Wir lächelten über die sonderbare Zusammenstellung. Wie erschrack ich aber, als

ich später und gerade zu der Zeit, wo mein Verhältniß als Vorleser in Sanssouci sich feststellte, von dem damaligen Flügeladjutanten v. Schlegell hörte, daß auch er von diesem Scherze des Kaisers etwas wußte, mir aber nicht sagen wollte, wie er etwas davon erfahren. Wahrscheinlich bezogen sich die Worte des Kaisers auf die Klagen und ohnmächtigen Zornausbrüche in meinen Briefen an Gretsch, von denen ich freilich damals nicht ahnen konnte, daß der Kaiser sie gelesen.

Im Jahre 1851 sah ich den Kaiser zum ersten Male nach der Revolutionszeit wieder und zwar in Warschau. In dem Abschnitte: „Eine Kurier-Reise mit Hindernissen", bald nach meiner Rückkehr von dort und zum Vorlesen in Sanssouci geschrieben, habe ich erzählt, was mir dort begegnet, aber dem Zwecke angepaßt, in humoristischem Tone. Das Erstere, wahrlich damals nicht zum Vorlesen an jener Stelle Bestimmte, möge hier nachgetragen werden.

Es war in dem Lustschlosse Skiernewice im Mittelsalon des oberen Stockwerkes; im Zimmer links waren bereits die kaiserlichen und königlichen Herrschaften versammelt, der Kaiser aber noch rechts in seinem Zimmer. Ich wartete des Befehls, als der Kaiser allein hereintrat, um nach dem Theezimmer zu gehen. Nach abermals freundlicher Bewillkommnung und allerlei Fragen, was ich denn zum Vorlesen mitgebracht, fragte er mich plötzlich:

„Sagen Sie Mir, Schneider, wie konnte es der König über sich gewinnen, wieder in das revolutionäre Berlin zurückzukehren?"

König Friedrich Wilhelm IV. hatte nämlich wirklich im Winter 1850—1851 einige Wochen wieder im Berliner Schlosse gewohnt, war dann aber bald nach Potsdam zurückgekehrt. Ich war in großer Verlegenheit, wie ich diese seltsame, so ohne allen Zusammenhang gestellte Frage beantworten sollte, da sie offenbar einen Tadel für meinen königlichen Herrn enthielt, den ich doch

von einem andern Monarchen nicht zugeben konnte. Das Gefühl ließ mich — glaube ich — richtiger antworten, als ich es durch Nachdenken vermocht hätte.

„Das weiß ich nicht, Eure Kaiserliche Majestät! denn ich habe nicht 16 Millionen Unterthanen. Ich selbst bin bis jetzt nicht wieder in das revolutionäre Berlin zurückgezogen und denke es auch nicht zu thun. Ein Monarch hat aber wohl noch auf anderes Rücksicht zu nehmen, als auf seine Wünsche. Das wissen ja Eure Kaiserliche Majestät besser als ich, da Sie mir diese Frage in Warschau stellen." —

Ich hatte das Auge des Kaisers immer nur freundlich und wohlwollend gesehen, allerdings auch ernst und gebieterisch vor den Truppen, nun lernte ich aber auch den wahrhaft furchtbaren Ausdruck dieser sonst so schönen, großen Augen kennen; denn der Kaiser warf mir einen Blick zu, den ich nie vergessen werde, sah mich von Kopf bis zu Fuß an, als fasse er gar nicht, wie ihm jemand so etwas antworten könne, antwortete nicht gleich, dann aber mit einer zermalmenden Bewegung der Hand:

„Ich habe aber die Revolution in Warschau auch erdrückt!" (задавилъ Революцію.)

„Gewiß, Eure Kaiserliche Majestät! aber bei uns in Preußen wird mein Allergnädigster Herr auch mit ihr fertig werden. Nur wendet er ein anderes Mittel an, die Ekelkur!"

„Nun wir werden ja sehen!"

Damit ließ mich der Kaiser stehen und ging in das Theezimmer. — Mir war doch wesentlich anders zu Muthe, als ich meine Gefühle in dem erwähnten Abschnitte (Kurier-Reise 2c.) beim Eintritt in das Theezimmer geschildert, denn nach diesem Blicke des Kaisers hatte ich kaum noch etwas zu hoffen. Ich bereute zwar nicht, aber ich bedauerte, zu einer dem Kaiser so mißfälligen Antwort gezwungen gewesen zu sein, würde sie aber doch auch heute noch ebenso gegeben haben, was mir hoffentlich nicht mehr arrivirt.

Glücklicherweise hatte ich mich geirrt. Im Theezimmer war der Kaiser freundlich wie immer und schien über das Lachen meine Kühnheit vergessen zu haben, als ich meine „Erste Nacht auf Bürgerwehrwache" las. Daß er aber dessenungeachtet die Antwort nicht vergessen hatte, sollte ich gerade ein Jahr später im Charlottenburger Schlosse erfahren.

Als ich im Lustschlosse Skierniewice zum dritten Male zur Vorlesung befohlen worden war, kam ich abermals in eine große Verlegenheit. In dem Scherze „Mes impressions à Treuenbrietzen" war wiederholt von dem bekannten, seit 1848 erst zum wirklichen Volksliede gewordenen Liede „Ich bin ein Preuße, kennt Ihr meine Farben" die Rede, und die Kaiserin Alexandra Feodorowna fragte mich, ob ich das Lied nicht auswendig wisse; sie höre so oft davon sprechen, habe es aber noch nicht ganz gehört und wünsche, daß ich es ihr vorsinge. Da stehe ein Piano, ich möge mich nur hinsetzen und singen.

Als ich zögerte und verlegen den König ansah, sagte auch dieser:

„Singen Sie doch, Schneider, Meine Schwester scheint das Lied nicht zu kennen!" — Da mußte ich denn erwidern:

„Entschuldigen Eure Majestät, ich habe seit drei Jahren nicht mehr gesungen und weiß nicht, ob ich überhaupt noch eine Singestimme habe."

„Das thut nichts. Wir wollen ja nur das Lied kennen lernen!"

„So entschuldigen mich Eure Majestäten wohl aus einem anderen und zwar dem eigentlichen Grunde. Die kaiserlichen Majestäten haben mich nur als komischen Schauspieler auf der Bühne gesehen und haben auch heute über meine Vorträge gelacht. Wenn mir beim Singen die Stimme versagte oder sonst irgend etwas die ernste, feierliche und freudige Stimmung verletzte, die dieses beste aller National-Lieder, weil es das bescheidenste ist, verlangt, so würde ich es mir nie vergeben können,

in Gegenwart des Königs, dem es gilt, Veranlassung dazu gegeben zu haben."

Schon hatte der Kaiser wieder die Stirn gerunzelt, als ich seiner Gemahlin einen bestimmt ausgesprochenen Wunsch verweigerte, und ich wußte wirklich nicht, ob ich recht gethan, meinem Gefühle zu folgen; als ich aber sah, daß der König beifällig nickte und gleich ein anderes Gespräch anfing, fiel mir ein Stein vom Herzen, und ich gewann den Muth, die beiden Gedichte*) in russischer und deutscher Sprache vorzulesen, die an die Zusammenkunft russischer und preußischer Truppen 1835 in Kalisch erinnerten.

Im Jahre darauf, und zwar ebenfalls im Mai, kam der Kaiser zum ersten Male seit der Revolutionszeit wieder zum Besuche an den preußischen Hof.

Als nun der Gegenbesuch des Kaisers und der Kaiserin für den Mai 1852 angekündigt war und der König seinen Gästen bis an die Grenze entgegenreiste, erhielt ich am 2. während der Soirée in Sanssouci den Befehl vom Könige, mich bereit zu halten, um bis nach Myslowitz mitzufahren. Es werde mir doch gewiß Freude machen, die mir so gnädigen Herrschaften gleich an der Grenze wiederzusehen. Ich solle mir auch allerlei Unterhaltendes und namentlich meine humoristische Beschreibung der Reise nach Warschau mitnehmen; denn davon habe er seiner Schwester geschrieben, und es sei wohl möglich, daß es schon unterwegs in Breslau, wo die Kaiserin wegen ihrer Kränklichkeit zwei Nächte bleiben wolle, zu einer Lektüre komme. So wurde denn am 6. Mai bis Breslau, am 7. aber bis Myslowitz und wieder nach Breslau zurückgefahren. Beim Empfange des Kaiserpaares an der Grenze hielt ich mich in bescheidener Entfernung, auf der Rückfahrt wurde ich aber auf dem Bahnhofe

*) Beide in meinem Buche: „Kalisch im September 1835" Seite 82 und 84 abgedruckt.

in Kosel aus dem Coupé gerufen, da der König dem Kaiser gesagt, daß ich mit bis an die Grenze gekommen sei. Wieder gab mir der Kaiser die Hand, sprach russisch mit mir, lobte die tapfere Haltung der Wehrzeitung und des Soldatenfreundes in schwerer Zeit und meinte, ich würde es doch nicht ebenso gemacht haben wie alle Schriftsteller, die in Rußland freundlich aufgenommen, nachher über das Land geschimpft hätten. Der König habe ihm gesagt, daß ich die vorjährige Reise nach Warschau beschrieben. Hoffentlich sei ich ebenso gerecht gegen alles andere darin gewesen, wie gegen seine Armee. Die Worte des Kaisers waren gnädig, aber doch nicht so freundlich und zutraulich wie früher. Möglich, daß auch nur die dicht drängende Umgebung und die auf mich gerichteten Augen aller daran schuld waren. Ich kam zu keiner Antwort, und im Fluge ging es mit dem Extrazuge weiter.

Der Kaiser ging damals nach Oesterreich, während die Kaiserin den König nach Potsdam begleitete und hier bis zur Ankunft ihres Gemahls verweilte. Wie viel Freundliches und Ehrendes ich während dieses Aufenthaltes der Kaiserin in Potsdam erfuhr, ist in dem Abschnitte: „Als Vorleser“ erzählt, auch wie der Kaiser nach seiner Rückkehr aus Oesterreich am 22. Mai gewünscht hatte, mich vorlesen zu hören. Er war den Tag über in Berlin gewesen und kam erst nach dem ersten Akte des Ballets „Satanella“ nach Charlottenburg, wo der ganze Hof versammelt war. Schon vor der Ankunft des Kaisers hatte ich den Offizieren des russischen Gefolges das Scheerenberg'sche Gedicht „Leuthen“ vorlesen müssen, wurde aber hierauf gerufen, als der Wagen des Kaisers auf der Chaussee sichtbar wurde. So stand ich zufällig am Eingange des vorderen Rundsaales, wo der Thee eingenommen werden sollte, als der Kaiser die Treppe heraufkam.

„Ah, da sind Sie ja, Schneider. Wissen Sie, daß Sie der erste Mensch waren, den Ich bei Meiner Ankunft in Potsdam gesehen. Sie standen vor dem Perron. Beim Aussteigen sah

Ich Mich nach Ihnen um, Sie waren aber nicht da. Hat Ihnen der König nicht gesagt, daß Ich gleich nach Ihnen gefragt."

„Allerdings, Eure Majestät. Aber ich glaubte kaum bemerkt worden zu sein, denn ich halte mich gern entfernt. Ich fehle nie, wo meinem Allergnädigsten Herrn eine Freude widerfährt, aber ich störe nicht gern und habe auch nicht das Recht, beim Empfange selbst auf dem Bahnhofe anwesend zu sein."

„Sehr gut. **Чинъ Чина почитаетъ!** (Deutsch ungefähr: Jedem Range, was ihm zukommt! Wörtlich: Ein Rang ehrt den anderen!) Heute dürfen Sie aber nicht an der Thür stehen bleiben, denn Ich freue Mich darauf, Sie wieder vorlesen zu hören. Ich habe Mich in Skierniewice so unglaublich dabei amüsirt. Apropos! Unsere Unterhaltung von damals. Sie haben recht gehabt; Ich bin heute lange in Berlin gewesen und habe keine Spur mehr von der Rebellion gesehen. Der König hat sie besiegt; Mein System ist aber doch besser! Nun kommen Sie, Wir haben nicht mehr viel Zeit übrig. Ich mußte doch wenigstens den ersten Akt im Theater bleiben."

Bei den Worten: „Sie haben Recht gehabt", hatte der Kaiser mir freundlich die Hand gegeben, dann aber hatte sein Gesicht wieder jenen furchtbar ernsten Ausdruck angenommen, der jede Erwiderung abschnitt.

Ich mußte an jenem Abend lange und nur Humoristisches lesen, wobei der Kaiser eine merkwürdige Vertrautheit mit dem Berlinischen Idiom zeigte, nicht allein Alles verstand, sondern auch selbst durch echt Berlinische Redensarten die Vorlesung unterbrach. Bei der Abreise des Kaisers erhielt ich einen sehr kostbaren Brillantring mit der kaiserlichen Namenschiffre, bekanntlich die höchste Auszeichnung unter einem Orden.

Zum letzten Male sah und sprach ich den Kaiser Ende September 1853 in Olmütz, wohin der Prinz von Preußen zur Inspektion des österreichischen Bundeskontingentes mich mitgenommen hatte.

Da ich eben auf dieser Reise nur mitgenommen war, weder offiziell etwas war, noch vorstellte, so hatte ich wenig Gelegenheit, in die Nähe des Kaisers zu kommen. Die Zeit war eine politisch sehr bewegte, denn der bald darauf ausbrechende Krieg hatte die ganze diplomatische und militärische Umgebung der Fürsten in große Aufregung versetzt. Der Kaiser sah mich bei mehreren Gelegenheiten, bei den Manövern, bei dem großen Feldgottesdienst, dem Sprengen der Minen durch galvanische Drähte, nickte auch jedesmal freundlich; aber nur einmal sprach er mit mir und zwar in seinem Vorsaale, bis wohin der Kaiser von Oesterreich ihn begleitet hatte, als sie vom Manöver zurückkamen. Ich war nämlich zum Grafen Grünne bestellt worden, der aber ebenfalls noch nicht vom Manöver zurückgekommen war, und besah mir, wartend, die offenen Säle, als es plötzlich hieß: die Kaiser kommen! Die Treppe konnte ich nicht mehr hinab, denn dann wäre ich ihnen ja gerade begegnet; ich stellte mich also in dem Vorsaale hinter die Thüre, um nicht bemerkt zu werden. Kaiser Franz Joseph trat komplimentirend bis in den Vorsaal und begleitete den Kaiser Nikolaus bis zur gegenüberliegenden Thür, dann kehrte er um, ging wieder die Treppe hinab, während Kaiser Nikolaus an seiner Thür stehen blieb und mich nun wohl bemerken mußte.

„Was machen Sie denn da hinter der Thür, Schneider? Wollen Sie Mich sprechen?"

„Das möchte ich freilich recht oft, Eure Majestät; aber auf den Wunsch kommt es doch nicht an, man muß auch einen Grund haben. Graf Grünne hatte mich herbestellt, und da alle Säle leer waren, so glaubte ich mir die Bilder ansehen zu dürfen."

„Finden Sie nicht auch, daß die österreichische Armee sich in den letzten Jahren unglaublich verbessert hat? Ich bin ganz erstaunt. Gar kein Vergleich mit dem, was sie vor 1848 war."

„Die kaiserliche Armee ist gegenwärtig in derselben Uebergangsperiode, wie die preußische nach den napoleonischen Kriegen. Ab=

schaffung der Stockprügel, Wirken auf das Ehrgefühl, Ehrenzeichen für den gemeinen Mann, Bücher, Zeitschriften, Lieder. So ist denn auch dieselbe Wirkung erklärlich."

„Das läßt sich doch nicht auf alle Armeen anwenden. Jede hat ihre nationale Eigenthümlichkeit und muß sie auch behalten, wenn sie etwas leisten soll. — Wie kommt es, daß Sie den Prinzen begleiten? Ist er Ihnen eben so gewogen, wie der König? Das sollte Mich freuen."

„Seine Königliche Hoheit haben wohl gewünscht, genaue und vor allen Dingen schickliche militärische Berichte in den Zeitungen über diese Inspektion zu haben, da es ihm nicht gleichgültig sein kann, wenn von der Inspektion eines preußischen Prinzen über österreichische Truppen falsche oder gar übelwollende Berichte gedruckt werden."

„So, so! — Ein gutes Zeichen, daß Sie zugleich beim Könige und beim Prinzen gut angeschrieben sind. Das ist sonst selten. Uebrigens hoffe Ich, daß Ihnen auch Meine Armee nächstens wieder Gelegenheit zu Berichten vom Schlachtfelde geben wird. Es sieht ganz danach aus, als ob die Herren sich in Rußland wieder eine Lektion holen wollten. Lesen Sie, was Puschkin in seinem Gedichte: „Den Verläumdern Rußlands" sagt. Sie haben es ja selbst übersetzt. Nun Adieu! Ich habe noch Dienst!"

Damit wendete sich der Kaiser zur Thür, kehrte aber noch einmal in derselben um und sagte lächelnd:

„Bedanke Mich übrigens für den ‚Europäischen Renneboom'!" —

Das waren die letzten Worte, die ich von Kaiser Nikolaus gehört, und ich blieb verdutzt stehen, weil ich mir gar nicht zusammen reimen konnte, was der Kaiser damit gemeint. Endlich fiel mir ein, wie ich zur Zeit, als sich Preußen und Oesterreich so gereizt und feindlich gegenüberstanden, daß ein Krieg in nächster Aussicht, an einen Freund in Petersburg über diese

Verhältnisse mein Bedauern ausgesprochen und mich über die Aeußerung des Kaisers gefreut: „Auf dem Schlachtfelde, wo sich Oesterreich und Preußen gegenüberstehen, erscheine ich mit meiner Armee und stelle sie zwischen beide. Ich will doch einmal sehen, ob ich nicht im Stande bin, eine veritable „querelle allemande“ zu verhindern.“ Ich hatte, wie gesagt, meine Freude über diesen Entschluß des Kaisers ausgesprochen, da ich überzeugt war, daß er ihn auch ausführen würde, und dabei in freundschaftlichem Scherz geschrieben: „Der ganze Streit kommt mir vor, wie die Berliner Anekdote von Renneboom, wo ein Eckensteher erzählt: Gestern Abend sind wir bei Renneboom. Da kommt Lehmann und schimpft mir Fanchon. Ich steche ihm Eine. Lehmann ist aber nicht faul und sticht mir wieder Eine. Wie wir nun im besten Stechen sind, kommt Renneboom, sticht uns alle beide Eine und schmeißt uns 'raus. Sie sehen, lieber Freund! Ihr Kaiser ist auf dem besten Wege, ein europäischer Renneboom zu werden. Er sticht uns allen beiden Eine! 'Rausschmeißen lassen wir uns aber doch nicht von ihm.“ Ich hatte mir allerdings nicht träumen lassen, daß auch dieser Freundesbrief und Scherz unter Freunden dem Kaiser zu Gesicht oder zur Kenntniß kommen würde. Meine Briefe scheinen aber nun einmal das Loos gehabt zu haben, daß sie ohne mein Vorwissen in die Hände des Kaisers gelangten. Als ich an den etwas indiskreten Freund schrieb und ihm die Aeußerung des Kaisers mittheilte, erfuhr ich denn auch, daß sie sich wirklich auf jenes Scherzwort bezog. Am sonderbarsten war wohl, daß der Kaiser mir dies in Olmütz, drei Jahre nach der Konferenz sagte, die hier jener querelle allemande ein Ende gemacht.

Im Jahre 1854 verlieh der Kaiser mir den St. Stanislaus-Orden 3. Klasse. Damit hatte es folgende Bewandtniß. Ich habe bereits erwähnt, daß ich jährlich ein Exemplar des Soldatenfreundes an den Kaiser senden durfte und dafür auch in jedem Jahre einen Brillantring erhielt. Als der Krieg in

26*

den Donaufürstenthümern ausgebrochen war, fühlte ich mich gedrückt, abermals einen Brillantring annehmen zu sollen, und schrieb bei der Ueberreichung des Exemplars:

„Ich bitte Eure Majestät gehorsamst, mir diesmal nicht, wie bisher alljährlich, ein kostspieliges Ehrengeschenk dafür aushändigen zu lassen, weil es ein niederbeugendes Gefühl für mich sein würde, zu einer Zeit, wo Rußland so schwere Opfer zu tragen hat, ein Geschenk für literarische Arbeit zu erhalten. Widerspricht dies aber der einmal dafür von Eurer Majestät festgesetzten Norm, so bitte ich gehorsamst, die dafür bestimmte Summe den tapferen Verwundeten von Oltenizza zukommen zu lassen oder es nicht für unehrerbietig und undankbar von meiner Seite zu halten, wenn ich dies thue."

Die Antwort auf diese Bitte war die Verleihung des Ordens. Da ich damals schon vier Orden besaß, so darf ich wohl sagen, daß diese Verleihung, weil sie gerade vom Kaiser Nikolaus kam, mich ganz besonders erfreute, obgleich die Orden, die ich bereits besaß, sämmtlich einen höheren Rang hatten und die preußischen eine größere Bedeutung für mich haben mußten.

Seit dem Tode meines Vaters 1839 und dem 7. Juni 1840, dem Sterbetage König Friedrich Wilhelms III., habe ich keinen so tiefen Kummer empfunden, wie bei der ganz unerwarteten Nachricht von dem Tode des Kaisers Nikolaus. In ihm war mir nicht allein ein fürstlicher Gönner, auch ein damals letzter Halt für meine politischen Ueberzeugungen war mir in ihm gestorben. Nun war kein Monarch mehr in Europa, der neben dem Willen auch die Kraft hatte, die Revolution in allen ihren Formen und Konsequenzen zu bekämpfen, und ich fühlte mich immer einsamer mit meiner Meinung, obgleich die Entwickelungen und Begebenheiten mir täglich mehr Recht gaben. Ich suchte einen Trost in der militärischen Biographie des Kaisers, die ich sofort für den Soldatenfreund zusammenzustellen

begann und im 9. Heft des 22. Jahrgangs druckte. Damals reiste der Prinz Carl von Preußen nach Petersburg und nahm Exemplare dieser Biographie, die ich nicht hinschicken wollte, um den Anschein einer literarischen Spekulation zu vermeiden, mit dorthin. In höchstem Grade überrascht war ich aber, als ich bei der Rückkehr des Prinzen Carl von dort den folgenden Brief erhielt:

Des Kaisers von Rußland Majestät hat aus dem Nachlasse des Kaisers Nikolaus I. neben den, den Mitgliedern der Königlich Preußischen Familie zugetheilten Uniformstücken noch einigen Preußischen Unterthanen, deren besondere Anhänglichkeit an den unvergeßlichen Kaiser Allerhöchst Ihm bekannt geworden, kleine Andenken bewilligt. Auf den Antrag Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Carl von Preußen ist unter diesen Euer Wohlgeboren das beikommende Schnupftuch zugefallen, welches in Höchstem Auftrage Ihnen hierbei zu überreichen mir zu besonderer Freude gereicht.

Berlin den 8. Mai 1855.

Hugo Graf Wrschowetz,
Major und Adjutant.

Diesem Briefe und dem theuren Andenken folgte eine Zuschrift des Prinzen Carl, in welcher es heißt:

Umstehende Dankadresse wird um so größeren Werth für Sie, mein lieber Hofrath Schneider, haben, wenn ich Ihnen sage, daß sie ohne mein Mitwissen und mit spezieller Erlaubniß des Kaisers Alexander II. ins Leben gerufen würde.

Carl, Prinz von Preußen.

Diese Dankadresse lautete:

Herr Hofrath!

Durch die geneigte Vermittlung Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Carl von Preußen sind uns Unterzeichneten einige Exemplare des 9. Heftes Ihrer Zeitschrift „Der Soldatenfreund" in Ihrem Namen zugestellt worden. Mit lebhafter Befriedigung haben wir in diesen Blättern den vollständigsten Ausdruck eines großen Theils unserer eigenen Gefühle wiedergefunden, mit großem Interesse sind wir der Erzählung gefolgt, wo sie uns Neues aus dem Aufenthalte unseres verewigten unvergeßlichen Kaisers inmitten unserer preußischen Kameraden vorführt. In einer so bewegten Zeit, wie die unsrige, that es uns besonders wohl, das reine, einfach große Bild unseres hochseligen Kaisers, dessen Tugenden zu schauen und zu bewundern uns in nächster Nähe vergönnt war, von einem unparteiischen Schriftsteller in lebendigen und klaren Zügen dargestellt zu finden.

Sie haben die Wahrheit und nur die ganze Wahrheit ausgesprochen! — Empfangen Sie hierfür unsern allerinnigsten und aufrichtigsten Dank.

St. Petersburg, 7. (18.) April 1855.

General-Adjutant B. v. Knorring.
" " Baron v. Meyendorff.
" " Katénin.
" " Philosophoff.
" " C. v. Saß.
" " Besack.
" " Budberg.
" " v. Grünwald.
" " Jasimowitsch.
" " Tolstoi.
" " v. Prittwitz.

Le Comte Rzewuski, Général, Aide de Camp de S. M.
Aide de Camp, Général W. Menchikoff.
General-Adjutant Baron Korff.
Comte Bétancourt, Général à la Suite de S. M. l'Empereur.
J. Demidoff, Général à la Suite de S. M. l'Empereur.
Comte Baranoff, Général à la Suite de S. M. l'Empereur.
General-Adjutant Ogareff.
" " Graf Benckendorf.
Flügel-Adjutant Baron v. Tettenborn.
" " A. v. Weymarn.
Aide de Camp de S. M. l'Empereur Colonel Annenkoff.
- - - - - - Capitaine Sleptzoff.
- - - - - - Capitaine Wojeikoff.
Comte Kreutz, Aide de Camp de S. M. l'Empereur.
Le Prince Bagration, Aide de Camp de S. M. l'Empereur.
Aide de Camp de S. M. l'Empereur Colonel Guerbel.
Le Colonel Wolkoff, Aide de Camp de S. M. l'Empereur.
- - Skobeleff, Aide de Camp de S. M. l'Empereur.
Le Comte Lewaschoff, Aide de Camp de S. M. l'Empereur.
Stürler, Aide de Camp de S. M. l'Empereur.

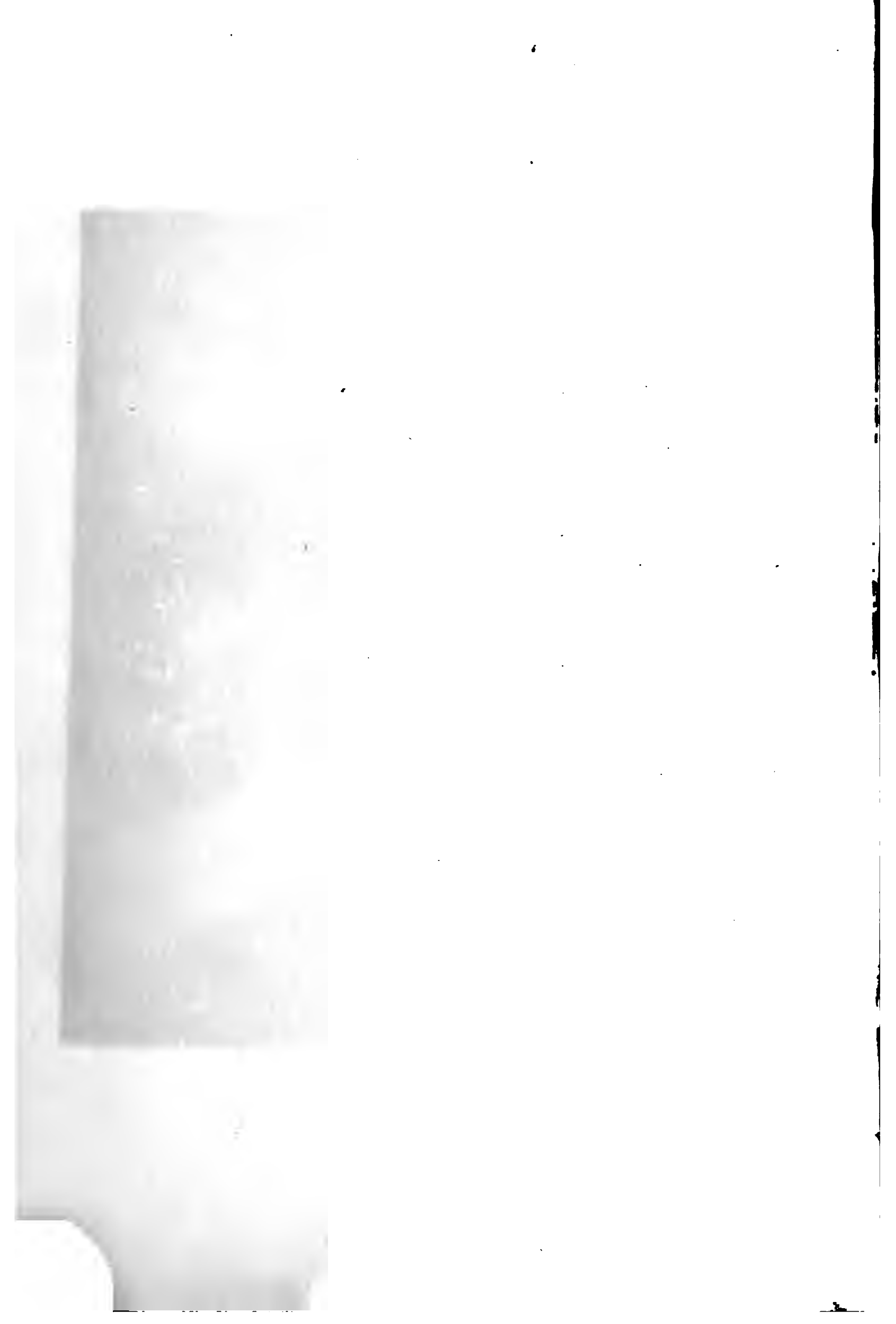
Also 16 General-Adjutanten, 3 Generale à la Suite und 12 Flügel-Adjutanten. Nebenher bemerkt, vielleicht das erste Beispiel eines Kollektiv-Schriftstückes in der russischen Armee.

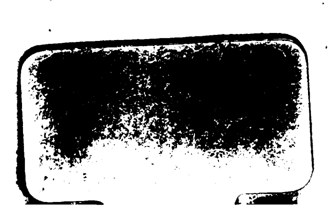
Diese Papiere, außerdem zwei Wachskerzen, die ich bei den Panichiden (Seelenmessen) für die Kaiserin Alexandra Feodorowna 1860 in St. Petersburg in der Kirche empfing, liegen bei der Todtenmaske des Kaisers, welche ich ebenfalls in dieser Zeit aus Petersburg erhielt.

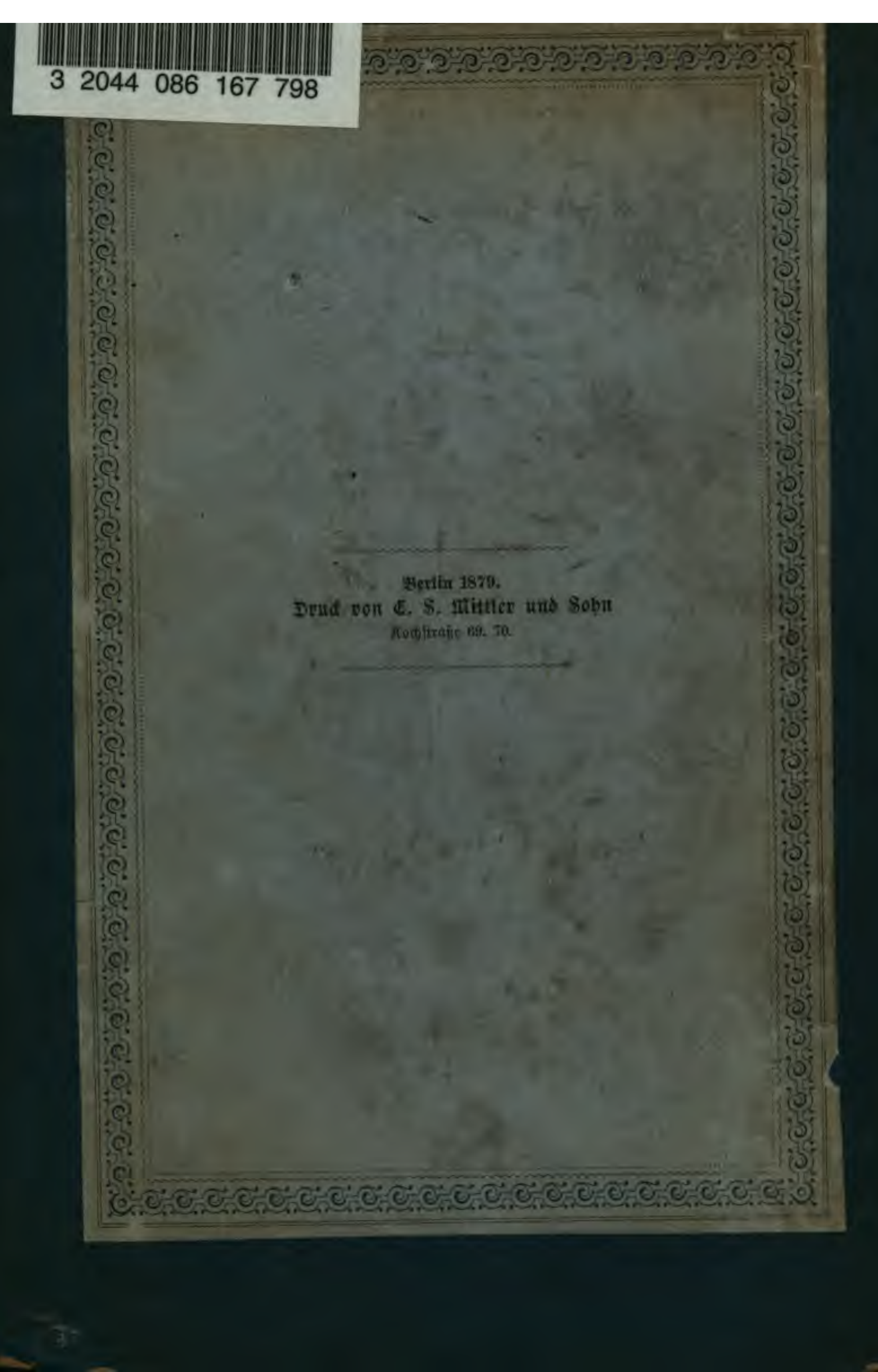
Meine Lieben, bewahrt mir dieses Liebste unter meinem Eigenthum sorgfältig nach meinem Tode und weist ihm zu rechter Zeit einen dauernd würdigen Platz an!

Potsdam, den 12. Juni 1864.

Druck von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin, Kochstraße 69. 70.







Berlin 1879.
Druck von E. S. Mittler und Sohn
Kochstraße 69. 70.